Hom.
1756
-2-

Hom. 1756 - 2

Th. Pat. 1833. a.
Hom
<366378039200010
<366378039200010
Bayer. Staatsbibliothek

Hom 1756

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Kurze Predigten auf alle Sonntage eines katholischen Kirchenjahrs für angehende Prediger und zur häuslichen Erbauung.

Herausgegeben
von
Johann Wirßing,
Kooperator zu Trunstadt in Franken.

Zweiter Jahrgang.

Erfurt, 1803.
In der Keyserschen Buchhandlung.

Anweisungen,

die

gewöhnlichen Sonntags-Evangelien

eines

katholischen Kirchenjahrs

praktisch

zu Predigten

zu bearbeiten,

für

angehende Prediger.

Herausgegeben

von

Johann Wirßing,

Kooperator zu Trunstadt in Franken.

Zweiter Jahrgang.

Erfurt, 1803.

In der Keyserschen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Aufgemuntert durch den Beifall, welchen der erste Jahrgang meiner Anweisungen sowol in mehrern öffentlichen Blättern, als in mündlichen Aeusserungen sachverständiger Männer erhalten hat, liefere ich hier den zweiten, und zwar mit Beisetzung meines Namens, aber nicht aus Eitelkeit, sondern auf Verlangen der Verlagshandlung. Was ich vorzüglich anzumerken habe, ist, daß ich aus manchen Gründen für gut hielt, die indirekte Schreibart mit der direkten zu vertauschen. Daher auch die Beisetzung des zweiten Titels. Ich glaube ürbigens, auch dießmal in der Auswahl der Gegenstände nicht ganz unglücklich gewesen zu seyn, indem ich dabei mein vorzügliches Augenmerk auf den jezt herrschenden Zeitgeist gerichtet habe, um keine Lufthiebe zu thun. Was aber die Darstellung der Gegenstände im wei=

weitesten Sinne betrifft; so muß ich erinnern, daß ich nicht sowol ein bestimmtes Auditorium, als vielmehr den jungen Prediger im allgemeinen im Auge hatte, um ihm kurze, durchaus brauchbare und gut geordnete Materien zur weitern nöthigen Bearbeitung an die Hand zu geben; denn ich wünschte gerne, so viel möglich, allgemein nützlich zu werden. Ich bin freilich bei der Wahl der Stoffe nicht so planmäßig und systematisch verfahren, wie es der Wunsch des schätzbaren Verfassers der Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunterrichtes ist; man wird sich aber doch überzeugen können, daß alle Materien eine reine moralische Ansicht und Tendenz, und zum Fundamente den allgemeinen Grundsatz haben: zuerst nach dem Reiche Gottes zu trachten, und alles Uebrige getrost von dem Geber alles Guten zu hoffen, und dieß, glaube ich, wird meine Arbeit nicht unnützlich machen.

Ich kenne die Vortheile eines Religionsunterrichtes, die ein harmonisches Ganzes ausmacht. Der Christ soll seine Religion ganz kennen lernen, und sie auch ganz ausüben. Dieß macht nun unumgänglich nothwendig, daß sich der Lehrer einen ordentlichen Plan entwerfe, um wenigstens

von

von Zeit zu Zeit nachzusehen, wie weit er gekommen ist; er setzt sich sonst der Gefahr aus, manche wichtige Lehre zu übergehen. Will er nach diesem Plane auch streng arbeiten, um volle Harmonie in seinem Unterricht zu bringen; so hat er freilich mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen; allein sie sind nicht unüberwindlich; er darf nur nicht denken, daß er sich schwer versündige, wenn er hie und da manche trockene sonntägliche Pericope mit Stillschweigen übergehe. Ich bin daher noch nicht entschlossen, ob ich nach meiner jetzigen Methode fortfahren werde, die wichtigsten Wahrheiten des Religionsunterrichtes darzustellen, und am Ende für jene, die nach einem Systeme predigen wollen, eine planmäßige Uebersicht der abgehandelten Gegenstände beizufügen; oder ob ich mit diesem Jahrgange schließen, und Hand an ein eigenes Werk legen soll, welches das ganze System der Religionslehre mit den Sonntagsevangelien in möglichster Verbindung bringe, wie dieß der Wunsch der Rezensenten meines ersten Jahrganges in der Salzburger und Würzburger Litteraturzeitung ist. Der Wille des Publikums soll die Entscheidung geben. Einstweilen aber werde ich in meinen (kurzen Festpredigten), wovon der erste Jahrgang nächstens in der

nämlichen Verlagshandlung erscheinen wird, so viel planmäßig zu Werke gehen. Mitunter arbeite ich an einer (Pflichtenlehre) in Exempeln aus der biblischen Geschichte dargestellt, welches den Freunden der biblischen Geschichte hiermit zu wissen gethan wird. Ich werde leisten, was in meinen Kräften steht.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

Am ersten Sonntage des Advents.
Wann kann das Menschengeschlecht die Erlösung von den meisten Leiden der Erde mit Grund hoffen? S. 1

Am zweiten Sonntage des Advents.
Darf der Christ bei seiner Pflichtausübung auf zeitlichen Gewinn oder Verlust sehen? . . — 5

Am dritten Sonntage des Advents.
Warum wollen manche Menschen mehr seyn, als sie sind? . . . . . . — 10

Am vierten Sonntage des Advents.
Ursachen der schlechten Besserung vieler Christen. — 15

Am Sonntage nach Weihnachten.
Von dem Glücke und den Pflichten jener Kinder, welche gute Aeltern haben. . . . — 21

Am Sonntage vor der Erscheinung des Herrn.
Warum ist der Mensch oft so grausam gegen seinen Mitmenschen? . . . . . — 27

Am ersten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.
Von dem Einflusse der älterlichen Beispiele auf die Erziehung der Kinder. . . . . — 32

Am zweiten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.
Von der nöthigen Vorbereitung zu einer glücklichen Ehe. . . . . . . — 38

Am dritten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Pflichten der Herren gegen ihre Diener. : S. 44

Am vierten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Die unzerstörbare innere Ruhe des guten Christen in allen Lagen des menschlichen Lebens. . S. 49

Am fünften Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Was ist von den gewöhnlichen Klagen über die heutige verdorbene Welt zu halten? . : — 55

Am sechsten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Von dem Mißbrauche unsrer sinnlichen Neigungen und Triebe. . : : . . — 62

Am Sonntage Septuagesima.

Die gewöhnlichen Klagen über die ungleiche Austheilung der irdischen Güther sind unvernünftig und sündhaft. . . . . : — 68

Am Sonntage Sexagesima.

Ueber die Unbeständigkeit vieler Christen in Befolgung der Religion Jesu. : . . — 74

Am Sonntage Quinquagesima.

Es ist gut, daß wir weder die günstigen noch die ungünstigen Schicksale unsers Lebens vorher wissen. — 80

Am ersten Sonntage in der Fasten.

Warum unterliegen so viele Menschen den Versuchungen zur Sünde. . . . . — 87

Am zweiten Sonntage in der Fasten.

Warum werden oft die Wünsche mancher Menschen nicht erfüllt? . . . . . — 93

Am dritten Sonntage in der Fasten.

Von dem großen Glücke einer Familie, in welcher Friede und Eintracht herrschen. . . S. 100

Am vierten Sonntage in der Fasten.

Welches sind die gewöhnlichsten Ursachen der Armuth? — 106

Am fünften Sonntage in der Fasten.

Warum hören die Menschen die Wahrheit oft so ungerne, und glauben sie schlechterdings nicht? — 112

Am Palmsonntage.

Warum fand die Lehre Jesu bei den Juden so wenig Eingang? . . . . . — 118

Am ersten Sonntage nach Ostern.

Wie sehr fehlen Christen, die aus Hochmuth oder Feindschaft andere nicht grüßen. . . — 124

Am zweiten Sonntage nach Ostern.

Eigennutz ist ein abscheuliches Laster. . — 130

Am dritten Sonntage nach Ostern.

Von den Fehlern, welche der Mensch gewöhnlich in Rücksicht der Furcht begeht. . . — 135

Am vierdten Sonntage nach Ostern.

Warum sind die Menschen oft blind gegen das, was gut für sie ist? . . . . — 141

Am fünften Sonntage nach Ostern.

Wann kann der Christ so trostvoll, wie Jesus, sagen: „Ich verlasse die Welt und gehe zum Vater? — 147

Am sechsten Sonntage nach Ostern.

Vom falschen Religionseifer. . . . — 153

Am zweiten Sonntage nach Pfingsten.

Vom Weltsinne. . . . . . — 161

Am

Am dritten Sonntage nach Pfingsten.
Wie gefährlich der Umgang mit bösen Menschen sey. S. 168

Am vierten Sonntage nach Pfingsten.
Was kann den Christen beim Mißlingen seiner Berufsarbeiten trösten? = = . — 173

Am fünften Sonntage nach Pfingsten.
Ueber die bestmöglichste Weise der Versöhnung. — 180

Am sechsten Sonntage nach Pfingsten.
Von der Pflicht, die Armen zu unterstützen. — 186

Am siebenten Sonntage nach Pfingsten.
Schilderung gewisser falschen Menschen und Verhalten gegen dieselben. = = = — 192

Am achten Sonntage nach Pfingsten.
Auf wie vielerlei Weise versündiget sich der Verschwender? = = = = . — 199

Am neunten Sonntage nach Pfingsten.
Wie soll sich der Christ bei den Fehlern seiner Nebenmenschen verhalten? ; . = — 206

Am zehnten Sonntage nach Pfingsten.
Warum halten sich die Menschen oft für besser und frömmer, als sie sind? = = = — 212

Am eilften Sonntage nach Pfingsten.
Der Schwätzer schadet sich und seinen Mitmenschen. — 218

Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.
Wie soll sich der ächte Catholik gegen andere Glaubensgenossen verhalten? = ; . — 224

Am

Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten.

Was kann unser Herz vor Undank gegen Gott bewahren? . . . . . S. 230

Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Wie soll die Sorge des Christen für zeitliche Güther beschaffen seyn? . . . . — 236

Am funfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Wie kann der Christ mit Nutzen Leichenbegängnissen beiwohnen? . . . . — 252

Am sechzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Vom Einflusse des guten Rufes auf ein glückliches und zufriedenes Leben. . . . — 149

Am siebzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Von der großen Glückseligkeit jenes Menschen, welcher das Gebot der Nächstenliebe pünktlich befolgt. — 254

Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Welch ein kostbares Guth die Gesundheit sey. — 260

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Der Christ, welcher seine Schuldigkeit nicht thut, hat keine Entschuldigung vor Gott. . — 265

Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Was für Pflichten haben Aeltern in Rücksicht der Gesundheit ihrer Kinder. . . — 271

Am ein und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Vom Schuldenmachen. . . — 277

Am zwei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Die Pflicht der Unterthanen, Abgaben zu entrichten. S. 282

Am drei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Schilderung des Bösen und des Guten auf dem Sterbebette. . . . . — 287

Am lezten Sonntage nach Pfingsten.

Religion ist die beste Stütze des Staates. — 293

Am ersten Sonntage des Advents.

Text:

Wenn dies anfängt zu geschehen; so seyd gutes Muths, und freuet euch; denn eure Erlösung nahet heran. Luc. XXI. 28. —

Jesus hatte seinen Schülern mehrmals vorhergesagt, daß es ihnen nicht besser als ihm gehen würde, daß sie in der Ausbreitung seiner Lehre von den Juden auf alle mögliche Weise gehindert, daß sie von denselben gehaßt und verfolgt werden würden. Allein er tröstete sie auch öfters wegen dieser traurigen Zukunft, er versicherte sie mehrmals, daß sie bei diesen trüben Aussichten auf den allmächtigen Schutz seines himmlischen Vaters rechnen könnten; und im heutigen Evangelium eröffnet er ihnen sogar den Zeitpunkt, wann das Ende ihrer größten Leiden herannahen würde. Er macht sie nämlich auf die unvermeidliche Zerstöhrung der Stadt Jerusalem aufmerk-

sam, ünd läßt sie aus derselben schließen, wie dann der bürgerliche Verein der Juden und mit demselben ihr Ansehn und ihre Macht, zu schaden, ein Ende nehmen, und sie folglich von ihren ärgsten Feinden befreiet würden. Diese Weissagung des Heilandes gieng auch pünktlich in Erfüllung. —

Das ganze Menschengeschlecht seufzet heut zu Tage unter dem Drucke mancher Leiden, von denen jeder wahre Menschenfreund eine baldige Erlösung hofft. Möchte doch diese Hoffnung so bald, wie die Weissagung des Heilandes im Evangelium erfüllet werden.

Wann kann das Menschengeschlecht die Erlösung von vielen Leiden dieser Erde mit Grund hoffen?

Kein vernünftiger Mensch kann hoffen, daß die Zeit jemals kommen werde, wo unsre Erde von allen Leiden und Uebeln befreiet würde; denn manche sind unvermeidliche Folgen der weisesten und gütigsten Einrichtungen der Natur, wie z. B. die Verwüstungen, welche oft Blitz, Hagel und Ueberschwemmungen anrichten; und Gott kann als Schöpfer der Natur deswegen ganz und gar nicht angeklaget werden, daß er dem Menschengeschlechte eine Welt zum Wohnsitze angewiesen habe, wo es nothwendiger Weise manchem Leiden ausgesetzt seyn müsse, denn er hat demselben Stärke genug gegeben, diese nothwendigen Uebel sich zu erleichtern, und für seine wahre Glückseligkeit unschädlich zu machen; es muß nur seine Eigenliebe einschrän-

schränken, und seine Kräfte gemeinschaftlich zum allgemeinen Wohl anstrengen. So würde z. B. der durch Blitz Abgebrannte bei allgemeiner Bruderliebe überall für sich und die Seinigen ein einstweiliges Obdach und gemeinschaftliche Unterstützung in Erbauung einer neuen Wohnung finden. Und würden die durch Hagel Verunglückten hungern müssen, wenn die Menschen wahres Mittleid hätten?

Welches sind denn aber die Leiden und Uebel, von denen der wahre Menschenfreund eine baldige Erlösung wünschet? Es sind jene, die sich die Menschen selbst zubereiten. Und wann kann man das Ende derselben hoffen? Sobald die Menschen anfangen, verständiger, weiser und besser zu werden. Mancher edle Mensch weint im Stillen Thränen des Mitleids über die Blindheit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit ganzer Völker, welche wegen eines Stückchen Landes, wegen Veränderung ihrer Staatsverfassung, einander das Eigenthum rauben, Felder, Dörfer, und Städte verwüsten und sich selbst morden. Wann kann er hoffen, daß seine menschenfreundlichen Thränen versiegen werden? Nicht eher, bis die Völker und ihre Regenten einsehen, daß ihr wahres Glück nicht in der Größe ihres Reiches, nicht in der gewaltsamen Beherrschung fremder Völker bestehe; sondern in wahrer Vaterlandsliebe, in Vereinigung der allgemeinen Kräfte zum gemeinschaftlichen Wohl, in Kultur der Sitten, der Wissenschaften und Künste und in Friede und Ei-

nigkeit mit allen ihren Gränznachbarn. Sieht man sich in Gemeinden und Familien um, welch' ein schreckliches Bild stellt sich uns hier oft dar? Man quälet und reibet sich auf durch immerwährenden Zank und Streit, durch Haß und Neid. — Jeder Bürger ist nur auf seinen Nutzen bedacht, er sieht es mit ärgerlichen Augen an, wenn ein anderer in seinen Geschäften glücklich ist, und macht sich kein Gewissen daraus, demselben die errungenen Vortheile durch List und Betrug wieder zu entreißen. — Eheleute verbittern und verkürzen sich selbst das Leben durch Unverträglichkeit und Eigensinn; und Anverwandte, Brüder und Schwestern, verfolgen sich wechselseitig. — Wann werden alle diese daher entstandenen Leiden aufhören? Sobald Gemeinden und Familien mehr Gemeingeist, mehr Liebe und Weisheit, und weniger Eigennutz und Thorheit haben. —

Wie groß ist aber erst das Heer von Uebeln, welche sich die Menschen durch Wohlleben, durch Ungeschicklichkeit und Unwissenheit in Betreibung ihrer Geschäfte und Gewerbe, durch Habsucht und Falschheit zuziehen? Hier seufzet und jammert ein Kranker über die Schmerzen, die er sich durch eine unordentliche Lebensart verursachet hat; dort kann ein Elender seine Blöße kaum bedecken, er hat kein Nachtlager und muß sein Brod von einer Thür zur andern suchen. Fragt man nach der Ursache seiner großen Dürftigkeit, so heißt es: er war ein Verschwender, oder ein ungeschickter Haushalter. Hier verwickelt sich ein Nachbar aus Neid oder Habsucht in einen langwierigen Prozeß, er ver-

verliert dadurch Haus und Hof, und muß mit Weib und Kindern im Elende herumziehen. Dort sitzt der Dieb im Zuchthause, muß unter Schlägen die schwersten Arbeiten verrichten, und der Mörder muß den Galgen besteigen. — Wann kann man hoffen, daß alle diese Leiden ein Ende nehmen werden? Nicht eher bis die Menschen verständiger, weiser und besser werden, bis sie ihr wahres Wohl besser kennen lernen ihre Begierden und Leidenschaften einzuschränken und zu beherrschen suchen, und sich von der großen Wahrheit überzeugen, daß es eigentlich von ihnen selbst abhänge, ob die Erde ein Wohnsitz der Freude und Glückseligkeit, oder der Traurigkeit und des Elendes sey. —

Möchte doch dieß goldene Zeitalter bald eintreten! Es wird kommen, so bald die Religion Jesu mehr geachtet, geliebt und befolget wird; denn diese ist es allein, welche dem Menschen sein wahres Heil kennen und erreichen lehrt.

Am zweiten Sonntage des Advents.

Text:

Als Johannes gefangen lag, und von den Thaten Christi hörte, sandte er zwei von seinen Jüngern an ihn ab, und ließ ihn fragen: Bist du derjenige, der da kommen soll, oder haben wir einen andern zu erwarten? Math. XI. 2. 3.

Die Tugend muß unbedingt, ohne Rücksicht auf zeitlichen Gewinn oder Verlust aus-

ausgeübt werden; diese wichtige Wahrheit lernen wir aus der Gefangenschaft Johannes des Täufers. Der heilige Mann mußte im Kerker schmachten, und warum? Wegen seines Tugendeifers. Er hatte die Unrechtmäßigkeit des Zusammenlebens des Fürsten Herodes Antipas mit seiner Brudersfrau Herodias dargestellt, und sich dadurch den Haß und die Rachsucht der letzten im höchsten Grade zugezogen. Diese schwur ihm wirklich den Tod, denn sie fürchtete, er möchte es durch seine mächtige Zusprache beim Herodes, doch endlich noch dahin bringen, daß er sie von sich stoße. Johannes hätte dem ihm bestimmten grausamen Loose entgehen können, wenn er die dem Fürsten Herodes gehaltene Strafrede zurückgenommen und zu schweigen versprochen hätte. Allein er wollte lieber der Tugend wegen den Tod leiden, als ihr untreu werden, und so wurde er dann auch ein Opfer der Weiberrache, der Tod war der Lohn, den er wegen seiner Liebe für Wahrheit und Tugend erhielt.

Es ist traurig, die Bemerkung machen zu müssen, daß es auch heut zu Tage noch manchem Rechtschaffenen so geht; daß Spott, Haß und Verfolgung, noch oft der Lohn seiner Pflichtausübung ist. Aber soll er deswegen in seinem Tugendeifer erkalten? Dieß ist eine wichtige Frage. Wohlan also! man höre:

Darf es den Christen jemals reuen, pflichtmäßig gehandelt zu haben, wenn er dafür von Menschen gar nicht, oder noch übel belohnet wird?

Die

Die Tugend ist an sich so ehr- und liebenswürdig; sie hat so etwas Göttliches an sich, daß ihr auch der Erzbösewicht nicht feind seyn kann; und doch wird sie von Menschen oft so schlecht geachtet! woher dieß? Manche ehren und lieben die Tugend anderer nicht wegen ihres innern Werthes; sondern nur aus Eigennutz, nur so lange, als sie ihren verschiedenen Leidenschaften nicht entgegen ist. Was Wunder, wenn sie dieselbe verachten, hassen und verfolgen, so bald sie z. B. mit ihrem Ehrgeitze, Hochmuthe, oder Intresse ins Gedränge kömmt? So wurde Johannes vom Fürsten Herodes wegen seiner strengen Tugend nur so lange geachtet und geschätzet, als er seiner Leidenschaft gegen die Herodias nicht widersprach, als er aber dieß that, wurde er zum Lohne seiner edlen Freimüthigkeit und Rechtschaffenheit eingekerkert und enthauptet. Der Heiland wurde von den gemeinen Juden, denen er Gutthaten erzeigte, wegen seiner Heiligkeit geliebt, von den Pharisäern aber, deren Eigennutz, Hochmuth und Heucheley er nicht schonte, wurde er aufs äußerste gehasset und verfolget. Reuete es ihn aber jemals, der größte Wohlthäter seiner Landesleute gewesen zu seyn, weil er von ihnen mit dem grausamen Kreutzestode belohnet wurde? Niemals, und warum nicht? Er erkannte es als den Willen seines himmlischen Vaters, das Menschengeschlecht von dem Verderben, in welches Unwissenheit, Aberglaube und die Sünde es gestürzt hatten, auch mit Aufopferung seines Lebens zu erlösen. Der Undank der bösen Menschen schmerzte ihn freilich; allein der-

selbe war doch nicht im Stande, ihn an Erfüllung seines erhabenen Berufes zu hindern.

Nun werden wir uns die Frage, ob es den Menschen reuen dürfe, pflichtmäßig gehandelt zu haben, wenn er dafür von Menschen schlecht belohnet wird, leicht beantworten können. Jesus, der wegen seiner Heiligkeit uns das erhabenste Muster der Nachahmung ist, bereuete es niemals, den Willen seines himmlischen Vaters erfüllet zu haben, ob ihm gleich der größte Undank der Welt dafür zu Theil ward; warum sollte es wohl der Mensch thun? Ist es nicht der Wille Gottes, den er uns schon durch die Vernunft offenbaret, unsere Pflichten unbedingt, ohne Rücksicht auf zeitlichen Gewinn oder Schaden, zu erfüllen? Sagt nicht der Heiland Math. V. 47. Wenn ihr jene nur liebet, die euch lieben, was habt ihr für einen Lohn davon? Thun dieß nicht auch die Heiden? Vergleiche man einmal zwei Menschen mit einander, von denen der eine nur dann seine Pflichten befolget, wenn er einen gewissen Vortheil vor Augen sieht, der aber dieselben unterläßt, so bald er keinen Gewinn zu hoffen, oder gar Uebles zu fürchten hat; wo aber der andere der Tugend stets getreu bleibet, wenn es ihm auch noch so große Aufopferungen kostet. Welchem von Beiden müssen wir den Vorzug geben? Gewiß dem Letztern; unser eigenes Gewissen sagt uns, daß eine eigennützige Tugend keine Tugend sey. Und was würde wohl aus dem Menschengeschlechte werden, wenn es schon genug wäre, die Tugend nur aus Eigennutz zu lieben?

Wehe

Wehe dann allen Armen und Unglücklichen! sie würden keine Hülfe mehr finden. Die verschiedenen Berufs- und Standespflichten würden größtentheils gar nicht oder schlecht beobachtet werden. — Allein das kann und darf nicht seyn; die Tugend hat ihren Werth für sich allein, sie braucht ihn nicht erst von was Aeußerem zu borgen, sie muß folglich auch ganz unbedingt geliebet werden. Ziehet sie uns gleichwohl Verachtung, Haß und Verfolgung zu; es darf uns nicht reuen, ihr treu gedient zu haben; das süße Bewußtseyn, unsere Schuldigkeit gethan zu haben, welches kein Lohn der Erde überwiegen kann, der Beifall, die Achtung und Liebe aller guten Menschen, und die Versicherung, welche Jesus Math. V. 12. allen jenen ertheilet, die wegen der Tugend hier auf der Erde leiden, diese drei Stücke können uns hinlänglich trösten und Stärke geben, in unserm heiligen Eifer muthig auszuharren.

Wohlan also ihr Vorgesetzten, die ihr Recht und Gerechtigkeit mit der größten Gewissenhaftigkeit handhabet, und doch oft verachtet und gehasset werdet! lasset euch durch diese Blindheit eurer Untergebnen nicht irre machen, eure Schuldigkeit zu thun. Ihr Aeltern, die ihr eure Kinder nach Kräften zu guten und glücklichen Menschen zu erziehen gesuchet habet, und in eurem schwachen Alter von denselben verlassen werdet, weinet wohl über die Lieblosigkeit eurer Kinder; aber lasset es euch nicht gereuen, eure Schuldigkeit gethan zu haben. —

Ihr Wohlthäter, die ihr euer gutes Herz gelästert und verachtet sehen müsset, höret deswegen nicht auf, Hülfsbedürftigen Gutthaten zu erzeigen. — Ihr Jünglinge, die ihr von euren Kammeraden verspottet werdet, weil ihr mit ihnen den Weg des Lasters und des Verderbens nicht gehet; lasset euch nicht verführen, bleibet auf dem Wege, auf dem ihr seyd, er führet euch zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit.

Möchten doch alle Menschen sich von der großen Wahrheit: die Tugend muß unbedingt, ohne Rücksicht auf zeitlichen Gewinn oder Verlust, ausgeübt werden, recht fest überzeugen! Nichts, weder die Güter, noch die Uebel der Erde, würden im Stande seyn, sie derselben untreu zu machen. —

Am dritten Sonntage des Advents.

Text:

Er bekannte und läugnete nicht; er bekannte: Ich bin nicht Christus. Joh. I. 20.

Johannes hatte durch seine strenge Lebensart, durch seinen Tugendeifer und durch sein Predigen und Taufen, seine Landesleute in Rücksicht seiner Person, ganz irre gemacht, so daß sie in Zweifel stunden, ob sie ihn für einen Propheten, oder gar für den versprochenen Messias halten solten. Sie schickten daher, um

um sich von dieser Ungewißheit zu befreien, eine Gesandschaft ab, und ließen ihn fragen: wer er denn sey? Es wäre dem heil. Johannes ein Leichtes gewesen, sich für mehr auszugeben, als er war; weil selbst der hohe jüdische Rath durch die hohe Meinung, welche er von ihm hatte, dazu behülflich gewesen wäre. Allein er that es nicht; er sagte ganz freimüthig heraus: Ich bin weder Christus, noch Elias, noch ein Prophet; ich bin blos die Stimme dessen, der in der Wüste ruft; Bereitet den Weg des Herren! wie Jesaias, der Prophet sagte.

Wem gefällt nicht dieses edle und schöne Benehmen des heiligen Mannes? Wie sehr beschämet derselbe aber auch nicht solche Christen, welche alle Gelegenheiten, sich größer zu machen, als sie sind, ängstlich aufsuchen, und weißlich zu benutzen wissen? —

Woher kommt es, daß manche Menschen mehr seyn wollen, als sie sind?

Kein Mensch kann ganz gleichgültig gegen die Meinung seyn, welche andere von seiner Person, von seiner Denk- und Handlungsweise haben, denn dieselbe hat vielfachen und wichtigen Einfluß auf die Verhältnisse, in denen er mit ihnen steht. — Der Weise bestrebet sich daher auch, das wirklich zu seyn, oder doch zu werden, wofür er vor andern gehalten zu werden wünschen muß; der Thor aber begnüget sich mit dem blosen Scheine, und glaubet damit andere zu blenden. Allein manche Menschen wollen

nicht nur mehr scheinen, als sie sind; sondern sie wollen auch wirklich mehr seyn, und woher kommt dieß?

1) Aus Unwissenheit; 2) aus Eitelkeit und 3) aus Eigennutz.

a) Wer ein Gebäude beurtheilen will, ob es regelmäßig und nach der Kunst aufgeführt sey, muß in der Baukunst auch Kentnisse haben; er wird sonst elende Hütten als Meisterwerke anstaunen. Das nämliche gilt von der Beurtheilung unserer selbst. Wem es an wahrer Kenntniß dessen fehlt, worauf er sich viel einbildet; was Wunder, wenn er mehr zu seyn glaubt, als er ist. So hält sich mancher für gelehrt, weil er nicht weiß, worin wahre Gelehrsamkeit besteht, es ist ihm schon genug, wenn er nur von vielen Gegenständen mit Machtsprüchen schwatzen kann, und wenn er von vielen Jaherren Beifall und Bewunderung seiner Geschicklichkeit findet. — Ein anderer glaubt ein großer Künstler zu seyn, wenn er es in seiner Kunst nur so weit gebracht hat, als sein Meister; er prahlt und verachtet gar andere seines gleichen, und warum? Er weiß nicht, daß die Künste sich immer mehr vervollkommnen, und daß er folglich in der nämlichen Kunst, in welcher sein Lehrer zu seiner Zeit ein Meister war, ein Stümper seyn könne. Viele Menschen glauben, gute Christen zu seyn, und den ganzen Inhalt der Religion Jesu zu erfüllen, wenn sie nur die Gebräuche derselben, die Mittel zur Tugend gewissenhaft befolgen; sie fühlen bei ihrer eingebildeten Heiligkeit ein

gewis-

gewisses Wohlbehagen, stellen sich stets als Muster der wahren Frömmigkeit dar, um bewundert und angestaunt zu werden, und verachten andere, die mehr auf das Wesen der Religion sehen, und schreien sie als Freigeister aus. Warum halten sich solche Christen für besser, als sie sind? Sie kennen den Geist der christlichen Religion nicht. —

b) In den Augen des vernünftigen und gesetzten Mannes, hat nichts einen wahren und unbedingten Werth, als die Tugend allein; und derselbe schätzt alle Güter der Erde nur nach dem Einflusse, den sie auf die Tugend haben. Ganz anders denkt der Eitle; dieser legt Sachen einen Werth bei, die an sich gar keinen haben, und dünkt sich folglich auch im Besitze derselben größer, als er ist. So hält sich mancher für besser, als andere Menschenkinder, weil er von hoher Geburt abstammt; da doch dieselbe ein Zufall ist, und ohne Adel des Herzens, ohne Verdienste um die Menschheit, keinen Werth hat. Ein Anderer pranget und brüstet sich mit den Ehrenstellen, die er bekleidet; ob er gleich die Geschäfte derselben schlechter besorget, als der Tagelöhner sein Tagewerk, und sie vielleicht nur zum Wohlleben, zur Unterdrückung anderer benutzet. — Das blinde Glück hat manchem Reichthum zugeworfen; er schauet deswegen mit verachtendem Blicke auf andere herab, und läßt überall seine Größe fühlen, wenn er gleich von seinen Schätzen einen sehr schlechten Gebrauch macht. — Ein Anderer bildet sich viel auf sei-

seine körperliche Schönheit ein, und besitzet doch keine schöne Seele, ja er braucht oft jene zum Verderben seiner Mitmenschen. —

c) Der Eigennützige ist zu jeder Niederträchtigkeit, zur kriechenden Schmeichelei, zum Betrug im Handel und Wandel, zu aller Ungerechtigkeit aufgelegt; was Wunder, daß er auch kein Bedenken trägt, mehr aus sich zu machen, als er ist, wenn es sein Interesse fordert. Wenn er dadurch bei Einfältigen einen Gewinn zu erhaschen hoffet? Wer Beispiele von solchen eigennützigen Menschen aufsuchen will, findet sie an den sogenannten Marktschreiern, welche Wunderkuren von sich ausgeben, und Universalmittel gegen alle Krankheiten besitzen wollen. Ferner an den vorgeblichen Zauberern, Schatzgräbern, und Goldmachern, welche die Leichtgläubigkeit einfältiger Menschen gar gut zu ihrem Vortheile zu brauchen verstehen; und endlich auch an Handwerksleuten, die alle ihres Gleichen an Geschicklichkeit und Treue zu übertreffen vorgeben, um nur mehr Kundschaften an sich zu ziehen. — Möchten doch die Menschen die üblen Folgen wohl beherzigen, welche die Sucht, mehr seyn zu wollen, als man wirklich ist, nach sich ziehet! Möchten sie doch bedenken, daß der Unwissende und eitle Prahler allen Vernünftigen zum Gelächter und Verachtung werde, sich selbst aber zum Hindernisse, nach wahrer Vollkommenheit zu trachten, und daß der Eigennützige

über

über kurz oder lang, als ein Betrüger erkannt, verachtet und gehasset werde.

Am vierten Sonntage des Advents.

Text:

Er machte sich auf, durchzog das Land am Jordan, und lehrte, daß diejenigen, welche sich taufen liessen, und Buße thäten, Vergebung der Sünden erlangen sollten. Luk. III. 3.

Johannes trat endlich, nach langer Vorbereitung, aus der Wüste als Bußprediger hervor, und empfahl sich auch als solchen, durch seine strenge Tugend, welche sich vorzüglich durch Nüchternheit und Entfernung von aller Weichlichkeit äußerte. Von allen Seiten strömten die Juden hin zu ihm an den Jordan, um seine Lehren zu hören; und er öffnete allen, ohne Unterschied der Personen, die Augen über die Ursachen ihres Verderbens, und zeigte ihnen den Weg, den sie zu ihrer Besserung einschlagen sollten. „Thut Buße," rief er unabläßlich, „denn das Reich Gottes nahet heran." Und was hatte dieser Ruf für eine Wirkung? Viele erkannten die Nothwendigkeit, sich zu bessern und ließen sich auf die Ankunft des Messias taufen; bei den meisten aber, vorzüglich bei den Angesehensten der jüdischen Nation, bei den Pharisäern und Schriftgelehrten, verhallte er ohne

alle Wirkung. Was war aber die Ursache hiervon? Sie waren des Sündigens schon zu gewohnt, und zu tief in ihren Irrthümern verstrickt.

Würde der eifervolle und strenge Johannes der Täufer heutzutage manchen Christen Buße predigen; er würde auch wenig ausrichten.

Warum lassen sich viele Christen so oft vergebens zur wahren Buße auffordern?

Der Ausspruch Jesu: „der Weg, welcher zum Verderben führt, ist breit, und die Zahl jener, die auf demselben wandeln, ist groß,“ bestätiget sich auch in unsern Zeiten. Welche Schande für uns, da wir vor den Juden zur Zeit Jesu so vieles voraus haben, was uns von dem Wege des Verderbens abhalten sollte! Den Juden ist es bei ihrer verdorbenen Religion, in welcher sie gebohren und erzogen waren, und bei ihrer geringen Bildung leichter zu verzeihen gewesen, wenn sie den heil. Johannes umsonst rufen ließen: „Thut Buße!“ als es den Christen bei der reinen Religion Jesu, und bei den vielen Anstalten zur Bildung ihres Geistes und Herzens, zu vergeben ist, wenn sie als Sklaven der Sünde dienen.

Welches sind denn aber die vorzüglichsten Ursachen der schlechten Besserung vieler Christen? 1) Gar zu große Anhänglichkeit an dem Zeitlichen; 2) Macht der Leidenschaften; 3) Täuschung in Rücksicht des Seelenzustan-

des; 4) **Falscher Glaube an die Wirkung des Sakraments der Buße.**

a) Ein Wanderer, der sich in der Nacht verirret hat, erblicket in einem von ferne plötzlich erschienenen Lichte seine Rettung, und sein ganzes Glück; mit verdoppelten Schritten läuft er nach demselben, ohne ein Auge davon abzuwenden, und vergißt dabei alles, was außer ihm ist. — So machen es gerade viele Christen bei ihrem rastlosen Streben nach zeitlichen Gütern. Sie sinnen, forschen und arbeiten nur stets, um immer mehr zu erwerben und zu genießen, und haben dabei keine Zeit an die Besserung ihres Herzens nur zu denken. Ruft man ihnen zu: trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach der ihm wohlgefälligen Tugend; sie hören nichts; der Reichthum ist der Abgott, dem sie zuerst huldigen. Sagt man z. B. manchem Handelsmanne von einem großen Gewinne, den er erhaschen könne, man findet eher Gehör, als wenn man ihm die Ehrlichkeit im Handel anrühmt. — Hört ein Handwerker von neuen Kundschaften, die ihm zu Theil werden könnten, er bewirbt sich um dieselben, und sollte es auch auf Kosten der Ehre und zum Schaden seines Mitbruders geschehen müssen. — Mancher Landmann sucht seine Haus- und Landwirthschaft immer zu verbessern; und wer wird ihn deswegen tadeln? Sagt man ihm aber: er dürfe dabei keine Ungerechtigkeiten begehen, dürfe z. B. sein Getraide nicht anfeuchten, damit es mehr im Maaße

ausgebe; — man prediget ihm vergebens; er sucht sich heimlich alle mögliche Vortheile zu verschaffen, mit Recht oder Unrecht, das gilt ihm gleich. — Stürzen Unglücksfälle über solche Weltmenschen herein und überzeugen sie von der Hinfälligkeit der zeitlichen Güter; — was hilft es? Sie sind wie böse Kinder, welche nur so lange gut sind, als sie die Zuchtruthe vor sich sehen.

b) Manche Menschen klagen über Unvermögen, die Leidenschaften zu beherrschen. Der Zornige spricht: ich habe mir schon oft fest vorgenommen, mich vom Zorne nicht mehr so weit hinreißen zu lassen, daß ich andere beleidige; aber ich bin es leider nicht im Stande. — Sagt man dem Säufer und dem Wollüstlinge, daß sie doch einmal aufhören sollten, schlechter als das Thier zu leben; so antworten sie: wir erkennen unser lasterhaftes Leben, allein wir können es unmöglich ändern; unsere Leidenschaften sind zu mächtig, wir können sie nicht besiegen. — Was ist von diesen Klagen zu halten? Es ist wahr; es kostet einen öftern und harten Kampf, die sinnlichen Begierden, denen man von Jugend an, schon zu viel gehuldiget hat, einzuschränken; allein es ist doch nichts unmögliches; man darf nur nicht kleinmüthig werden, sondern muß Muth fassen, und so gestärkt den wichtigen Kamf anfangen. — Hier fehlt es aber bei vielen Menschen; sie scheuen alle Mühe, sie wollen keine Aufopferungen machen, sie bekümmeru sich nicht um die Lehre Jesu Math. V. 29—30. als wenn dieselbe buchstäblich

lich zu verstehen sey. Ist es dann ein Wunder, wenn sie das immerwährende Spiel ihrer Leidenschaften bleiben?

c) Der Mensch will immer besser scheinen, als er ist; er läßt sich daher von der Eigenliebe gerne täuschen, und sich immer nur seine gute Seite, niemals aber die böse zeigen. Er ist gar wohl zufrieden, wenn ihm die Eigenliebe seine großen Fehler als unbedeutend vormahlet, kleine werthlose Vorzüge aber hoch anrechnet und rühmet. — So glauben manche Christen, die ganze Religion Jesu zu beobachten, wenn sie nur die Mittel genau erfüllen, welche sie zur Beförderung der Tugend vorschreibt, sie gehen z. B. fleißig in die Kirche, beten oft, fasten hie und da — machen sich aber wenig oder gar nichts daraus, im Handel und Wandel nicht ganz treu und ehrlich zu seyn, den guten Namen ihres Nächsten anzuschwärzen, und Monathe lang Haß in ihren Herzen zu tragen. — Was kannn es fruchten, wenn man solchen Christen zuruft, daß sie sich bessern möchten, da sie sich für vollkommene Erfüller des Gesetzes halten, und folglich gar keiner Besserung bedürftig zu seyn glauben? Ein Bruderschaftsgebet nicht verrichten, ist ihnen einen größere Sünde, als ungerecht gegen den Nebenmenschen seyn. Was Wunder, wenn sie vor lauter Eifer in Beobachtung der Kleinigkeiten, in Religionssachen nicht so viel Zeit finden, sich mit der Kenntniß und Ablegung ihrer groben Fehler abzugeben?

d) Jesus hat dem Sünder in dem Sakramente der Buße ein schönes Besserungsmittel gegeben; er

will durch dasselbe seinen Muth aufrecht erhalten, damit er seiner begangenen Fehler wegen nicht verzweifle. Er gibt ihm die Diener seiner Religion als gute Freunde, welche ihm durch guten Rath, durch Lehren und Ermahnungen sein Besserungsgeschäft erleichtern sollen. — Woher kömmt es denn aber, daß viele Christen, die das Sakrament mit so viel Eifer und Andacht empfangen, doch so wenig Früchte der Besserung bringen? Sie sehen es für ein zu leichtes Mittel an, sich mit Gott wieder auszusöhnen, sie begnügen sich schon mit einer oberflächlichen Reue, mit einem wörtlichen Entschlusse, sich zu bessern, und mit der Verrichtung der ihnen auferlegten Bußwerke, und glauben nun, ihre ganze Sündenlast von sich abgeschüttelt zu haben, und in ihrem Gewissen ganz beruhiget seyn zu können. — Ist es aber bei diesem Wahne ein Wunder, wenn sie bald wieder sündigen, da ihnen ja das leichte Mittel, sich wieder zu entsündigen, stets zu Gebote steht? — Solche Christen gleichen jenem Thoren, der nach einer überstandenen Krankheit wieder unbesonnen auf seine Gesundheit losstürmet; weil er glaubt, daß die nämichen Arzeneyen, welche ihm einmal halfen, wieder helfen würden. —

Am Sonntage nach Weihnachten.

Text:

Nachdem nun Joseph und Maria alles dem Gesetze gemäß vollbracht hatten, kehrten sie wieder nach Galiläa in ihre Stadt Nazareth zurück. Luc. II. 39.

Aus allem, was uns die Schrift von Joseph und Maria sagt, erhellet ganz deutlich, daß sie ein vortreffliches Muster guter Aeltern waren, denen das Wohl ihres Kindes sehr nahe am Herzen lag. Welche quälende Angst mußten sie nicht ausstehen, als der König Herodes den grausamen Befehl gegeben hatte, alle Kinder vom ersten bis zum zweiten Jahre in seinem ganzen Lande zu morden? Wie freudig traten sie nicht deswegen die beschwerliche Reise nach Aegypten an, um ihr Kind gegen den Wütherich Herodes zu schützen? Wie ängstlich waren sie besorgt, als Jesus ohne ihr Wissen im Tempel zu Jerusalem zurückgeblieben war? Wie sehr mußte es sie schmerzen, als sie sahen, daß ihr Sohn wegen seiner göttlichen Lehre und wegen seines wohlthätigen Lebens von den Pharisäern so sehr gehasset, verfolget und endlich gar auf eine so schimpfliche Weise hingerichtet wurde? Ja, Joseph und Maria waren wirklich gute Aeltern! Möchten doch alle Aeltern ihrem erhabenen

Beispiele nachfolgen! Wie glücklich würden dann auch alle Kinder seyn!

1) Groß ist das Glück für Kinder, gute Aeltern zu haben;

2) Wozu verbindet aber jene dieses Glück?

1) Die Natur hat durch den mächtigen Trieb der Liebe, den sie den Herzen der Aeltern gegen ihre Kinder eingepflanzet hat, für diese sehr weise und mütterlich gesorget. Saget selbst, ihr guten Aeltern, was thut ihr, von dem Gefühle eurer älterlichen Liebe, und von der Achtung gegen eure Pflichten angetrieben, für eure Kinder? Nicht wahr, ihr sorget nach Kräften 1) für ihr zeitliches und 2) für ihr ewiges Wohl?

a) Wer kann zweifeln, daß Kinder bei ihrer ersten Schwachheit und Ohnmacht, für die Bedürfnisse ihres Körpers selbst zu sorgen, bald wieder in ihr voriges Nichts zurückfallen; daß sie gleich Blumen, die bei brennender Sonnenhitze nicht begossen werden, verwelken würden; wenn sie keine gute Aeltern hätten, die für ihre Nahrung und Kleidung sorgten, und so viele schlaflose Nächte nicht achteten? — Wenn dann die Kinder allmählich etwas reifer an Körper- und Geisteskräften werden, wie viel thun da nicht gute Aeltern für derselben zeitliches Wohl? Sie gewöhnen dieselben frühzeitig zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit; sie suchen sie durch eige-

eigenen oder fremden Unterricht in den Stand zu setzen, sich ihr Brod einstens selbst zu verdienen; sie geben ihnen durch Lehre und Beispiel die besten Anleitungen, wie sie in der Zukunft zufriedene Eheleute, gute Haushälter und rechtschaffene Bürger werden können, sie arbeiten stets selbst unermüdet und schränken sich in ihrer Lebensweise ein, um den Ihrigen etwas zu hinterlassen, womit sie einstens ihre eigene Haushaltung anfangen können. —

b) Wer ein Ziel erreichen will; muß zuerst den Weg wissen, welcher zu demselben führet. Das ewige Heil wird nur durch Tugend, durch gewissenhafte Befolgung aller Religionspflichten erlangt. Was thun in diesem Betrachte gute Aeltern? Sie lassen es bei ihren Kindern im Unterrichte der Religion ganz und gar nicht fehlen, sie schicken dieselben fleißig in die Schule, in Predigten und christliche Lehren, und machen auch ihr eigenes Haus zu einer Schule des christlichen Unterrichts und der Frömmigkeit; sie flößen ihren Kindern stets Liebe für die Tugend und Abscheu gegen das Laster ein; das in ihren zarten Herzen aufkeimende Böse, ersticken sie frühzeitig und schützen sie gegen alle Gelegenheiten und Gesellschaften, wo sie Böses sehen, hören und lernen können. Sie leuchten ihnen auch selbst überall mit einem guten Beispiele voran; beweisen durch ihr eigenes Betragen Hochschätzung, Verehrung des Guten und Verachtung des Bösen, und legen so

durch ihren Lebenswandel an den Tag, daß nur die Tugend allein wahrhaft zufrieden und glücklich mache.

Könnet ihr Kinder, noch mehrere Beweise fordern, wie glücklich ihr seyd, wenn ihr gute Aeltern habet? Aber da klagen doch manche: Wir sind zu sehr eingeschränkt, wir haben zu wenig Freiheit und zu wenig Mittel in Händen, manche Lustbarkeiten, die unserm Alter anpassend sind, mitzumachen. O! die Blinden, sie sehen nicht ein, daß dies alles gut für sie ist.

2) Kinder, welche gute Aeltern haben, sind vorzüglich zu folgenden zwei Stücken verbunden: 1) dürfen sie das Bemühen ihrer Aeltern nicht durch eigene Schuld fruchtlos machen; 2) müssen sie sich gegen dieselben auch gehörig dankbar beweisen.

a) Die Bürger eines Staates können die wohlthätigen und gemeinnützigen Absichten ihres Fürsten, welche er bei seinen Gesetzen, Verordnungen und Anstalten hat, durch Halsstarrigkeit vereiteln; so können auch Kinder alles Bemühen guter Aeltern um ihr zeitliches und ewiges Wohl, durch blinden jugendlichen Leichtsinn, und durch Widerspenstigkeit zernichten.

Wohlan also, ihr Kinder! sorgen die Aeltern für eure irdische Glückseligkeit; so verkennet und hindert ihre guten Absichten in diesem Stücke nicht;

son-

sondern helfet dieselben durch Aufmerksamkeit, Bereitwilligkeit und Gehorsam vielmehr befördern. Mahnen sie euch z. B. zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit, so arbeitet nicht nur unter ihren Augen, und seyd dann hinter ihren Rücken wieder müßig. Seyd emsig in Erlernung des Gewerbes, wovon ihr einstens leben wollet, und lasset euch die guten Lehren und Ermahnungen eurer Aeltern, die euch gegen künftiges Unglück und Elend schützen können, nicht umsonst gesagt seyn; ja schreibet die Regeln der Lebensweisheit, die ihr von ihnen höret, z. B. stets eine weise Sparsamkeit zu beobachten, mit jedem Menschen in Friede und Einigkeit zu leben, Müssiggang, Wohlleben und Verschwendung zu meiden, schreibet diese goldenen Lehren tief in eure zarten Herzen, damit ihr sie niemals vergesset, und immer darnach handeln könnet. — Hütet euch aber auch, die Sorgen guter Aeltern für euer ewiges Wohl zu vereiteln; wohnet dem Religionsunterrichte, zu dem sie euch anhalten, mit Andacht und Aufmerksamkeit bei; folget ihren Warnungen gegen das Laster und ihren Anleitungen zur Tugend. Verbieten sie euch böse Gelegenheiten und Gesellschaften, so meidet sie auch; kurz bestrebet euch, nach ihrem Willen täglich gottesfürchtiger und tugendhafter zu werden; damit ihr zu eurer und ihrer Freude und Ehre mit dem zwölfjährigen Jesus den Lobspruch erhaltet, daß ihr so wie an Alter, auch an Weisheit und Liebe bei Gott und den Menschen zunehmet.

b) Dem Wohlthäter ist man Dank schuldig. Sogar das Thier liebet seinen Gutthäter. Welche Schande wäre es demnach für den Menschen, wenn er dies nicht thun wollte? Gute Aeltern sind gewiß die größten Wohlthäter in der ganzen Welt; sie haben folglich auch den gerechtesten Anspruch auf die Dankbarkeit der Kinder. — Zweifelt aber ihr Kinder noch daran; so denket nur an die vielen schlaflosen Nächte, an die vielen Arbeiten, Sorgen, Aengstlichkeiten und Verdrüßlichkeiten, die sie euretwegen theils schon ausgestanden haben, und theils noch ausstehen müssen, und ihr werdet eingestehen, daß ihr ihnen, als euren größten Wohlthätern, auch den größten Dank schuldig seyd. Fraget ihr aber, wodurch ihr euch dankbar erweisen sollet, so antworte ich: 1) dadurch, daß ihr sie stets ehret, schätzet und liebet, und ihnen durch ein gutes Betragen, durch Gehorsam und durch immerwährendes Wachsen an bessern Einsichten und Sitten Freude machet, und daß ihr 2) dieselben vorzüglich in ihrem schwachen Alter nicht verlasset, ihrer da nicht überdrüssig werdet, sondern sie nach Kräften unterstützet, und ihnen ihre alten Tage möglichst froh und vergnügt machet. Der Egyptische Joseph sey euch ein Beispiel zur Nachahmung. —

Am Sonntage vor der Erscheinung des Herrn.

Text.

Mache dich auf mit dem Kinde und seiner Mutter, und ziehe in das Land Israel; denn die sind todt, die dem Kinde nach dem Leben gestellt haben. Math. II. 20.

Der König Herodes strebte dem Kinde Jesu nach dem Leben, und begieng deswegen an vielen unschuldigen Kindern eine unerhörte Grausamkeit, und warum?

Hochmuth, Eitelkeit, Herrschsucht und die ungegründete Furcht, durch Jesus seinen Thron zu verlieren, verleiteten ihn zu der unmenschlichen Gräulthat, jammernden und weinenden Müttern ihre unschuldigen Kinder aus den Armen reißen und morden zu lassen. — Erreichte aber auch der Wütherich seinen boshaften Entzweck? O! bewundern wir die weise Fürsehung Gottes, nach welcher der teuflische Plan dieses Tygers vereitelt, und Jesus gegen dessen Wuth geschützt wurde. Gott befahl den drei Weisen aus dem Morgenlande, nicht wieder nach Jerusalem zu gehen, sondern auf einem andern Wege in ihre Heimath zurück zu kehren; dem Vater Joseph deutete er an, daß er mit dem Kinde und mit Maria nach Egypten sich flüchten solle, und den Tyrannen

nen Herodes ließ er endlich des fürchterlichsten Todes sterben. —

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß mit dem Tode des Fürsten Herodes auch alle menschliche Grausamkeit ausgestorben wäre! Aber es ist leider nicht so, dieselbe wüthet oft auch heutzutage noch.

Warum sind die Menschen oft so grausam gegen ihre Mitmenschen?

Grausam seyn, heißt nicht blos jemanden martern oder gar tödten, sondern derjenige verdient schon den Namen eines Grausamen, welcher, auf was immer für eine Weise, die innere Ruhe, Zufriedenheit und das äußere Glück eines andern störet, und ihm dadurch seine Lebenstage verbittert, oder gar abkürzet. — Woher kommt es aber, daß der Mensch so unmenschlich handeln kann? Folgende vier ausgeartete menschenfeindliche Naturtriebe verleiten ihn dazu: 1) Ehrgeitz, 2) Rache, 3) Gewinnsucht und 4) falscher Religionseifer.

a) Der Vernünftige kann gegen Ehre nicht gleichgültig seyn, er suchet dieselbe, aber nur wenn er sie verdienet, nicht zu ängstlich und nicht zum Nachtheil eines andern. Ganz anders verhält sich die Sache mit dem Ehrgeitzigen, dieser setzt seine ganze Glückseligkeit in Ruhm und Ansehen, sein Durst darnach ist unersättlich, er pranget gerne mit fremden

Federn

Federn, und hasset und verfolget jeden, der helle Augen hat, den Betrug zu merken, er suchet seinen Glanz zu behaupten und sollten dabei auch mehrere seiner Mitmenschen zu Grunde gehen. Zur Bestätigung dieser Aussage kann der ehrgeitzige König Herodes dienen, der nicht nur aus Furcht, durch das Kind Jesus seinen Thron zu verlieren, dessen Tod beschloß, und deswegen viele unschuldige Kinder umbringen ließ, sondern aus Eifersucht für seine königliche Würde sogar mehrere seiner Anverwandten, seine erste Gemahlin, ihre Mutter, und zwei seiner eigenen Söhne hinrichten ließ. Warum suchte Absalon seinen eigenen Vater vom Throne zu stürzen? Er war selbst kronensüchtig. Fallen nicht auch heutigestages noch manche Menschen, als Opfer des Ehrgeitzes? O dieses grausame Schicksal begegnet oft Kriegshelden, welche in einem Augenblicke als die Vertheidiger und Erretter des Vaterlandes gelobet, gepriesen und mit Gnaden überhäufet, in dem andern aber schon wieder geschändet, verfolgt und gestürzt werden. Wie oft werden nicht verdiente Staatsmänner durch Ränke, vom Ehrgeitz ausgesonnen, gestürzt?

Was thut oft der aufgeblasene Gelehrte? Was der hochmüthige Güterbesitzer, und der stolze Künstler?

b) Der Mensch, der nach dem Befehle und dem Muster des Heilandes Beleidigungen nicht zu vergeben weiß, und auf jede Gelegenheit lauert, seine Rachsucht abzu-

kühlen

kühlen, ist fähig, vieles Unheil auf der Welt anzustiften, in seiner ersten Hitze und Wuth begeht er oft unerhörte Grausamkeiten, ja er scheuet oft selbst den gewissen Tod nicht, wenn er nur seinen Feind mit sich ins Grab stürzen und sich so rächen kann. Herodias wußte den Fürsten Herodes Antipas durch List dahin zu bringen, daß er den Tugendeiferer Johannes hinrichten ließ, und warum that sie dies? Sie glaubte von dem heiligen Manne beleidigt worden zu seyn, weil er ihr Zusammenleben mit Herodes getadelt hatte.

Tretet auf ihr Unglücklichen unserer Zeit, und nennet die Urheber eures Unglücks? ich weiß gewiß, daß sich auch rachsüchtige Menschen unter denselben befinden! Ja da sehe ich einige, welche durch Rachsucht Ehre und guten Namen verloren haben, und als Gebrantmarkte verachtet und gehaßt herumgehen müssen, dort sind wieder andere, denen ein Feind die Gunst ihres Herren und mit derselben ihr Amt entrissen hat, so daß sie nun brodlos sind; hier sind auch einige, welche durch Rachgierde in ihrem Handel und Gewerbe großen Schaden gelitten haben.

c) Der Mensch kann gegen die Güter der Erde nicht gleichgültig seyn, denn sie geben ihm den Lebensunterhalt, und verschaffen ihm tausend Freuden; allein sie können ihn auch zu einem Unmenschen machen, wenn er sein Streben nach denselben nicht gehörig einschränket. Die Erfahrung beweiset

deut-

deutlich genug, daß über den Gewinnsüchtigen, dem der Reichthum das höchste Gut ist, oft keine Rührung des Mitleids, keine Thränen und Bitten um Schonung, und keine Vorstellungen von Ehre und Schande, von Billigkeit und Gerechtigkeit, etwas vermögen. So mordet oft der wilde Krieger, um ein Stückchen Landes zu erobern, viele unschuldige Menschen, oder verstümmelt sie und plündert sie aus, und verwüstet Städte, Dörfer und Felder. Mancher Rechtsanwalt hält seine Clienten immer mit der Gewißheit des zu gewinnenden Prozesses hin, um sie nur recht auszusaugen. Mancher Arzt mordet durch seine Unwissenheit Menschen ohne Bedenken, um nur etwas zu verdienen. Handelsleute und Handwerker hassen und verfolgen einander des Interesse wegen, und Räuber, überfallen, martern und tödten aus Gewinnsucht unschuldige Menschen. —

d) Der Eifer für die Wahrheiten und Gebräuche der Religion, und deren Vertheidigung und Ausbreitung ist der ehrwürdigste Trieb der menschlichen Natur; allein er artet in den fürchterlichsten aus, wenn sich zu ihm eine undeutliche Vorstellung von der göttlichen Ehre, die durch Unglauben oder Ungehorsam gegen die Gesetze der Religion verletzt wird, gesellet; man denkt sich dann Gott mit alle dem Zorneifer, von dem man sich selbst entbrannt fühlet, wenn man sich in seiner Ehre verletzet, seinen Rath, seine Befehle verachtet sieht, gegen solche Widerspänstige erfüllt, und glaubt, sich als Streiter Gottes,

als

als ein getreuer Anhänger von ihm verbunden, seines Namens und seiner Gesetze Ehre zu vertheidigen, und seine Feinde durch Feuer und Schwerd entweder zum Gehorsam zu zwingen, oder auszurotten. — Wen diese Schilderung der Grausamkeit, zu welcher der falsche Religionseifer führen kann, befremden sollte, der denke nur an die vielen Unmenschlichkeiten, welche Jesus und seine Apostel von den falschen Religionseiferern der Juden — von den Pharisäern und Schriftgelehrten, dulden mußten. Und was erzeugte in den ersten christlichen Jahrhunderten so viele Blutzeugen des Christenthums? Der falsche Religionseifer der Heiden. Aber wenden wir unser Auge weg von diesen fürchterlichen Zeiten, und danken wir lieber Gott, daß dieselben vorübergegangen sind, und bitten wir ihn, daß sie niemals wiederkommen möchten.

Am ersten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text:

Jesus aber nahm zu an Jahren und Weisheit, und ward geliebt von Gott und den Menschen. Luc. II. 52.

Es ist eine Freude zu sehen, wie manche Kinder an Jahren, an Verstand, Geschicklichkeit und Frömmigkeit wach-

und wer sollte nicht auch solche Kinder lieben? Allein wer muß im Gegentheil nicht auch über jene trauern, die an Alter, wie an Dummheit, Ungeschicklichkeit und Bosheit zunehmen? Es ist der Mühe werth, die Ursachen zu untersuchen, woher dieser große Unterschied zwischen manchen Kindern kommt. Eine der vorzüglichsten sind die älterlichen Beispiele. Wer kann zweifeln, daß Joseph und Maria durch ihr Beispiel der Frömmigkeit, von welcher sie durch ihre Reise nach Jerusalem, um das Osterfest zu feyern, eine schöne Probe ablegten, und durch ihre Beispiele der häuslichen Eintracht, der Arbeitsamkeit und der Nächstenliebe gewiß viel dazu beigetragen haben, daß sich ihr Kind schon mit zwölf Jahren ein so herrliches Lob erworben hat? Sollten aber wohl die älterlichen Beispiele heutigestages diese Wirkung nicht mehr haben? Wer daran zweifelt, kennt den wichtigen Einfluß nicht, den jene auf die Erziehung der Kinder überhaupt haben. Um dies deutlicher einzusehen, mag die Beantwortung folgender Frage dienen:

Welche Folgen haben die Beispiele der Aeltern auf die Erziehung der Kinder?

Es ist ein allgemein bewährter Erfahrungssatz, daß Beispiele kräftiger als Worte sind, weil sie die oft unwahrscheinliche Möglichkeit der Befolgung mancher sittlichen Lehren unsern Augen darstellen,

und uns die Schönheit oder Häßlichkeit der Handlungen, welche die Lehrer nur malen, in Natur zeigen, und so mit viel größerer Macht zur Nachahmung reitzen. Wer mag also läugnen, daß die älterlichen Beispiele den wichtigsten Einfluß auf die Erziehung der Kinder haben, da dieselben durch das Ansehn der Aeltern noch mehr Stärke erhalten? Ja von denselben hangen folgende drei Stücke ab: 1) die Achtung, Ehrfurcht und Liebe der Kinder gegen die Aeltern; 2) die gegenwärtige und 3) die künftige Denk- und Handlungsweise der Kinder selbst.

a) Man gehorchet den Befehlen desjenigen, den man verachtet und hasset, immer mit einem gewissen Widerwillen, und suchet sich von der Befolgung derselben auf alle mögliche Weise loszumachen. Das beweisen im Großen manche Völker, die zuweilen von einem fremden Tyrannen unterjochet, ihren Nacken unter dessen despotische Machtsprüche beugen müssen. Die Winke desjenigen aber, der unsere Achtung und Liebe besizzet, befolget man mit Freuden. Saget nun selbst, ihr Aeltern, was könnt ihr mit allen euren Ermahnungen, Lehren und Befehlen bei euren Kindern ausrichten, wenn ihr die Achtung, Ehrfurcht und Liebe derselben nicht habet? Glaubet ihr vielleicht, die Zuchtruthe könne in diesem Falle einen hinreichenden Ersatz geben? Ihr irret, denn durch diese bezwecket ihr blos einen sclavischen innerlich verabscheuten, und äußerlich geheuchelten Gehorsam, der nicht länger dauert, als die Furcht vor der Strafe. Aber

werdet

werdet ihr fragen, welchen Einfluß haben unsere Beispiele auf die Achtung und Liebe der Kinder gegen uns? Ich antworte: diesen, daß die guten diese euch nothwendigen Erfordernisse zu einer glücklichen Kindererziehung verstärken; daß aber die bösen dieselben schwächen, oder vielmehr gar zerstören.

Kinder, welche Gutes vom Bösen zu unterscheiden wissen, und die Tugend als die größte Zierde des Menschen gerühmt, das Laster aber als die größte Schande desselben dargestellt gehört haben, müssen nothwendiger Weise viel von der ihnen natürlichen Ehrfurcht und Liebe gegen ihre Aeltern verlieren, wenn sie von diesen nichts als Böses sehen und hören, so wie im Gegentheil diese Achtung und Liebe wachsen müssen, wenn sie an jenen, die ihnen die Tugend rühmen, mit eigenen Augen sehen, wie schön dieselbe den Menschen ziere, und wie glücklich sie ihn mache. Was ist natürlicher, als daß Kinder eine Abneigung gegen solche Aeltern bekommen, die sich ihnen in einem so häßlichen Lichte darstellen? Was ist natürlicher, als daß sie dann die Befehle derselben mit Widerwillen thun, weil sie sie nicht für gerecht und gut halten, und daß sie alle ihre Ermahnungen und Lehren im Herzen verachten? Zum Beweise mag das Beispiel eines liederlichen Vaters dienen, den das schon verständige Kind oft betrunken, und von demselben sich und seine Mutter mißhandeln sieht?

b) Manche Aeltern klagen: Wir sind unsern Kindern recht scharf, wir lassen ihnen kein Vergehen ungestraft hingehen; wir halten sie fleißig zur Andacht an, und leiden keinen Fluch, und nicht die geringste üble Behandlung des Nebenmenschen; und doch will alles nichts fruchten. Ihr guten Aeltern! wollt ihr euch dieses Räthsel auflösen, so schauet auf eure Beispiele, und ihr werdet finden, daß diese alle Mühe, die ihr auf die Erziehung eurer Kinder verwendet, unnütze machen; denn ihr müsset wissen, daß der Trieb zur Nachahmung zu den natürlichsten, heilsamsten und gefährlichsten Trieben des Menschen gehöre, und daß er am meisten über das Kind, dessen Herz gleich dem Wachse alle äußere Eindrücke annimmt, vermöge. Was Wunder, daß es sich auch nach euren Beispielen richtet, sie mögen gut oder böse seyn. Habt ihr es gleichwohl von dem, was recht und unrecht, gut und böse ist, unterrichtet; ihr machet es durch eure Beispiele wieder irre, es zweifelt; endlich entscheidet euer Ansehen, und es ahmet euch nach, denn es kann seinen Kräften und Einsichten noch zu wenig trauen, um auf eigenem Wege sein Glück zu suchen. — Sehet, so hänget also die gegenwärtige Denk- und Handlungsweise eurer Kinder von euren Beispielen ab. Seyd ihr z. B. manchem Aberglauben, und vielen Vorurtheilen in der Religion, oder in andern Sachen ergeben, eure Kinder werden es auch seyn; haltet ihr es für unbedeutend, hie und da zu lügen, und im Handel und Wandel nicht ganz ehrlich zu

seyn;

seyn; eure Kinder werden auch so denken. — Wenn ihr eure Kinder zum fleißigen Besuche des öffentlichen Gottesdienstes anhalten wollet, und ihr in diesem Stücke selbst nachlässig seyd; wenn ihr ihnen Friede und Einigkeit mit ihren Kameraden anempfehlet, und selbst in steter Zwietracht lebet, wenn ihr sie zum Fleiße, zur Treue aufmuntert, und ihr selbst diese Pflichten wenig befolget: wie könnt ihr hoffen, daß die Kinder diese eure Ermahnungen und Lehren befolgen werden? Denket nur an das Sprichwort: Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen. —

c) Die Erfahrung bestätiget die Lehre Sprüch. Sal. XXII. 6. „Wie man den Knaben in der Jugend gewöhnet, so bleibt er auch im Alter:" ja es ist ganz gewiß, daß es fast so schwer sey, die Denk- und Handlungsweise des Menschen, die ihn während seiner Jugend gleichsam zur Natur geworden ist, zu ändern; als einen dickstämmigen krummen Baum wieder gerade zu ziehen; und warum? Die Neigungen verlieren die Richtungen, die sie auf gewisse Gegenstände erhalten haben, nicht wieder so leicht, und auch der Verstand läßt sich tief eingewurzelte Ueberzeugungen sehr schwer nehmen. Zur Bekräftigung dieser Wahrheit mögen die vielen Vorurtheile und abergläubischen Meinungen dienen, welche den Köpfen der Kinder frühzeitig eingeprägt werden; und in der Folge entweder gar nicht, oder nur mit vieler Mühe und Zeit wieder hinausgejagt werden können. Und was vermögen nicht in der Jugend zugezogene Gewohnheiten? Wie schwer

hält es, sie wieder abzulegen, und wie wenige Menschen sind in diesem Stücke glücklich? Wie selten gewöhnet sich der junge Müßiggänger zur Arbeitsamkeit, der Säufer zur Mäßigkeit, und der Spieler zur edlen Verwendung seiner Zeit? — Könnet ihr Aeltern also noch zweifeln, daß auch die künftige Denk- und Handlungsweise der Kinder von euren Beispielen abhänge? Möchtet ihr diese Wahrheit wohl beherzigen!

Am zweiten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text:

Sie (die Verheyratheten) werden Trübsal haben, welcher ich euch gerne überheben möchte. 1. Kor. VII. 28.

Jesus erfreute die Neuverheuratheten zu Kana in Galiläa auf eine wunderbare Weise mit gutem Weine. Werden aber wohl ihre Hochzeitfreuden stets fortgedauert haben? Der Apostel Paulus weissaget den Verheuratheten seiner Zeit Trübsale; und die Erfahrung spricht heutigestages nur zu laut für die Wahrheit, daß Hochzeitfreuden oft sehr kurze Freuden seyen. Das beweisen die vielen Klagen mancher Eheleute über ihren unglücklichen Stand. Wo liegt

liegt denn aber der Fehler, daß so viele Ehen unglücklich ausfallen? Gar oft an den Eheleuten selbst; sie treten nämlich den Ehestand nicht mit der gehörigen Vorbereitung, Absicht und klugen Auswahl der andern Ehehälfte an.

Wohlan also, ihr Unverheuratheten! nehmet an den vielen unglücklichen Ehen ein warnendes Beispiel; euch bei eurer künftigen Verehlichung klüger und vorsichtiger zu betragen, und beherziget die Beantwortung folgender Frage wohl:

Wie müssen sich junge Leute vorbereiten, um zu einer glücklichen Ehe zu gelangen?

Was heißt, sich zu einem Stande vorbereiten? Sich jene Eigenschaften zu erwerben suchen, die nothwendig sind, alle Pflichten eines Standes bestmöglichst zu erfüllen; die Vortheile, Bequemlichkeiten und Freuden, die er darbietet, zu erlangen, und die Verdrüßlichkeiten und Leiden, welche er veranlassen könnte, nach Kräften zu entfernen. Jeder Stand fodert eine besondere Vorbereitung; denn jeder hat seine besondern Pflichten und Quellen von Freuden und Leiden. Andere Pflichten hat z. B. der Regent, andere der Unterthan. — Unter allen Ständen ist aber gewiß der Ehestand in Rücksicht der Pflichten, Freuden und Leiden der wichtigste; von ihm hängt nicht nur die lebenslängliche Zufriedenheit und Glückseligkeit der Eheleute und ihrer Angehörigen ab, sondern in vieler Hinsicht auch

das Wohl des ganzen Staates. Eine zweckmäßige Vorbereitung zu demselben ist folglich höchst nothwendig. Aber worin besteht dieselbe? ist die wichtigste Frage. Die geistliche Prüfung, die den Tag vor der Hochzeit geschieht, wird sie doch wohl nicht ausmachen? Es wird eine vierfache Vorbereitung zum Ehestande erfordert: 1) als Ehegatte; 2) als Vater oder Mutter; 3) als Haushalter und 4) als Bürger.

a) Der Zweck der Ehe ist zweifach: 1) die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, und 2) das beiderseitige Wohl, oder das gemeinschaftliche Streben, sich die Lebenstage möglichst froh und zufrieden zu machen, und von Widerwärtigkeiten zu befreien. Ich frage euch nun, ihr jungen Leute! könnt ihr glauben, daß ihr den ersten Zweck erreichen werdet, wenn ihr euch, von eurem jugendlichen Feuer angeflammt, der Wollust in die Arme werfet, und schon frühzeitig durch Ausschweifungen die besten Kräfte und Säfte eures Körpers verschwendet? Sehet ihr nicht selbst ein, daß ihr es euch durch eine solche Lebensart unmöglich machet, der Welt einstens tüchtige Bürger zu geben? — Wohlan also, wollt ihr euch nicht an dem ganzen Menschengeschlechte versündigen; so wachet über einen keuschen Sinn und Wandel, wie über den kostbarsten Schatz; denket, sprechet und handelt immer keusch, und fliehet die Gesellschaft der Verführer der Unschuld mehr, als eine giftige Schlange. Wollt ihr dann auch den zweiten

Zweck der Ehe erreichen; so erwerbet euch bei Zeiten die Eigenschaften, die dieses enge Beisammenleben erfordert, und streifet gleichsam alles von euch ab, was dasselbe verbittern könnte. Die größten Feinde dieses Lebens sind: schneller Zorn; zu starke Empfindlichkeit; unbiegsamer Eigensinn und Unversöhnlichkeit. Bewahret demnach frühzeitig euer Herz gegen diese Leidenschaften, und gewöhnet euch Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Geduld und Friedfertigkeit an. Sehet aber auch bei der Wahl eures Ehegenossen vorzüglich darauf, daß sein Temperament und sein Charakter dem eurigen nicht ganz entgegengesetzt sey, und ihr werdet von vielen Leiden verschont bleiben, über welche so viele Eheleute klagen. —

b) Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Erziehung des Menschen das wichtigste Geschäft für die ganze Menschheit sey; gut gezogene Kinder bringen den Aeltern Ehre, Freude und Hülfe; so wie schlecht erzogene denselben Schande und Leiden zuziehen, und hängt nicht das Glück einzelner Menschen, der Kinder, ganzer Familien und des gesammten Staates, von der Erziehung ab? Derjenige mag dieß läugnen, der nicht weiß, daß die Empfindungs-Denk- und Handlungsweise des Menschen, zu welchen der feste Grund in der Jugend gelegt worden ist, wo nicht ganz unverändert bleibe, doch wenigstens noch einen gewissen, steten Einfluß behaupte. Könnt also, ihr jungen Leute, die ihr einstens als Väter oder Mütter das in aller Hinsicht schwere Ge-

schäft der Erziehung über euch nehmen wollet, könnt ihr noch zweifeln, daß es höchst nothwendig sey, euch nach Kräften zu geschickten Erziehern zu bilden? Aber wie — werdet ihr fragen — sollen wir dieß machen? Der Staat nimmt euch durch die von ihm aufgestellten Lehrer einen wichtigen Theil der Erziehung ab; allein das Bemühen dieser ist umsonst, wenn Aeltern nicht gemeinschaftlich mitwirken. — Gewöhnet euch demnach 1) frühzeitig zur Geduld, damit ihr die Arbeiten, Sorgen und Verdrüßlichkeiten, welche Kinder verursachen, nicht achtet; machet euch 2) einen schönen, liebenswürdigen und tugendhaften Charakter eigen, damit ihr eure Lehren, Ermahnungen und Befehle durch Ehrfurcht und Liebe bei den Kindern geltend machen könnet; verschaffet euch endlich 3) geläuterte Kenntniß in der Religion und Lebensweisheit, damit ihr die guten Bemühungen der öffentlichen Erzieher und Religionslehrer wenigstens nicht durch Dummheit vereitelt.

c) Die Erfahrung lehret, daß schon viele reiche Familien wegen übler Wirthschaft zum Bettelstabe greifen mußten, und daß im Gegentheile Arme durch eine gute Haushaltung sich zum Wohlstande erhoben haben. Diese Erfahrung kann euch, ihr jungen Leute! hinlänglich überzeugen, wie nothwendig es sey, euch bei Zeiten zu guten Haushältern zu bilden. Aber, wie sollt ihr das anfangen? Brauchet, übet und bildet frühzeitig eure Körper- und Geisteskräfte, gewöhnet euch an Fleiß, Arbeitsamkeit und weise Spar-

samkeit, denn dieß sind die ergiebigsten Quellen für den zeitlichen Unterhalt; lernet euer Gewerbe, das euch einstens nähren soll, nicht oberflächlich, sondern kunstmäßig; gewöhnet euch daran, alle eure Geschäfte stets mit reifer Ueberlegung, mit Geschicklichkeit und Klugheit anzufangen und zu vollenden, und waget euch an keine, die ihr nicht verstehet. Meidet auch jede Art von Verschwendung; werdet nicht frühzeitig Säufer und Spieler, und ihr werdet einstens mit Freude sehen, wie sich euer Wohlstand von Tag zu Tag mehr erhebet. —

d) Das Glück eines Staates besteht in der Menge jener Bürger, welche allen ihren Pflichten pünktlich nachkommen, und das gemeinschaftliche Wohl niemals aus den Augen verlieren. — Wollt also ihr jungen Leute, einstens als Bürger des Staates aufgenommen werden, und seines Schutzes und aller der Vortheile, die er gewähret, theilhaftig werden: so überzeuget euch bei Zeiten von der Güte aller Gesetze, Verordnungen und Anstalten des Staates, und von der Nothwendigkeit der verschiedenen Abgaben; verschaffet euch die Eigenschaften, die der Posten, den ihr vielleicht im Staate besetzen könnt, fordert; verbannt aus euren Herzen alle, der bürgerlichen Gesellschaft verderblichen Leidenschaften, z. B. unbeschränkte Eigenliebe, Eigennutz, Falschheit, Betrug, und thörigten Freiheitssinn, und gewöhnt euch an Gemeinnützigkeit, Gemeingeist, Vaterlandsliebe und Gehorsam gegen die Staatsgesetze. Dann werdet ihr gewiß gute Bürger werden.

Am dritten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text:

Herr, mein Knecht liegt zu Hause an der Gicht, und leidet große Schmerzen. Math. VIII. 6.

Das schöne Betragen des Hauptmanns zu Kapernaum gegen seinen kranken Knecht verdienet billig unsere ganze Aufmerksamkeit und Bewunderung. Der edle Mann erkannte an seinem Diener einen Mitbruder, und schätzte und liebte ihn auch als solchen; die Schmerzen desselben giengen ihm so nahe zu Herzen, wie die seines eigenen Kindes; und was that er, von edlem Mitleid angetrieben? Er war für schleunige Hülfe besorgt. Voll Vertrauen gieng er hin zu Jesus, von dessen Wunderkuren er schon viel gehört haben mochte, schilderte ihm die traurige Lage seines Knechtes, und bat mit der größten Bescheidenheit und Demuth um dessen Gesundheit. Und als er die Worte des Heilandes hörte: „Geh hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast!" wie beruhigt und getrost eilte er nach Hause, und wie freute er sich, seinen Diener schon wirklich gesund zu sehen?

Wer von uns muß nicht das edle Betragen des Hauptmannes gegen seinen kranken Diener bewundern?

dern? Wer siehet aber auch nicht ein, daß der heidnische Herr viele christliche Herren heutigestages beschäme? Möchten diese zu ihrer Besserung die Beantwortung folgender Frage beherzigen:

Was für Pflichten haben Herren gegen ihre Diener?

Der Apostel Paulus giebt in der Lehre, Coloss. IV. 1. „Ihr Herren behandelt eure Diener nach aller Gerechtigkeit und Billigkeit, bedenket, daß auch ihr einen Herren im Himmel habet," den Maasstab an, nach welchem man die Pflichten der Herren gegen ihre Diener im Allgemeinen bestimmen kann; es sind folgende: 1) **Herren müssen ihren Dienern den Lohn und den Unterhalt geben, den sie ihnen versprochen haben, und der der Billigkeit angemessen ist.** Wer die Nothwendigkeit dieser Pflicht, die schon aus dem natürlichen Verhältniß zwischen Herren und Dienern und aus ihrem gesetzmäßigen Vertrage hinlänglich erhellet, doch noch bezweifeln kann, der bedenke, was Paulus 1. Tim. V. 18. spricht: „Die Schrift sagt," heißt es da, „du sollst dem Ochsen, der das Getraide austritt, keinen Maulkorb anhängen," und: „der Arbeiter ist seines Lohns werth." — Wie sehr fehlet also ihr Herren, die ihr euren Dienern unter allerlei nichtigen und lieblosen Vorwänden den Lohn zurückhaltet oder schmälert! Höret doch, was Jacobus V. 4. sagt: „Wisset ihr Reichen! den Lohn,

um den ihr eure Arbeiter betrogen habet, schreiet zu Gott." Und wenn ihr aus schmutzigen und ungerechtem Geitze von euern Dienern nicht genug Fleiß und Arbeit fordern könnet; dieselben aber in der Kost karg haltet, jeden Bissen, den sie essen, zählet und mit ärgerlichen Augen zusehet, schämet ihr euch da nicht in der Seele? Und was gewinnet ihr mit dem Abzwacken des Lohns und mit dem kärglichen Unterhalte eurer Diener? Ihr veranlasset sie, daß sie sich heimlich zu entschädigen suchen, und eure Ungerechtigkeit bringt euch sonach mehr Schaden als Nutzen.

2) Herren dürfen an ihre Diener keine Forderung thun, welche gegen die Kräfte und das Gewissen derselben sind.

Herren können mit allem Rechte von ihren Dienern fordern, daß sie ihre Kräfte, Zeit und Geschicklichkeit zu ihrem Dienste verwenden, und ihren Befehlen gehorchen; allein sie dürfen diese Forderung auch nicht übertreiben, sie dürfen nicht verlangen, daß die Diener über ihre Kräfte, zum Nachtheile ihrer Gesundheit arbeiten, oder sündhafte Befehle befolgen sollen; denn dies ist Vertragswidrig, und man muß Gott mehr als den Menschen gehorchen. Niemand kann sich anheischig machen, zum Vortheile eines andern seine eigenen Pflichten zu verletzen; dieses wäre aber der Fall, wenn die Herren von ihren Dienern fordern könnten, auf Kosten ihrer Gesundheit die Kräfte anzustrengen. Wie grausam sind also

jene

jene Herren, die ihren Dienern wenige Erholungsstunden zulassen; dieselben wie unvernünftige Thiere zur Arbeit antreiben, und gleich fluchen, schelten, oft auch gar zuschlagen, wenn sie nicht alles genau und geschwinde genug verrichten? — Wie unchristlich und sündhaft handeln aber erst jene Herren, die ihre Diener ausschicken, für sie böse Gelegenheiten und Gesellschaften aufzusuchen, oder die denselben zumuthen, andere an der Ehre oder dem Eigenthume zu verletzen?

3) Herren dürfen ihre Diener bei begangenen Fehlern nicht barbarisch behandeln.

Vernünftige Aeltern strafen nicht gleich ihre Kinder, wenn sie gefehlet haben, sie sehen auf die Art des Fehlers, und suchen erst durch liebreiche Ermahnungen und Lehren zu bessern, ehe sie zur Zuchtruthe greifen. Eben so müssen sich Herren bei den Fehlern ihrer Diener verhalten, sie müssen dieselben immer als Menschen betrachten, die fehlen können, und als Brüder, die Schonung und Verzeihung verdienen; und müssen sie durch liebevolle Ermahnungen zurechte zu weisen suchen.

Schämet euch also, ihr Herren! die ihr über eure Diener, bei deren geringsten Vergehungen mit Schimpfworten, mit Fluchen und Schlägen herfallet, oder dieselben gleich aus dem Hause jaget; bedenket, daß ihr im ähnlichen Falle auch nicht so grausam behandelt zu werden wünschet! —

4) Her=

4) Herren müssen ihre Diener best-möglichst zur Frömmigkeit anhalten.

Die Diener gehören mit zur Familie der Herren, diese haben folglich auch die Pflicht, jenen wie ihren Kindern durch gute Beispiele, Ehrfurcht und Liebe für die Tugend einzuflößen; ihre Denk- und Handlungsweise nach den Vorschriften des Christenthums zu leiten, über ihre Unschuld zu wachen, ihre Fehler bei Zeiten zu verbessern, und sie in allem, was gut und recht ist, zu stärken und zu befestigen.

Wie pflichtvergessen sind demnach nicht jene Herren, die nicht glauben, daß sie zu Hütern und Wächtern über den christlichen Wandel ihrer Diener aufgestellt seyn, die denselben folglich in allem den freien Lauf lassen; die sich nichts darum bekümmern, ob sie den öffentlichen Gottesdienst besuchen oder nicht, ob sie in dieser oder jener bösen Gesellschaft sind, ob sie des Nachts zu Hause bleiben, oder sonst wo herumschwärmen, welche schon zufrieden sind, wenn ihre Diener nur fleißig arbeiten und treu im Hause sind. —

5) Herren müssen für ihre kranken Diener nach Kräften sorgen.

Gefällt euch ihr Herren, die edle Sorgfalt des Hauptmannes von Kapernaum nicht recht wohl? Gut, so ahmet auch seinem Beispiele nach; erkennet an

an euren kranken Dienern eure Mitmenschen, die in eurem Dienste ihre Gesundheit verloren haben, und leistet ihnen alle mögliche Hülfe. Brauchet ihr aber noch Beweggründe, so sage ich euch: daß es 1) das größte Werk der Barmherzigkeit sey, Kranken zu helfen, und daß 2) die kranken Diener nach erhaltner Gesundheit ihren Fleiß verdoppeln werden, um ihren Dank für die Güte ihres Herren zu beweisen.

Wie unmenschlich handelt ihr Herren, die ihr für euer krankes Vieh besser sorget, als für eure kranken Diener; die ihr diese entweder gleich aus dem Hause schaffet, oder in einen finstern Winkel desselben stecket, und sie ihrem Schicksale überlasset, ohne ihnen eine Labung zu geben, ohne sie nur zu trösten! —

Am vierten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text:

Es erhob sich ein so heftiger Sturm, daß die Wellen über dem Schiffe zusammen schlugen. Jesus aber schlief. Math. VIII. 24.

Welch' ein schönes Bild von der unzerstörbaren Ruhe des guten Christen, bei allen noch so widrigen Ereignissen des menschlichen Lebens, ist nicht der sanf-

te Schlaf Jesu bei dem heftigen Meeressturme? Die Jünger kamen bei dem Sturme gleich außer Fassung; sie zitterten, und dachten sich ihren Untergang als sehr wahrscheinlich und nahe. Woher kam diese Kleinmüthigkeit? Sie waren in ihrem Vertrauen auf die Allmacht und Güte des Regierers der Welt noch nicht ganz fest, und ihre Glückseligkeit, Ruhe und Zufriedenheit, hingen noch zu viel von den irdischen Gütern ab. — Jesus schläft ganz ruhig bei dem Toben des Windes und der Wellen! Was hätte er auch für eine Ursache haben können, sich zu fürchten? Er war ja der Liebling seines allmächtigen und gütigen Vaters im Himmel; sein Herz schlug nur von reiner Liebe gegen das Menschengeschlecht, er war also von dem Beifalle und der Liebe seines himmlischen Vaters überzeuget.

Sollte wohl der gute Christ nicht eben so ruhig seyn können in allen Lagen, Verhältnissen und Ereignissen der Welt? Gewiß.

Nichts in der Welt ist im Stande, die innere Ruhe des guten Christen zu zerstören.

Was der Apostel Paulus Röm. VIII. 38. 39. von der Liebe Gottes sagt, gilt auch von der innern Ruhe des guten Christen. Worin besteht aber dieselbe? a) In dem Bewußtseyn, eine nach den Gesezzen der Vernunft und Religion eingerichtete Denk-

und Handlungsweise zu besitzen; b) in der Ueberzeugung, deswegen den Beifall und die Liebe Gottes und aller guten Menschen zu haben, und c) in der Zufriedenheit mit seiner gegenwärtigen Lage. Dieses kostbare Gut kann nun nichts in der ganzen Welt dem Christen entreissen: 1) nicht der Reiz der Güter und Freuden der Welt; 2) nicht die Leiden derselben; 3) weder der Haß und die Verfolgungen, noch die Gunst und der Beifall der Menschen; und endlich 4) auch nicht der herannahende Tod.

a) Das Kind sieht Flittergold für wahres Gold an, nicht aber der Kenner. Eben so weiß der wahre Christ die Güter und Freuden der Erde gehörig zu schätzen und zweckmäßig zu brauchen; sie sind in seinen Augen nur Mittel zu seiner und anderer Menschen Vervollkommung. Wie wäre es möglich, daß sie ihm die innere Ruhe und Zufriedenheit rauben könnten? Mag ihm der Reiche seine Gold- und Silberkisten sehen lassen, mag er ihn auf seinen vollen Getraideboden führen, und ihm die Menge seiner Güter auf der Landkarte zeigen; er wird deswegen nicht von Neid und Mißgunst geplaget; wenn er auch noch so wenig Geld und Güter hat. Was bekümmert es ihn, wenn andere in prächtigen Palästen wohnen, und täglich an kostbaren Tafeln schmausen, und von einer Menge Diener umgeben sind? Er genießet mit den Seinigen die Gabe, die ihm Gott und seine Kräfte bescheren — sey sie auch noch so klein — mit

der größten Zufriedenheit, und lachet über jene, die mehr begehren. Winken ihm Freuden, die er nur auf Kosten der Tugend, zum Nachtheile seines Nebenmenschen, genießen kann, er verachtet und hasset sie. Wage es jemand, ihm den größten Lohn der Welt anzubieten, wenn er sich zum Werkzeuge der Sünde brauchen lassen soll; er hungert lieber, als daß er auf diese Weise seine innere Ruhe aufopfern würde.

b) Es wird immer viel Geistesstärke erfodert, um bei allen widrigen Stürmen dieses Lebens umthig und standhaft auszuharren; ja, hier ist die gefährlichste Klippe, woran der Frohsinn, die Ruhe und Zufriedenheit so vieler Menschen scheitern. Da weinet und jammert einer im Stillen und glaubt nicht, daß unter der ganzen Sonne ein unglücklicherer Mensch sey, als er; dort klaget ein anderer, durch die Größe und lange Dauer seiner Leiden aufgebracht, Gott und die Welt an; hier greift ein anderer sogar zu den ungerechtesten und grausamsten Mitteln, um sich aus seinem Elende herauszureißen, und wird oft ein Mörder an sich und an Andern.

Gehört denn aber wohl auch der gute Christ unter die Zahl solcher schwachen Menschen? Weinet er auch gleich wie der feige Knabe, der von seinen Kameraden ein wenig geraufet worden ist? Wer könnte dieß glauben? Nein, er ist kein solcher Thor, der seine innere Ruhe und Zufriedenheit vom Wechsel des

Glük-

Glückes abhangen läßt; er sucht sich immer, sowol in glücklichen, als unglücklichen Tagen, gleich zu bleiben. Dem herannahenden Heere von Leiden sieht er mit heiterer und muthvoller Miene entgegen; er spannt zwar alle Kräfte an, um dasselbe von sich abzuhalten; ist es aber unaufhaltsam; so ist er ein geduldiger Hiob, und spricht mit Sir. XXXIV. 19. „Das Auge Gottes sieht auf jene, die ihn lieben; er ist ihnen zur mächtigen Wehre, zur festen Stütze, ein Sonnenschirm, ein Zelt am Mittage.“

c) Dem Vernünftigen kann es unmöglich gleichgültig seyn, ob er von andern Menschen gehasset oder geliebet wird; allein er sucht doch auch nicht auf Kosten seiner Rechtschaffenheit den Haß anderer von sich abzuwenden, und ihre Liebe zu erwerben. In diesem Stücke fehlen aber leider viele Menschen. Sie buhlen und wetteifern um die Gunst, den Beifall und Schutz gewisser Personen, von denen sie Vortheile zu gewinnen hoffen, und scheuen sich dabei keiner, auch noch so schlechten, Handlung. Bei dem geringsten Merkmale von Unwillen ihres Gönners zittern und beben sie wie Kinder, denen der Vater die Zuchtruthe weiset; sie machen niederträchtige Schmeichler, Speichellecker, Spaßmacher und Narren; ja sie treten oft die Rechte andrer mit Füßen, um sich bey ihren Patronen in Gunst und Liebe recht fest zu setzen. —

Wie verhält sich aber der gute Christ bei dem Hasse und der Liebe seiner Mitmenschen? Ist ihm

seine innere Ruhe eben so wohl feil, wie den angeführten Thoren? Wie wäre dieß möglich? Nein er läßt sich durch keine Drohung von Ungnade, von Haß und Verfolgung auch des Mächtigsten der Erde bewegen, gegen sein Gewissen zu handeln; kein zeitlicher Vortheil, — sey er auch noch so groß — ist im Stande, ihn zu vermögen, auf eine niederträchtige Weise nach Gunst und Liebe zu streben; Er beobachtet zwar in allen Reden und Handlungen die möglichste Klugheit, um keinen Menschen zu beleidigen; erträgt aber unverdienten Haß, den er nicht auf dem Wege des Rechtes von sich entfernen kann, geduldig, und erfüllet die Lehre des Apostels Paulus Röm. XII. 20. mit Freude. —

d) Die Liebe zum Leben ist ein mächtiger Trieb, der in der ganzen lebendigen Natur herrschet; auch das kleinste Thierchen freuet sich seines Daseyns; der Tod verbreitet aber durch seine Ankunft überall Furcht und Schrecken, alles krümmet und wehret sich; die Natur des Menschen und des Thieres sträubet sich, und bietet die letzten Kräfte auf, um sich in ihrem Wirkungskreise zu erhalten. So fürchterlich aber auch der Tod an sich für jeden Menschen ist, so ist er doch noch fürchterlicher für jenen, der seine ganze Glückseligkeit in den Besitz und Genuß der irdischen Güter und Freuden setzt. Ist es ein Wunder, daß ein Mensch, der keine andere Glückseligkeit, als Essen, Trinken und Schlafen kennet, wie das Kind, welches sich in den Finger geschnitten hat, weinet und jammert;

wenn er eine Krankheit, als den gewissen Vorboten des Todes, ansieht?

Allein so kindisch thut der gute Christ bei der Ankunft des Todes nicht; dieser kann ihm die innere Ruhe, die er schon so lange gegen alle Stürme des menschlichen Lebens aufrecht erhalten hat, nicht rauben, er thut eben so gelassen, ruhig und heiter, wie er hier auf der Erde herumgewandelt ist, auch den Schritt in die Ewigkeit; denn er hält die Zeit seiner Wanderschaft für vollendet, und sich für reif genug Bürger einer bessern Welt zu werden; er bedauert auch den Verlust der irdischen Güter nicht, denn sie haben keinen Werth mehr für ihn. —

Am fünften Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text:

Herr, hast du nicht guten Saamen auf deinen Acker gesäet, woher hat er denn das Unkraut? Math. XIII. 27.

Der Heiland kannte die Menschen zu gut, als daß er hätte hoffen können, seine Lehre würde bei allen

Beifall finden; er sah im Gegentheil wohl voraus, daß sie von vielen würde verworfen, oder nach ihrem eigenen Kopfe und Interesse würde gemodelt werden, und nichts destoweniger empfahl er doch gegen solche Feinde seiner Religion alle mögliche Schonung, und wollte sie weder durch Feuer und Schwert bekehret, noch vertilget haben; denn er wuste wohl, daß er dadurch, wie der Hausvater im Gleichnisse durch das Ausjäten des Unkrautes, mehr Schaden als Nutzen stiften würde.

Diese Vorhersehung des Heilandes finden wir zu allen Zeiten bestätiget; die Zahl solcher Menschen, welche die Religion Jesu verwarfen, oder verdrehten, oder sich um ihre Befolgung wenig bekümmerten, war bald größer, bald kleiner, laut erschollen auch darüber zu jeder Zeit die Klagen guter Menschen; vorzüglich aber wird die heutige Welt als ganz verdorben ausgeschrien. Jedem Freunde der Menschheit muß also gewiß daran gelegen seyn, sich von dem Grunde oder Ungrunde dieser Anklage zu überzeugen.

Was ist von den gewöhnlichen Klagen über die heutige verdorbene Welt zu halten?

Der einzelne Mensch bleibt sich in den verschiedenen Abschnitten seines Alters nicht gleich, sowol seiner körperlichen als geistigen Natur nach. Andere

Körper- und Geistesvollkommenheiten und Fehler hat er als Knabe; andere als Jüngling; andere als Mann; andere als Greis; Eben so verhält es sich mit den verschiedenen Zeitaltern des ganzen Menschengeschlechtes; jedes hat seine eigenen Fehler und Vollkommenheiten, sowol im Gebiete der Künste und Wissenschaften, als der Sittlichkeit und Religion. So viel ist gewiß, daß das Reich Gottes — das Reich der menschlichen Vollkommenheit — in jeder Hinsicht noch in keinem Zeitalter da war, und auch heute nicht da ist; der gute Mensch hat also noch immer Ursachen, um die baldige Ankunft desselben zu beten, und für seine Beschleunigung nach Kräften zu arbeiten. Das jetzige Zeitalter aber so ganz verdorben ausschreien, nichts oder gar wenig Gutes an ihm erkennen wollen, ist Sünde, ist Ungerechtigkeit gegen das gegenwärtige Menschengeschlecht, und Herabsetzung der göttlichen Weltregierung, nach welcher stets Wachsthum in der Vollkommenheit der Menschheit seyn muß und auch ist. Nichts destoweniger giebt es doch manche Menschen, welche von nichts mehr zu sprechen wissen, als von der jetzigen verdorbenen Welt. Ach — jammern und klagen sie — ist es ein Wunder, daß wir lauter böse Zeiten haben? Gott hat mit seinen Strafen lange genug zurückgehalten, es ist ja gar keine Ehrlichkeit, gar keine Treue und kein Glaube, gar keine Religion mehr unter den Menschen! Wann werden die alten goldenen Zeiten wieder kommen, wo die Menschen so heilig und so glücklich lebten!

Um die Unbilligkeit und Ungerechtigkeit solcher Klagen einzusehen, darf man nur ihre Ursachen untersuchen, und welche sind es?

Mangel eines gehörigen Vergleichs des Guten und Bösen der alten und jezzigen Welt.

Das Alter und die Neuheit entscheiden bei manchen Menschen ganz allein den Werth und Unwerth einer Sache, alte Zeiten, alte Sitten, und alte Thaler sind ihnen Gegenstände, die sie über alles erheben und wünschen, alles aber, was nur neu heißt und scheint, verabscheuen, verachten und schelten sie.

Worin bestehen denn aber die Vorzüge der alten Welt? Mußte vielleicht das Menschengeschlecht nicht auch die Wuth grausamer Kriege und Krankheiten fühlen? Die Geschichte sagt: daß die Kriege noch häufiger und grausamer geführt wurden, und daß pestartige Seuchen oft an einem Tage mehr Menschen mordeten, als bei uns in einem ganzen Jahre. Oder gab es vielleicht in den ältern Zeiten keine Mißjahre? Wer kann die Menge Menschen zählen, die sonst durch Hungersnoth leiden mußten? Blüheten im Alterthume die Künste und Wissenschaften mehr als bei uns? Legte man sich mehr darauf, die Wahrheit, Vernunft, und Anwendung des Christhums auf das thätige Leben darzustellen? Der Knabe

de hat heutigestages bei den von weisen Fürsten errichteten und nach Kräften unterstützten Schul- und Lehranstalten mehr ächte Religionskenntniß, und kann besser lesen und schreiben, als sonst der am Rande des Grabes stehende Greis. Die Menschen waren aber doch gewiß in der alten Welt frömmer und besser? Es giebt heutzutage lange nicht mehr so viele Mörder, Straßenräuber und andere sittliche Ungeheuer; das Schwert des Scharfrichters verrostet allmählich, die Galgen stürzen zusammen und man zündet keine Scheiterhaufen mehr an. Die Welt kann sich also nicht verschlimmert, sondern muß sich gebessert haben. —

2) Mangel an Kenntniß des Geistes der christlichen Religion.

Der Mensch thut immer lieber was leicht, als was schwer ist; er scheuet überhaupt von Natur aus große Anstrengung und Ueberwindung; er überzeugt sich auch leicht, oder läßt sich leicht überzeugen von dem großen Werthe geringer Handlungen, die er für Pflichten ansieht. Dieß findet man vorzüglich in der Religion bestätiget. Die Erfahrung lehret zu gewiß, daß es viele Christen gibt, welche den Zweck und die Mittel der Religion nicht zu unterscheiden wissen, denen die Befolgung der leichten Gebräuche der allgemeine Maaßstab ist, nach dem sie den guten und schlechten Christen bestimmen, welche z. B. fleißig Kirchengehen, Beten, Fasten, und Wallfahrten, für die wichtigsten Stücke des Christenthums ansehen

hen. — Ist es ein Wunder, daß solche Namenchristen über das Verderben der heutigen Welt, über Mangel an wahrem Christenthume, über Freigeisterei schreien? Sie müssen ja zu ihrem größten Aerger hören, wie man ihren religiösen Aberglauben öffentlich bestreitet; wie man vorzüglich auf thätiges Christenthum dringt, und den kirchlichen Gebräuchen keinen andern Werth beileget, als in so ferne sie als Mittel zur wahren Frömmigkeit und zur Erbauung gebraucht werden? —

3) Heuchelei. Die Eigenliebe macht, daß der Mensch gerne mehr scheinen will, als er ist, und bei diesem Haschen nach blosem Scheine, greift er leicht zu dem ungerechten Mittel, daß er Andern Fehler andichtet. So weiß der hochmüthige Künstler an den größten Meisterwerken eines andern allerlei Fehler aufzufinden. Und was sind es oft für Menschen, welche über das Verderben der gegenwärtigen Welt, immer Ach und Weh schreien; über Mangel an Zucht unter der Jugend klagen, und wahre Frömmigkeit bei jedem Stande vermissen? Es sind die sogenannten Heuchler — Menschen, die ihre Schandthaten mit dem Mantel der Frömmigkeit zu bedecken suchen, welche die Fehler Anderer stets im Munde führen, um ihre abscheulichen Laster in Vergessenheit zu bringen, die gleich den Pharisäern äußerlich die Miene der Rechtschaffenheit annehmen, um als wunderbare Ausnahmen der verdorbenen Welt zu gelten, und ihre niederträchtigen Absichten desto leichter durchzusetzen. —

4) Un-

4) Unvermögen zu sündigen. Von dem kraftvollen Jünglinge, dessen junges Blut allen seinen Trieben und Neigungen hinlängliche Nahrung und Stärke giebt, wird man selten Klagen hören über das Verderben der Welt; er verlachet vielmehr jene, welche solche Klagelieder anstimmen, und sieht sie als Thoren an, denn er ist viel zu leichtsinnig, als daß er die Fehler seines Zeitalters bemerken sollte, und er müßte sich auch als Theilhaber derselben anklagen. —

Gehe man aber hin zu dem Schwächlinge, den die Sünde verlassen hat, weil er ihr kein Opfer mehr bringen kann und höre, was er von der gegenwärtigen Welt spricht? Er hält es bei seiner jetzigen Unvermögenheit zu sündigen, gar nicht für möglich, daß er in seinem kraftvollen Alter eben so schlimm und noch schlimmer gewesen sey, als jene Menschen, über deren Verderben er seufzet. Bei dem geringsten Fehltritte der Jugend lärmet er. „O wie böse ist jetzt die Welt, so war es in meinen jungen Jahren nicht! und forschet man seiner Jugend nach, so weißt es sich aus, daß er noch viel böser war." —

Ist denn also die jetzige Welt, die ganz aufgeklärte und vollkommene? Wer wollte wohl dieß behaupten? Nein, das Menschengeschlecht hat die höchste Stufe seiner möglichen Vollkommenheit noch lange nicht erreichet. Möchten also die Menschen,

statt

statt der unnützen Klagen, und zwar jeder nach seinem Stande, nach Kräften dahin arbeiten, daß das Reich Gottes immer näher anrücke!

Am sechsten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Text:

Lasset nicht dadurch die Sünde in eurem sterblichen Körper herrschen, daß ihr dessen Begierden gehorchet. Röm. VI. 12. —

Die Jünger mochten vielleicht wegen der langsamen Verbreitung der Religion Jesu, Bedenklichkeiten in Rücksicht ihres künftigen Schicksals geäußert haben; und der Heiland scheint sie heute in dieser Hinsicht beruhigen zu wollen, da er die großen und wohlthätigen Wirkungen seiner Lehre unter dem Bilde eines Senfkornes vorstellt, aus dem mit der Zeit, so klein es auch ist, ein großer Baum entsteht. —

Beobachtet man die Wirkungen unserer sinnlichen Triebe und Neigungen; so kann man diese auch gar wohl mit Senfkörnern vergleichen; sie sind der Saame, aus dem gute und böse Handlungen des Menschen hervorkeimen; aus ihnen wächset für uns der

der Baum des Lebens, oder des Todes, des Glückes oder Unglückes. — Wodurch läßt sich der gewöhnliche Mensch im Handeln mehr bestimmen, als durch die sinnlichen Triebe und Neigungen? Wird er aber nicht erst dann ein wahrer Mensch, wenn er dieselben gehörig einschränket und beherrschet? Und sinket er, als ihr Sclave, nicht zum Thiere herab? Aber soll man vielleicht Gott anklagen, daß er unserer Natur Triebe und Neigungen einpflanzte? Nein, die Menschen sind es, welche sie so sehr mißbrauchen.

Wie mißbraucht der Mensch gegen die Absicht Gottes die Triebe und Neigungen seiner Natur?

Das Leben des Menschen ohne Triebe und Neigungen, wäre höchstens ein Pflanzenleben; ohne Genuß und Glückseligkeit, er würde, wie diese, aufgehen, wachsen, blühen, abblühen — und sterben. Allein der Schöpfer hat ihn zu was mehr bestimmt; er gab ihm daher Triebe und Neigungen, um geniessen zu können, und hierin macht er ihn dem Thiere gleich. Er schenkt ihn aber auch Verstand und Vernunft, als sichere Leitsterne im Genusse nicht auszuschweifen, und so seinen Vorzug vor dem Thiere zu behaupten. Allein hier ist der Punkt, wo so viele fehlen; sie leben gleich den vernunftlosen Thieren, nur für den gegenwärtigen Augenblick, und verbittern sich durch eine leichtsinnige frohe Stunde, Jahre.

Durch

— Durchgehen wir die vorzüglichsten Triebe und Neigungen der menschlichen Natur, und wir sehen, wie sie der Mensch oft so sehr mißbrauche.

1) Der Trieb zum Vergnügen. Der gütige Gott hat mannichfaltige Freudenquellen in die Natur gelegt, er will, daß der Mensch aus denselben schöpfen soll; deswegen gab er ihm auch den so mächtigen Trieb zum Vergnügen. Durch denselben spornt er ihn gleichsam an, sich das Leben froh zu machen. Allein er ruft ihm auch zugleich durch die Vernunft zu: bei dem Genusse seine erhabene Bestimmung nicht aus dem Auge zu verlieren. „Mensch genieße, genieße aber mit Weißheit und Mäßigkeit!" so ertönet stets in seinem Innern eine laute Stimme. — Aber wie wenig achtet er auf diesen Ruf! Um den Gaumen zu kitzeln, versäuft er seine Vernunft, und handelt wie ein Thier; durch Unmäßigkeit im Essen zerrüttet er seine Gesundheit; durch Wohlleben stürzt er sich in Armuth; seines unersättlichen Hungers wegen nach allen möglichen Freuden, vergißt er alle Standespflichten, und entzieht der nothleidenden Menschheit seine Hülfe; kurz sein Leben ist oft nichts, als ein immerwährender Freudengenuß. —

2) Die Neigung zu den äußerlichen Gütern.

Der Mensch findet seine Nahrung nicht, wie das Thier; im Schweiße seines Angesichts soll er sein

Brod verdienen. Sein Leben muß also thätig seyn, er muß seine Körper- und Geisteskräfte anstrengen, und darf sie durch Trägheit nicht gleichsam ausdorren lassen. Wegen seiner und anderer Menschen Bedürfnisse, soll er nach den äußerlichen Gütern trachten; das ist der Wille Gottes, seines Schöpfers und Gebieters, der alle Geschöpfe ernährt haben will. —

Warum ist aber oft fremdes Eigenthum nicht sicher? Warum müssen ganze Familien ihren häuslichen Verfall ungerechten Prozessen zuschreiben, in die sie durch andere verwickelt werden? Warum hört man so viele Klagen über Betrug im Handel und Wandel? Warum werden manche Verräther des Vaterlandes, Verkäufer des Rechtes; Verläugner der Religion? Alle diese Gräulthaten verursacht die Neigung zu den äußerlichen Gütern, wenn sie nicht gehörig eingeschränket wird; denn sie erwecket dann Neid, Geitz, Habsucht und verursachet alle jene üble Folgen, welche diese Leidenschaften nach sich ziehen.

3) Der Trieb zur Ehre. Unser Schicksal, unser Vergnügen oder Mißvergnügen hängt gar oft von dem Willen anderer Menschen, von ihren Gesinnungen, von ihrer guten oder bösen Meinung ab, die sie von uns haben; die verschiedenen Verhältnisse, in denen wir mit ihnen stehen, machen es nothwendig, daß wir nach einem guten Rufe trachten. Wer traut dem Uebelberüchtigten? Wer schließet mit ihm Freundschaft? Wer mag sich mit ihm in

Geschäfte einlassen? Die Selbstliebe treibt uns also zuerst mit aller Macht an, nach Ehren zu trachten. Allein Gott hatte bei Einpflanzung dieses Triebes auch noch eine andere Absicht; der Mensch soll, durch denselben angespornet, seine erhabene Würde stets anerkennen, schätzen, und niemals durch unwürdige Handlungen herabsetzen. Wer gegen Ehre gleichgültig ist, ist auch jeder Niederträchtigkeit und Schandthat fähig. —

So wohlthätig aber der Ehrtrieb seiner Natur nach ist, so schädlich wird er, wenn er ausartet. Hat er nicht schon Verräther des Vaterlandes gezeuget, und Rebellionen der Unterthanen gegen Regenten angeflammt? War er nicht oft Ursache, warum mancher seinem Freunde, sogar eines einzigen Wortes wegen, das Leben genommen hat? Macht er nicht Heuchler, welche mit erborgten Vorzügen, mit der Larve der Frömmigkeit, der Freundschaft und Aufrichtigkeit, ihre eigennützigen und boshaften Absichten zu verdecken suchen? Opfert man nicht sogar um einer falschen eingebildeten Ehre willen sein eigenes Leben auf? Woher die Zweikämpfe?

4) Der Trieb zur Geselligkeit. Das wechselseitige Bedürfniß der Sicherheit, Ruhe und Hülfe zwingt die Menschen, sich einander zu nähern. Ihr beiderseitiges Interesse kömmt oft in Widerstreit, keiner will nachgeben; was muß geschehen? Sie müssen sich vereinigen. Sie fühlen einzeln ihre Ohnmacht

macht zu manchen Geschäften und Unternehmungen; sie müssen einander ihre Kräfte leihen; und was können sie dann nicht ausrichten? Nebst dem fühlt der Mensch von Natur aus, einen mächtigen Drang, sich andern mitzutheilen, seine Freude wächst, wenn andere sich mit ihm freuen; seine Traurigkeit nimmt ab, wenn andere mit ihm trauern.

Mächtig und wohlthätig ist also der Trieb zur Geselligkeit. Allein wie traurig sind die Folgen, wenn er mißbraucht wird! So ist übertriebener Hang zur Geselligkeit oft die Schuld, daß Familienvorsteher und Diener des Staates, ihre Berufsgeschäfte auf die Seite setzen, und jene, welche ihre Arbeits- und Erholungsstunden weißlich eintheilen, als Sonderlinge und Einsiedler verlachen, am Ende aber sich und ihre Angehörigen an den Bettelstab bringen, oder Betrüger des Staates werden. Was führt die blinde Jugend oft anders in Kopf und Herz verderbende Gesellschaften und giebt sie der Verführung in die Hände, als ihre übel geleitete Neigung zur Geselligkeit? —

Die nämliche gütige und weise Absicht, hatte Gott, da er uns den Trieb zur Nachahmung und die Neigung zum andern Geschlechte gab; allein wie schändlich werden oft auch diese mißbrauchet? —

Am Sonntage Septuagesima.

Text.

Sie sprachen: Diese haben nur eine Stunde gearbeitet und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Math. XX. 12.

Der Mensch ist selten mit dem zufrieden, was ihm gebührt und was er hat, er sieht gern mit neidischem Blicke auf jene, die mehr als er haben. Diese Wahrheit bestätiget die Gleichnißrede im heutigen Evangelium, in welcher der Heiland unter dem Bilde eines Hausvaters, der zu verschiedenen Stunden des Tages Arbeiter für seinen Weinberg miethet, und sie alle gleich zahlet, seinen Jüngern die Wahrheit vorhält, daß seine ältesten Schüler deswegen noch nicht die ersten und vornehmsten seyen. — Warum murrten die zuerst gedungenen Arbeiter gegen die Güte des Hausvaters, daß er die anderen Arbeiter ihnen im Lohne gleich hielt? Sie litten ja kein Unrecht. Der Neid machte, daß sie sich nicht mit dem begnügten, was ihnen gebührte.

Sieht man sich in der heutigen Welt um, findet man nicht auch viele Menschen, die den murrenden Arbeitern gleichen? Wie oft muß man nicht die

Kla-

Klagen hören, daß die Güter der Erde so ungleich ausgetheilt seyen; daß einige alles, die andern nichts hätten?

Was ist aber von den gewöhnlichen Klagen der Menschen, über die ungleiche Austheilung der irdischen Güter zu halten?

Sie sind 1) unvernünftig und **2) sündhaft.**

1) Der Mensch sucht sich das Leben möglichst froh und vergnügt zu machen; und das ist ihm ganz und gar nicht zu verdenken; seine eigene Natur spornt ihn dazu durch einen mächtigen Trieb an; er kann folglich gegen die Güter der Erde nicht gleichgültig seyn, er muß sich dieselben wünschen, und nach ihnen auch streben; denn sie sind die Mittel, wodurch er sich so manche Lebensfreude bereiten und genießen kann. Das Loos der Reichen ist daher in diesem Stücke viel besser, als jenes des Armen; jener kann genießen, dieser möchte gerne genießen; daher die vielen Klagen des letztern über die Ungleichheit der Menschen im Besitze der irdischen Güter. Man beruft sich auf die Gleichheit der Menschenrechte, murrt gegen die gegenwärtige Ordnung der Dinge; schreiet sie als willkührlich und ungerecht aus; wünschet eine gleiche Austheilung der zeitlichen Güter, und glaubt dann keine Menschen mehr um Brod betteln zu sehen.

Allein wie unvernünftig diese Klagen und Wünsche seyen, erhellet aus folgenden zwei Gründen: 1) weil

weil die Gleichheit der Menschen im Besitze der irdischen Güter unmöglich und 2) die Ungleichheit gut ist.

a) Die Erde giebt ihre Gaben gerne her, aber nicht umsonst; sie schüttet dieselben dem Menschen nicht gleichsam in den Schooß; sondern sie will, daß er seine Kräfte mit den ihrigen vereinigen, daß er ihr mit seiner Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit dienen soll. Haben aber alle Menschen von Natur aus gleiche Körper- und Geisteskräfte? Und wenn auch dieses der Fall wäre, bewirket nicht auch die verschiedene körperliche und geistige Erziehung in diesem Punkte, mancherlei Verschiedenheiten? Wie kann also gleicher Erwerb der irdischen Güter möglich seyn? Kann der Träge so viel haben, wie der Fleißige, der Geschickte, so viel wie der Ungeschickte? Wie oft werden nicht Geschwister, die gleiche Mitgabe von den Aeltern erhalten haben, nach und nach im Vermögensstand einander ungleich; und warum? — Wie ist ferner Gleichheit im Besitze der irdischen Güter möglich, da Krankheiten und andere Unglücksfälle manche Menschen mehr, und andere weniger, überfallen? Krankheiten stöhren nicht nur den Erwerb der zeitlichen Güter, sondern schmälern auch noch durch mancherlei Unkosten den wirklich besessenen; und Unglücksfälle rauben oft in einer Stunde den Verdienst der Arbeit von vielen Jahren. Und wenn auch alle diese Hindernisse der Gleichheit im Besitze der irdischen Güter nicht statt finden, so heben dieselbe

be die Menschen selbst auf, durch ihre Habsucht, durch ihren Neid, und mächtigen Hang zum Schaden Anderer sich zu bereichern; und durch die verschiedenen Arten von Verschwendungen. —

b) Die Noth ist die beste Lehrmeisterin des Menschen; dieselbe zwang ihn zum Anbaue des Feldes; zur Verwechselung der Erdhölen mit ordentlichen Wohnungen, und zur Erfindung tausenderlei Künste, Wissenschaften und Gewerbe. Durch das Gefühl der Bedürfnisse, werden seine Kräfte in Thätigkeit gesetzt, geübt und vervollkommet, und dadurch wird über sein ganzes Wesen Leben verbreitet. — Wie viel trägt aber nicht zu dieser Thätigkeit die Ungleichheit im Besitze der irrdischen Güter bei? Der Mensch läßt sich aus Liebe zu einem vergnügten Leben viel gefallen; er arbeitet lange Zeit rastlos, wenn er nur in der Ferne eine hinlängliche Belohnung erblikket. So bringt z. B. der Jüngling seine Jugendjahre mit Erlernung mancher Künste und Wissenschaften zu; weil er sich schon im Geiste auf diesen oder jenen Posten hingestellt sieht; die Hoffnung des Gewinns spornt den Künstler mächtig an, sich immer mehr zu vervollkommnen. Wären aber alle Menschen gleich reich; so würde aller Eifer in Verbesserung der Künste und Wissenschaften, wenigstens, bei vielen abnehmen, oder gar erkalten; weil sie nichts mehr nöthig hätten, um ihr Leben in Ruhe und Friede zu genießen. Würden wohl die Menschen bei vollkommener Gleichheit im Besitze der irdischen Güter, sich dem

dem oft alles verschlingenden Meere anvertrauen, um die Reichthümer fremder Welttheile zu holen? Würden sie wohl bis fast in den Mittelpunkt der Erde hinabsteigen, um derselben ihre Schätze zu rauben?

2) Wir müssen die gegenwärtige Weltordnung als von Gott herkommend betrachten; dieselbe als fehlerhaft anklagen, heißt, sich gegen die Weisheit und Güte ihres Urhebers versündigen. Müssen wir aber vielleicht die Ungleichheit der Menschen in Rücksicht des Besitzes der irdischen Güter nicht überhaupt als von Gott angeordnet betrachten? Ist er es nicht, der die Talente nach seiner Weißheit unter die Menschen austheilet? Schickt er nicht Krankheiten, Leiden und Unglücksfälle über das Menschengeschlecht, und stöhrt dadurch die geforderte Gleichheit? Saget nicht Sal. Sprüchw. XXII. 2.: „Es giebt Reiche und Arme; der Herr hat sie aber beide gemacht?" — Was sind also die gewöhnlichen Klagen vieler Menschen über die ungleiche Austheilung der irdischen Güter anders, als Versündigung gegen die weise und gütige Weltregierung Gottes? — Allein solche Klagen sind zweitens auch deswegen sündhaft, weil sie den Menschen misvergnügt und unzufrieden machen, und ihn so an der willigen Befolgung seiner Pflichten hindern. Zufriedenheit ist nothwendig, um in allen Lagen und Verhätnissen der Tugend stets getreu zu bleiben. Wie kann derjenige, welcher die ungleiche Austheilung der zeitlichen Güter als ungerecht betrachtet, alle seine Pflichten gerne und mit

Freude erfüllen? Er ärgert sich ja immer, daß alle seine Klagen nichts fruchten, und alle seine Wünsche ohne Wirkung sind; er verfluchet oft gar die Stunde, wo er in eine Welt eingetreten ist, in welcher nach seinem Wahne keine Gerechtigkeit wohnet.

Die gewöhnlichen Klagen der Menschen über die ungleiche Austheilung der irdischen Güter, sind drittens sündhaft; weil sie zum Neide, und zu allerlei Ungerechtigkeiten verleiten.

Der minder Begüterte sieht den Reichthum seines Nebenmenschen mit ärgerlichen Augen an; es schmerzet ihn, denselben besser gekleidet, besser essen und trinken, und in einem schönern Hause wohnen zu sehen; denn er glaubt das nämliche Recht dazu zu haben. Und wird er wohl viel Bedenken tragen, den Reichen auf alle mögliche Weise im Handel und Wandel zu hintergehen, und ihn heimlich zu bestehlen? Er thut ja nach seiner Meinung nichts, als daß er die Gleichheit im Besitze der zeitlichen Güter herzustellen sucht, welches ein ursprüngliches Menschenrecht ist? Wie gerne sind endlich solche unzufriedene Menschen zur Rebellion aufgelegt? Sie lauern auf jeden Zeitpunkt und auf jede Gelegenheit, ihre Landesleute mit ihren schwärmerischen Begriffen von Freiheit und Gleichheit anzustecken, die Posaune des Aufruhrs zu blasen; über die Reichthümer anderer herzufallen und sie unter sich zu theilen.

Am Sonntage Sexagesima.

Text:

Was aber unter die Dornen fiel, das zielt auf jene, die die Lehre hören, aber hingehen, und sie durch Sorgen, Reichthum und Wollüste dieses Lebens ersticken lassen, und also keine Frucht bringen. Luk. VIII. 14.

Der Heiland kannte das menschliche Herz zu gut, als daß er überall den gewünschten Nutzen von seiner Lehre gehoffet hätte. Er vergleichet deswegen heute ihr Schicksal mit jenen des Samenkorns, und behauptet, daß, so wie dieses gutes Erdreich und guten Wachsthum fördern, um Früchte zu bringen, auch der Nutzen seiner Lehre davon abhänge, daß sie der Mensch mit Bereitwilligkeit und Freude aufnehme; sich von ihrer Aechtheit und Vortrefflichkeit täglich mehr überzeuge; sie gleichsam in Mark und Saft umwandle und seine ganze Empfindungs- Denk- und Handlungsweise, durch sie bestimmen lasse, um so ihre guten und wohlthätigen Früchte zu genießen. — Betrachten wir diese Gleichnißrede Jesu genau; welchen tiefen Blick läßt sie uns in unser Herz thun! Wie schön lehret sie uns die Hindernisse kennen, wegen welcher

cher die christliche Religion nicht rechten Eingang und gute Anwendung bei uns findet, und uns nicht so glücklich macht, als sie uns beim rechten Gebrauche machen würde! Wie deutlich löset sie uns das Räthsel, woher das Hin- und Herschwanken mancher Christen in der Religion komme! Es ist der Mühe werth, diesen Punkt etwas genauer zu betrachten.

Woher kommt die Unbeständigkeit vieler Christen in Befolgung der Religion Jesu?

Wer ein vorgestecktes Ziel erreichen will, darf im Laufe nach demselben, wenn er auch müde wird, nicht wieder umkehren; sonst wird er es niemals erreichen; und als ein schlechter Laufer den Zuschauern zum Gelächter werden. — Eben so kann auch kein Mensch ein vollkommener Christ werden, wenn er sich durch zeitlichen Verlust, durch Aufopferung mancher Freuden, durch Leiden und Unglücksfälle, abschrecken läßt, der Religion Jesu in allem zu folgen. —

Aber hier fehlt es leider bei vielen Christen! sie sind wie ein Rohr, das vom Winde hin und hergetrieben wird; in einem Augenblicke schwören sie der Religion den strengsten Gehorsam, und in dem andern sind sie schon wieder Meineidige.

Woher kommt aber diese schändliche Unbeständigkeit?

1) Sol-

1) Solche Christen hängen zu sehr an den irdischen Gütern; 2) sie lieben die Religion nur aus Eigennutz; 3) sie haben ihre Neigungen und Triebe nicht zu beherrschen gelernet; 4) sie haben zu wenig Selbstständigkeit.

a) Wahre Religion verträgt sich nicht mit einem irdischen Sinne; denn sie ist eine Tochter des Himmels. Sie verbietet zwar nicht, nach zeitlichen Gütern zu trachten; sondern sie gebietet es im Gegentheile; allein sie befiehlt, **zuerst** nach Wahrheit und Tugend zu streben. — Wie verkehrt handeln aber in diesem Stücke manche Christen! Sie wissen ihr Trachten nach den Gütern der Erde nicht mit der Religion zu vereinigen; und wenn dann eins von beiden auf die Seite gesetzt werden muß: so trift das Loos allezeit die Religion. Solche Christen befolgen z. B. das siebente Gebot Gottes „**du sollst nicht stehlen**" nach seinem ganzen Umfange — aber wohl gemerkt — nur so lange, als sie auf dem Wege des Rechtes ihren Hunger nach irdischen Gütern sättigen können; widrigen Falls aber lassen sie die Religion umsonst rufen, sich an fremdem Gute nicht zu vergreifen; und werden Wucherer, Betrüger, Diebe und Räuber. Sie preisen im Glücke und in freudigen Tagen die Güte Gottes zur Freude und Erbauung aller guten Menschen, und können das Glück, in einer so schönen und freudenvollen Welt zu wohnen, nicht hoch genug erheben. Allein nun bre-

brechen einige Leiden über sie herein; und sie haben schon wieder alle von Gott empfangene Wohlthaten vergessen; nun schelten sie die Erde ein Jammerthal, murren gegen ihren Schöpfer, und sind gegen alle noch so wichtige Trostgründe, die ihnen die Religion giebt, taub und gefühllos. —

b) Wer die Religion nicht vorzüglich deswegen liebet, weil sie von Gott ist, und uns unsere erhabene Bestimmung zu erreichen lehret; sondern weil er sie als ein gutes Mittel ansieht, seine sinnlichen Wünsche zu befriedigen; der wird sie auch leicht auf die Seite setzen, wenn sie mit seinem Eigennutze in Widerstreit kömmt. — Haben aber viele Christen nicht eine ganz interessirte Religion? Gleichen sie nicht vollkommen dem Jünglinge im Evangelium, der von dem Heilande wissen wollte, was er thun müsse, um das Himmelreich zu erlangen; aber nicht weiter fragte; sondern sich ganz stille weg schlich, als Jesus von ihm forderte, daß er alles verlassen, und ihm nachfolgen sollte?

Um was betet mancher Christ öfterer und inbrünstiger, als um zeitliche Nahrung, um Glück und Segen zu seinen Geschäften und Gewerben? Warum hört er gleich auf zu beten, und spricht dem Gebete allen Nutzen ab, wenn er nicht gleich erhöret wird? — Warum geht der Geizhals gerne in die Kirche? Warum mag er aber nichts hören, wenn ein Hungriger

riger um Jesu willen ein Stückchen Brod von ihm begehrt? — Warum läßt sich der Habsüchtige umsonst von der Religion zurufen; fremdes Gut wieder zu erstatten, und betet lieber ein paar Rosenkränze, als daß er dieß thut? — Warum wirft der Heuchler den Mantel der Religion um sich? Alle diese Christen lieben die Religion nur aus Eigennutz; daher entsteht ihre Unbeständigkeit in derselben. —

c) Wir sind in den ersten Jahren unsers Lebens beinahe nichts als Sinn; wir empfinden und genießen blos; Triebe und Neigungen sind unsere einzigen Herren. Was Wunder, wenn es der erwachenden Vernunft schwer wird, die Herrschaft der Sinnlichkeit zu zerstöhren. Und es muß doch seyn; die Religion verlanget es unbedingt. Allein diesen harten Kampf mögen leider so wenige Menschen bestehen! Mancher Christ ist von der Güte, Vortrefflichkeit und dem allgemeinen Nutzen der Nächsten- und Feindesliebe ganz überzeuget, widerfährt ihm aber eine auch noch so geringe Beleidigung: so verwandelt er die Liebe doch gleich in Haß und Feindschaft. Ein anderer ist ehrlich, aufrichtig und gerecht im Handel und Wandel, wenn sein Vortheil und Eigennutz nichts dabei leiden; allein er tritt fremde Rechte mit Füßen, wenn es seine Gewinnsucht fordert. Noch ein anderer bleibt der Wahrheit getreu, so lange es seine Leidenschaften erlauben; im entgegengesetzten Falle aber wird er ihr ärgster Feind. —

d) Die

d) Die Religion fordert feste Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Güte, wenn man ihr stets anhängen will. Wem es überhaupt an Selbstständigkeit fehlt; wer keinen festen Charakter, keine feste Grundsätze hat, kann unmöglich ein beharrlicher, sich immer gleich bleibender Christ seyn; er ist ein Rohr, das vom Winde nach Belieben hin- und hergetrieben wird. Heute liebet er die Religion, und morgen hasset er sie schon wieder; alles in der Welt ist im Stande, ihn da irre zu machen. Religionsspöttern ist es eine leichte Sache, einen Christen ohne feste Grundsätze durch ihren Witz auf ihre Seite zu bringen, und ihn dahin zu bewegen, die ganze Religion lächerlich zu finden; wenn er gleich anfangs vor dem blosen Gedanken daran erschrocken ist. — Es kostet Verführern der Unschuld wenig Mühe, einen solchen Christen in ihre Schlingen zu locken; ihm ihre Gesellschaft ganz gefahrlos zu schildern, und ihn nach und nach dahin zu vermögen, daß er mit ihnen um die Wette der Tugend öffentlich Hohn spricht. —

Möchten doch die Menschen einmal einsehen, daß ausharrender Eifer in Befolgung der Religion Jesu zu jeder Zeit, und unter allen Umständen das einzige und beste Kennzeichen eines wahren Christen sey. Möchten sie aber auch von diesem Eifer stets angeflammt seyn!

Am

Am Sonntage Quinquagesima.

Text:

Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem, da wird alles erfüllet werden, was die Propheten von dem Menschensohne geschrieben haben. Luk. XVIII. 31.

Jesus gieng heute auf der Reise nach Jerusalem seinem Leiden und Tode entgegen; und wie war die Stimmung seines Gemüthes? Gelassen, muthig und entschlossen, wandelte er den Weg fort, der ihn zu seinen Mördern führte; nur seine Jünger, denen er nun sein ihm bevorstehendes trauriges Schicksal eröffnen mußte, mochten vielleicht seine innere Ruhe etwas stören; ihn schreckte aber weder die Art, noch die Menge der Leiden, die seiner warteten, und die er schon im Geiste voraussah. Dazu hatte er zu viel Geistesgröße und Seelenstärke, daher auch die Standhaftigkeit und der Muth, womit er alle seine Martern wirklich duldete.

Jesus wußte sein künftiges grausames Schicksal; es konnte ihn also nicht überraschen, und mußte dadurch viel von seiner Schwere verlieren. — Sollte es wohl nicht auch besser seyn, wenn der Mensch sei-

ne

ne künftigen Schicksale wüßte? Ja, wenn er, wie Jesus, bei denselben ohne Unterschied sich gleich zu bleiben verstünde! Aber da fehlt es gemeiniglich bei den meisten Menschen. Wir haben also gar nicht Ursache, darüber zu klagen, daß Gott unsern Gesichtskreis in die Zukunft so sehr beschränkt hat; denn

Es ist gut, daß wir 1) weder die günstigen, noch 2) die ungünstigen künftigen Schicksale unseres Lebens vorherwissen.

1) Der Mensch kann gegen die Zukunft ohnmöglich gleichgültig seyn; er muß sich eine solche wünschen, die entweder sein gegenwärtiges Glück nicht mindert, oder noch vermehrt. Was Wunder, wenn er dieselbe möglichst zu durchforschen sucht, und sich dazu der Schlüsse vom Vergangenen aufs Künftige bedient, oder wenn er dieß aus Eingeschränktheit des Geistes nicht vermag, sich von Betrügern aus den Gestirnen, oder aus den Händen sein künftiges Schicksal entziffern läßt? Aber Dank dem Schöpfer, daß sowol das Bemühen des Vernünftigen als des Thoren vergeblich ist, die Zukunft auszuspähen! Er meinte es gut mit uns, daß er die Zukunft verhüllte; wüßten wir unsere günstigen Schicksale vorher: so würden 1) diese einen großen Theil ihres Genusses verlieren; und wir würden dabei 2) unsere Thätigkeit, und 3) unsere Tugend einbüßen.

a) Der Mensch hat von Natur aus einen starken Trieb zur Veränderung; er wird gegen das, was lange dauert, allmählich gleichgültig; das Neue aber hat einen mächtigen Reiz für ihn. Schon das Kind verwechselt das alte Spielzeug gerne mit einem Neuen. — Was würde die Folge seyn, wenn wir in die Zukunft schauen, und da alle uns bevorstehende Freuden und glücklichen Ereignisse wie am hellen Mittage sehen könnten? Sie würden den Reiz der Neuheit verlieren; wir würden uns an ihren Anblick nach und nach gewöhnen, und bei ihrem wirklichen Eintritte würden sie das lange nicht bewürken, was sie bewürkt haben würden, wenn sie uns unwissend überraschet hätten. Blieben sie zu lange aus; so würden wir vielleicht endlich gar gleichgültig gegen sie werden; oder würden sie auf eine ungeschickte Weise zu beschleunigen suchen, und sie so entweder weiter von uns entfernen, oder gar zerstöhren. — So macht uns die unvermuthete Ankunft eines guten Freundes, den wir vielleicht gar nicht mehr unter der Zahl der Lebendigen glaubten, mehr Freude, als wenn er sich lange zuvor in Briefen angekündiget hätte. — Wer vermag die Empfindungen des Unglücklichen zu schildern, der in dem Augenblicke, wo er vollends alle Hoffnung seiner Erlösung aufgab, seinen Erretter ankommen sieht? —

b) Der Vernünftige lebt nicht blos dem heutigen Tage; sein Blick reicht weiter; er wünschet, auch in den künftigen Tagen glücklich und zufrieden zu leben;

leben; und da er nicht weiß, ob nicht vielleicht Schwachheit, Krankheiten, Alter oder Unglücksfälle die Sorge für sein künftiges Glück unmöglich machen werden: so sorgt er schon gegenwärtig für die Zukunft. Wie kann er sich aber gegen künftigen Mangel jetzt schon anders schützen, und wie seinen künftigen Wohlstand besser begründen, als wenn er thätig ist — wenn er in seinem Berufe nach Kräften arbeitet? — Allein was würden wir thun, wenn die Zukunft uns vor den Augen geöffnet läge, und wir das Glück gleichsam beschäftiget sehen könnten, wie es uns nichts als frohe und gute Tage zubereite? Würden wir da nicht denken: in der Zukunft ist für mich gesorgt, was brauche ich zu arbeiten und mich zu plagen? Würde also das Vorherwissen unserer künftigen günstigen Schicksale nicht unsere Kräfte lähmen und uns dem Müßiggange überliefern? Mancher Jüngling bringt seine besten Jahre mit Nichtsthun zu, ihn kümmern weder Künste noch Wissenschaften; warum? Er hat reiche und vornehme Aeltern; was braucht er also für die Zukunft zu sorgen und zu arbeiten? Seine Aeltern haben schon dafür gesorgt, oder werden es noch thun. Ganz anders denkt und handelt aber jener junge Mensch, der weder Aeltern, noch Anverwandte, noch Freunde hat, auf die er sich in der Zukunft verlassen kann. —

c) Das deutsche Sprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang" ist zu allen Zeiten bewährt gefunden worden, auch der weise Sirach sagt schon XXXIII. 29.: „Der Müßiggang ist die Schule vieler Bos-

heit." Wie kann es auch anders seyn? Um sich in den Besitz der möglich größten und dauerhaftesten Glückseligkeit zu setzen, scheuen viele Menschen keine Mühe und Arbeit; sie strengen da alle Kräfte an, und wagen oft gar ihr Leben. Haben sie aber ihr Ziel erreicht, glauben sie ihr gegenwärtiges und künftiges Glück hinlänglich gegründet; so schonen sie ihre Kräfte, um die guten Tage länger genießen zu können; da sprechen sie, wie der reiche Mann im Evangelium. „Nun meine Seele, sey froh, iß und trink und laß dir wohl seyn; denn du hast jetzt Vorrath auf viele Jahre!"

Allein der Mensch kann nicht ganz unthätig seyn; hat er für nichts zu sorgen; sieht er in der Zukunft lauter Glück, das ihm das Arbeiten ersparet; wie leicht ist es da, daß er auf solche Zeitvertreibe fällt, welche der Tugend nachtheilig sind? So machte der Müßiggang schon manchen Menschen zum Verläumder seines Mitbruders; manchen zum Verschwender; manchen zum Verführer der Unschuld. —

2) Nur der Thor mag glauben, daß ihm stets alles nach Herzenslust gehen werde, der Vernünftige weiß, daß keine Jahreszeit der andern in der Witterung gleich ist; daß es bald schöne, bald stürmische Tage giebt; eben so gewiß weiß er auch, daß es in dem menschlichen Leben oft Stürme absetzet. Allein deswegen läßt er sich seine gegenwärtige Ruhe und Zufriedenheit nicht rauben, denn er kennet die Leiden nicht

nicht, die ihm bevorstehen, er weiß nicht, ob sie nah oder entfernt, groß oder klein sind. Wüßte er aber seine künftigen widrigen Schicksale gewiß und bestimmt vorher; so würde dieß ihm 1) jeden Genuß der Freuden verbittern; und 2) seinen Eifer in Erfüllung der Pflichten schwächen.

a) Ein Leben ohne Freuden gleichet einer Quelle, die sich durch Felsen und Gesträuche fortwälzen muß; es versiechet nach und nach wie diese, wenn sie keinen Zufluß, keine Verstärkung erhält.

Soll denn aber das menschliche Leben so freudenleer seyn? Ist dieß der Wille Gottes? Sehen wir uns nur in der Natur außer uns um, und wir finden, daß uns überall Freuden zum Genusse einladen. Betrachten wir unsern Körper, er ist auch zum Genusse der Freude eingerichtet. Was würden uns aber alle Freuden helfen, wenn wir in die Zukunft schauen, und da die uns bevorstehenden bösen Schicksale sehen könnten? Ein Blick in die Zukunft würde uns den süßesten und unschuldigsten Genuß der Freuden vergällen; mit niedergesenktem Blicke würden wir stets daherwanken, und gefühllos gegen die Schönheiten der Natur, gegen die Liebe unserer Freunde, würden wir in banger Erwartung unseres Schicksals in die Zukunft schauen, und unsere Lebensquelle würde so allmählich selbst versiegen, oder wir würden sie mit Gewalt verstopfen. Wie ist uns zu Muthe, wenn wir hören, daß ein feindliches Heer

mit Sengen, Brennen und Morden gegen unser Land anrücke? — Wüßte z. B. der blühende Jüngling, daß über kurz oder lang der Tod sich ihm durch ein schmerzhaftes und langwieriges Krankenlager ankündigen werde; wüßte das gute Kind, daß es seine lieben Aeltern; der Ehegatte, daß er seine geliebte Ehehälfte; der Vater, daß er sein einziges Kind bald verlieren würde; wie sehr würden sich alle diese Menschen abgrämen, der Anblick einer Freude würde sie schon anekeln —

b) Der Tugendweg ist oft mit vielen Disteln und Dornen besetzt, und es ist da Heldenmuth nothwendig, um unerschrocken auf demselben fortzuwandeln. — Wie oft ist nicht z. B. der Rechtschaffene ein Gegenstand des Hasses, der Verachtung und Verfolgung? Wie oft muß er mit der äußersten Noth ringen, wo der Schurke im Ueberflusse schwelget? Wie viel Geistesstärke gehört nicht hier dazu, daß er der Tugend getreu bleibt, und sich nicht auf die Seite der Gottlosen schlägt, weil ihr Loos doch oft so reitzend ist? Was würde aber erst aus ihm werden, wenn er die Zukunft erforschen, und da das böse Schicksal, und boshafte Menschen gleichsam wetteifern sehen könnte, lauter Uebel über ihn zu verhängen? Sein Tugendeifer würde erkalten; er würde vielleicht gar gegen Gottes Gerechtigkeit murren, daß er ihn für seine Rechtschaffenheit so übel belohne, und gegen jene Menschen, die er als Urheber oder Beförderer seines künftigen Unglücks ansieht, würde er seine ganze Rachgierde auslassen. Würde z. B. der

der Vater der guten Ermahnungen und Lehren, die er seinem Kinde giebt, und der vielen Sorgen für dasselbe nicht bald überdrüßig werden, wenn er vorher wüßte, daß alles sein Bemühen umsonst seyn, daß sein Kind doch ein Taugenichts werden würde?

Es ist also gut, daß wir unsere künftigen widrigen Schicksale nicht vorher wissen.

Am ersten Sonntage in der Fasten.

Text:

Jesus begab sich auf Antrieb des Geistes in die Einöde, wo er vom bösen Feinde versucht wurde. Math. IV. 1.

Jesus wird heute auf verschiedene Weise zur Sünde gereizet. Bald stellet ihm der Satan seine strenge Nüchternheit als unnöthig dar; bald greift er ihn von der Seite des dem Menschen so natürlichen Ehrtriebes an; bald will er ihn durch den Glanz der Reichthümer der Welt blenden; kurz er bietet alle List und Macht auf, um über den Heiland zu siegen, allein umsonst! Jesus weiß alle diese Angriffe zu vereiteln.

Also ist dann das Loos jedes Menschen auf der Erde, daß er um die Tugend kämpfen müsse? Ja, da-

dadurch erhält sie erst ihren wahren Werth; so wie sich körperliche Stärke und Heldenmuth nur in Ueberwindung großer Hindernisse zeigen; so bewährt sich auch die Tugend nur im Kampfe mit mächtigen Feinden. Allein es ist nicht leicht, hier den Sieg immer davon zu tragen. Der Heiland wußte freilich den mächtigen Reizen der verschiedenen Versuchungen zu widerstehen; viele aber vermögen dieß nicht; und warum? Sie bringen die nämliche Entschuldigung bei, die Paulus Röm. VII. anführt, allein sie bestehet nicht; dieß beweiset die Beantwortung folgender Frage:

Warum unterliegen so viele Menschen den Versuchungen zur Sünde?

Es ist wahr, die Tugend des Menschen ist auf dieser Erde vielen Gefahren ausgesetzt; sie hat aber im Grunde nur einen Feind, und dieß ist — der Mensch selbst. Allein der Versuchungen und Anreize zum Bösen sind doch auch viele. Hier ist es der Reichthum, welcher der Tugend gefährlich ist; dort die Armuth; bald sind es die Freuden; bald die Leiden des Lebens; bald sind es die bösen Menschen, welche zur Verführung ausgehen; bald sind es die guten selbst, welche des Guten zu viel thun wollen. Doch weder Beispiel, noch Verführung; weder die Güter, noch die Uebel der Erde vermögen gegen die Tugend etwas, wofern der Mensch nicht selbst im Bund mit ihnen tritt, oder dem gefährlichen Eindruk-

drucke nachgiebt. Welche Schande für ihn, wenn ers thut! Er, den Gott zum Herrn über die ganze Natur gesetzt hat, erniedriget sich zum Sclaven der Sünde herab! Woher diese fast unglaubliche Erscheinung? Es fehlet 1) oft an Kenntniß des wahren Werthes der irrdischen Güter: 2) an Geistesstärke und 3) an nöthiger Vorsicht und Klugheit.

a) Der Vernünftige betrachtet die Tugend als sein letztes Ziel. Es ist daher sein stetes Streben, und seine größte Freude; dasselbe zu erreichen zu suchen. Nichts vermag ihn daran zu hindern; in seinen Augen sind die Güter der Erde, blose Mittel, das höchste Gut, die Tugend zu erleichtern, und zu befördern; er sieht sie nur als Geschenke Gottes an, welche den oft rauhen und harten Tugendweg sanfter machen sollen, und legt ihnen folglich nur in so ferne einen Werth bei, als sie es ihm möglicher oder leichter machen, sich und andere zu vervollkommnen. Möge ihm daher die Welt alle ihre Schätze anbieten, mit der Bedingniß, nur einen Schritt auf dem Wege der Tugend rückwärts zu gehen, er wird sie mit Verachtung abweisen, und mit Jesus antworten: Weg von mir Satan! es stehet geschrieben ꝛc. Mögen sie ihm mit ihrem ganzen Heere von Uebeln drohn, wenn er ihren Eitelkeiten und Thorheiten nicht huldige, er wird sie verlachen und mit dem Heiland sagen: Der Mensch lebt nicht vom Brod allein ꝛc.

Ganz anders verhält sich die Sache mit dem Thoren, welcher die zeitlichen Güter nicht richtig zu schätzen weiß, und daher seine ganze Glückseligkeit in ihrem Besitz und Genuß setzet: Dieser ist nicht Herr über sich; sondern seine Erdgüter beherrschen ihn, und seine eingebildete Tugend ist nur dieser ihre Dienerin. Winket ihm eine Freude, er fragt nicht lange, ob sie sich mit der Tugend vertrage: er eilt ihr entgegen, und genießt sie mit Heißhunger. Er hört von einem zu machenden großen Gewinn; er untersucht nicht, ob er gerecht oder ungerecht sey; er trachtet ihn zn erhaschen. Lasse man ihn die Wahl, entweder den Beifall und die Gunst wichtiger Personen zu verlieren, oder eine Niederträchtigkeit zu begehen; er wird nicht lange anstehen, das letzte zu thun. Verspreche man ihm Ehre und Ansehn, fordere aber zur Belohnung, daß er ein Verführer der Unschuld werden solle: er wird es werden. Brechen Leiden über ihn herein, und er kann sich nur durch schlechte Mittel von ihnen befreien; wird er wohl dieselben der Tugend zu Liebe mit Geduld ertragen? Er wird Himmel und Erde bewegen, um das Unglück wieder von sich zu treiben. —

b) Wir sind in den ersten Jahren unseres Lebens beinahe nichts als Sinn. So lange unsere Vernunft noch nicht erwacht, vertritt das Gefühl ihre Stelle; und wenn diese sich reget, hat jenes bei den meisten Menschen schon die Herrschaft erhalten. Allein jetzt ist es Zeit anzufangen, tugendhaft zu werden; die

Tu-

Tugend verlangt sohin, daß wir die Herrschaft der Neigungen und Triebe zerstören; daß wir sie in ihre gehörige Schranken weisen, und unsere eigene Herren in sittlicher Hinsicht werden sollen. Dieß ist nun keine leichte Arbeit! Es kostet einen harten Kampf. Allein er muß bestanden werden; wohl daher demjenigen, der nach und nach die Macht der Begierden schwächt, und so immer einen Schritt weiter auf der Tugendbahn thut! Er wird es bei ausharrendem Eifer endlich dahin bringen, daß seine Tugend gleich dem Felsen im Meere allen Stürmen trotzet. — Aber hier fehlt es leider bei vielen Menschen, sie erkennen zwar die Pflicht, tugendhaft zu seyn, und wünschen sie auch zu erfüllen, allein sie scheuen die schweren Ueberwindungen und Aufopferungen, die nöthig sind, um ihren Begierden stets zu gebieten. Sie jammern und klagen über die Schwachheit der menschlichen Natur, und bedenken nicht, oder mögen nicht bedenken, daß sie selbst die Verderber ihrer Natur sind. Kommen Versuchungen, so gehen sie ihnen vielleicht mit Muth entgegen, allein sie sind zu schwach, fortdauernden Widerstand zu leisten; sie haben nicht von Jugend auf gelernt, ihre Leidenschaften zu beherrschen, deren Macht unmerklich zu groß und zu gebieterisch geworden ist; die äußern Gegenstände verdoppeln ihre Reize, und sie unterliegen im Kampfe. So sind und bleiben sie dann das ewige Spiel ihrer Begierden, und gleichen einem Schiffe, das ohne Steuermann von den Meereswellen nach Belieben hin und her getrieben wird. —

c) Der

c) Der geschickte Steuermann weicht auf seiner Schiffahrt sorgfältig Sandbänken und Klippen aus, und richtet daher seinen Lauf nach Wind und Wetter ein. — Die nämliche Vorsicht und Klugheit muß jener beobachten, welcher der Tugend stets getreu bleiben will. Es sind der Klippen und Felsen, wo diese scheitern kann, nicht wenige; der vorsichtige und kluge Mann suchet sie kennen zu lernen, und zu meiden. Er weiß sich in Personen, Zeit und Umstände zu schicken, und traut seinen Kräften nicht zu viel; denn er ist von der Wahrheit des Sprüchwortes überzeugt: „Wer sich in die Gefahr stürzt, kommt in derselben um."

Wie der geschickte Steuermann in Zukunft jene Meeresgegend meidet, wo er einmal Gefahr gelaufen ist, Schiffbruch zu leiden: so fliehet auch der Vorsichtige und Kluge solche Gesellschaften, Gelegenheiten und Verhältnisse, wo er sich nicht Kraft genug zutraut, seine Tugend unverletzet zu erhalten; er hält sich an den Ausspruch Salomons Sprüch. XIII. 20.: „Im Umgange mit Weisen wird man weise: im Umgange mit Thoren wird man selbst ein Thor."

An dieser so nothwendigen Vorsicht und Klugheit fehlt es aber wieder leider vielen Menschen! Was Wunder, wenn sie den Versuchungen zur Sünde so leicht unterliegen? Sie wählen nicht nur blindlings Gesellschaften und Verhältnisse, ohne zu untersuchen, ob und wie gefährlich dieselben ihrer Tugend sind; sondern

sondern sie werden auch durch ihren eigenen Schaden nicht klüger gemacht; sie sind ein, zwei, dreimal gefallen, das viertemal hoffen sie sich auch zu erhalten, und suchen zu ihrem neuen und unwiderbringlichem Falle die nämlichen Gesellschaften und Gelegenheiten auf. — So bewahrt manches Mädchen lange Zeit ihre Unschuld, und endlich verliert sie dieselbe aus Unvorsichtigkeit in der Wahl des Umganges mit dem andern Geschlechte. Mancher Jüngling denkt an nichts weniger, als seinen bösen Kameraden gleich zu werden; aber nun gesellt er sich einigemal zu ihnen, er findet Geschmack und Freude an ihren Ausgelassenheiten; er fühlet ihren Spott, schämet sich, es ihnen nicht gleich zu thun, und — wird eben so böse wie sie. —

Was muß also geschehen, um den verschiedenen Versuchungen zur Sünde nicht zu unterliegen? ? —

Am zweiten Sonntage in der Fasten.

Text:

Herr! hier ist gut wohnen: willst du, so bauen wir hier drei Hütten: Dir eine, Moses eine, und dem Elias eine. Math. XVII. 4.

Der Heiland gieng mit seinen drei vertrautesten Schülern auf den in Niedergaliläa jenseits des Jordans

dans gelegenen hohen Berg Hermon, und da trug sich die bekannte Geschichte mit dessen Verklärung zu. — Was mag wohl die Ursache dieser so wunderbaren Erscheinung gewesen seyn? Die noch zaudernden und zagenden Jünger, die noch so wenig Muth und Standhaftigkeit gezeigt hatten, und selbst noch in ihrer Meinung von Jesus, ob er auch der versprochene Messias sey, wankend zu seyn schienen, aufs neue zu beleben, und ihnen Muth einzuflößen, ihm zu glauben und zu folgen. Deswegen nahm er auch die bekannten drei Schüler mit sich, denn auf diese scheint er das größte Vertrauen gesetzt zu haben.

Brachte denn aber die Erscheinung die gehoffte Wirkung hervor? Der hastige Wunsch des Petrus beweiset es; denn wir sehen daraus, daß dieser dem Heilande gleich den Vorzug vor Moses und Elias giebt.

Warum gieng denn aber der Wunsch des Petrus nicht in Erfüllung? Er war doch gewiß recht wohl gemeint. Er war zu übereilt und nicht genug überlegt. — So geht es auch heutigestages vielen Menschen mit ihren Wünschen; die wenigsten werden erfüllet; darüber hört man denn oft bittere Klagen führen. Die Frage ist also gewiß wichtig:

Was ist von den Wünschen mancher Menschen zu halten?

Wünschen heißt, etwas mit Sehnsucht verlangen, das uns der Verstand oder die Einbildungskraft

als

als gut, nützlich und liebenswürdig vorstellen; niemand wünscht sich was Böses, man hält es wenigstens nicht dafür. — Wünschen ist dem Menschen natürlich; seine Natur treibt ihn zur immer größern Vervollkommung und Glückseligkeit an; in keiner Lage, in keinem Zeitpunkte seines Lebens kann er aber sagen, daß er hier zu Ende sey, es bleibt ihm da immer noch vieles zu wünschen übrig. — Wie verschieden sind aber die Wünsche der Menschen? Andere hat der Weise, andere der Thor. Jener läßt sich durch den äußern Schein der Dinge nicht blenden; er sieht keine Schlösser in der Luft, seine Wünsche sind auf Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit gebaut.

Wie ganz anders sind aber die gewöhnlichen Wünsche vieler Menschen beschaffen! Hier möchte einer gerne wissen, was ihm in der Zukunft für ein Schicksal bevorstehe; und ärgert sich, daß dazu sein Gesichtskreis zu kurz ist; dort wünschet ein anderer, daß sein Lebensweg niemals mit Disteln und Dornen, sondern nur mit Rosen bestreuet sey, und schwärmet und fluchet, daß er seinen Fuß so oft ritzet. Da seufzet ein Kranker ängstlich nach Befreiung von seinem schmerzhaften Lager, und thut oder unterläßt doch dasjenige nicht, was zur Widererhaltung seiner Gesundheit unumgänglich nothwendig ist; dort möchte gerne ein Müßiggänger, ein Verschwender eine eben sowohl bestellte Haushaltung haben, als ein fleißiger Arbeiter und guter Haushälter. Allein was ist von allen diesen Wünschen zu halten? Sie sind

1) theils

1) theils zu übereilt; 2) theils ganz grundlos, und beweisen 3) Unzufriedenheit.

a) Kinder haben Freude an allem was glänzet und schimmert: was ihnen da unter die Augen kommt, das möchten sie gerne haben; und wer kann ihnen das verargen? Sie haben ja noch nicht gelernt, auf den innern Gehalt, auf den wahren Werth der Dinge zu sehen, und die Wahrscheinlichkeit zu untersuchen, ob ihr sehnliches Verlangen darnach befriediget werden könne; ihr Verstand schlummert noch; sie urtheilen von dem Werthe oder Unwerthe einer Sache blos nach dem Auge, dem Ohre und Gefühle. — Was sind aber manche verständig seyn wollende Menschen anders, als Kinder? Sie überlassen sich, wie diese, den ersten Eindrücken äußerer Gegenstände; sie lassen sich, wie diese, durch äußern Glanz blenden! sie schauen nur immer in den Guckkasten, den ihnen die Einbildungskraft vorhält, und da ist keine Figur zu abentheuerlich, an der sie nicht Wohlgefallen haben, und die sie nicht wünschen. Es ist ihnen zu langweilig, die innere Güte einer Sache zu untersuchen, und zu erforschen, ob nicht mächtige Hindernisse ihren Wünschen entgegenstehen; ja sie scheuen sogar, den Verstand zu Rathe zu ziehen; denn sie fürchten, ihre süßen Träume möchten dann zerstöret werden, wie die Sonne den Nebel zerstreuet; und das wollen sie nicht gerne.

Betrachten wir den Wunsch des Petrus, war er nicht auch zu übereilet? Er ließ sich von der großen

sen Freude, in Gesellschaft der drei großen Männer des Jesus, Moses und Elias zu seyn, ganz hinreißen, daß er es für gut hielt, auf dem hohen Berge wohnen zu bleiben, er überlegte aber die Hindernisse nicht, die seinem Wunsche entgegen waren; er bedachte nicht, daß Jesus seine erhabene Bestimmung auf dem Berge nicht erfüllen konnte.

So geht es auch vielen Menschen; sie lassen sich von der Einbildungskraft nur die glänzende Seite einer Sache darstellen; das reitzet gleich ihre Begierden, und sie werden von ewigen Wünschen hin und hergetrieben. Sehen sie z. B. andere in prächtigern Häusern wohnen, köstlicher speisen, mehr geehret, mehr Bequemlichkeiten und Freuden genießen: so denken sie gleich: O wenn ich doch nur an deren Stelle wäre! und träumen lauter Glück und Zufriedenheit. Sie bedenken nicht, daß, wenn sie nur wollten, sie in ihrer Hütte bei ihrer dürftigen Nahrung eben so glücklich und noch glücklicher seyn könnten, als jene beneidete Menschen. Hier wünschet jemand sein Glück durch die Lotterie; dort ein anderer durch eine reiche Erbschaft, durch einen wichtigen Fund, oder gar durch den Satan zu machen. Warum wünschen sie denn nicht durch Rechtschaffenheit, durch Fleiß, Treue und Sparsamkeit, glücklich zu werden? —

b) Der Vernünftige giebt sich nicht mit Hirngespinnsten ab; er träumet keine Unmöglichkeiten! seine

Wünsche müssen alle möglich und wahrscheinlich seyn; und das allgemeine Ziel, um welches sich dieselben herumdrehen, ist: immer weiser, klüger und zufriedener zu werden, denn er ist von der Wahrheit der Lehre, Sprüch. Sal. XVI. 20. überzeuget: „Strebe nach Weisheit, sie ist besser als Gold; strebe aber auch nach Klugheit, sie ist besser als Silber.“

Wohin sind aber oft die Wünsche mancher Menschen gerichtet? Auf blose Unmöglichkeiten; was Wunder, wenn sie nicht erfüllet werden! Und doch klagen und jammern sie deswegen, und werden unzufrieden und mißvergnügt? Die Thoren! sie wissen nicht, was sie begehren! Sie wünschen z. B. im steten Besitze des edlen Gutes — der Gesundheit zu seyn und stürmen doch selbst mit Gewalt auf dieselbe los; sie wollen, daß ihr ganzes Leben frey von Leiden und Uebeln sey, und ziehen sich doch solche selbst durch Ungeschiklichkeit, Unvorsichtigkeit und Thorheit zu. Sie sehen, wie sich andere durch Fleiß, Geschicklichkeit und weise Sparsamkeit so gut nähren, und wünschen eben so glücklich zu seyn; allein sie mögen ihr faules und verschwenderisches Leben nicht aufgeben. Sie werden von dem Glanze der Ehre und des Ansehens, der um andere strahlet, gereitzet, und möchten eben so geehret, eben so angesehen seyn und führen doch ein schandvolles Leben, das sie zum Gegenstande des Spottes und der Verachtung machen muß. Solche Menschen suchen also, wo nichts zu finden ist; sie wollen erndten, ohne etwas ausgesäet zu haben.

c) Das

c) Das Leben mancher Menschen ist ein ewiger Wunsch; was beweiset dieß anders, als Unzufriedenheit? Wer mit seiner gegenwärtigen Lage zufrieden seyn will, muß seine Bedürfnisse einschränken, und seine Wünsche mäßigen; er darf auf die Glücksumstände anderer nicht mit neidischem Blicke sehen, und muß den guten Rath Sprüch. Sal. XXIII. 5. befolgen. „Richte dein Auge nicht nach solchen Gütern, die du nicht haben kannst; denn sie haben Adlersflügel, und fliehen in die Höhe.“ Durchgehet man die verschiedenen Stände der Menschen, und untersucht ihre Wünsche: was verrathen sie anders, als Unzufriedenheit? Der Landmann wünschet sich das gemächlichere Leben des Stadtbewohners, dieser das prachtvolle Leben des Großen, und dieser möchte oft gerne sein Geräusch- und Kabalenvolles Leben mit dem stillen und ruhigen Landleben vertauschen. — Hier wünschet ein Armer reich zu seyn, und hoffet dann seine ganze Glückseligkeit und Zufriedenheit zu erlangen; dort will ein Reicher noch reicher werden, und glaubt dann vergnügt und froh zu leben. Da verlanget ein Niedriger sehnlichst nach Erhöhung, nach Ehre und Ansehen! und träumet sich nach Erfüllung seines Wunsches ein himmlisches Leben; dort will ein Erhöheter noch mehr erhöhet seyn, und denkt nicht eher ganz glücklich zu seyn, bis er seinen Wunsch erreichet habe. — So wünschen manche Menschen fort, bis der Tod allen ihren Wünschen ein Ende macht —

Wer demnach sein ganzes Leben hindurch von Wünschen nicht immer hin und her getrieben seyn, und nicht zu oft das unangenehme Gefühl haben will, daß die wenigsten derselben erfüllet werden, der wünsche niemals übereilt und grundlos, und lerne Zufriedenheit mit seiner jedesmaligen Lage. —

Am dritten Sonntage in der Fasten.

Text:

Jedes Reich, das in Partheien getheilt ist, geht zu Grunde, und ein Haus stürzt das andere mit sich ein. Luk. XI. 17.

Es ist was gewöhnliches, daß man immer mehr auf die gute als schlimme Seite seines Freundes hinsieht. Die kleinsten Vorzüge desselben scheinen uns groß; und die größten Fehler klein. Ganz anders verhält sich die Sache mit unserm Feinde; dieser kann und darf nichts Gutes an sich haben.

Diese Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit erfuhr der Heiland nur zu oft. Die Pharisäer hatten ihm einmal tödlichen Haß geschworen; und da war dann kein Wort, keine Lehre und Handlung, die sie nicht übel auszudeuten wußten. Das heutige Evangelium

giebt hiervon eine auffallende Probe. Jesus hatte einem Stummen die Sprache wieder gegeben. Das sahen die Pharisäer; sie konnten die Güte der Handlung nicht wegläugnen; was thaten sie? Sie sprachen dieselbe seiner Macht ab, und schrieben sie jener des Beelzebubs zu. — So wie aber Christus die Lästerungen seiner Feinde stets zu Schanden machte; so that er es auch hier. Er berufte sich blos auf die Wahrheit: daß ein Reich, das in Partheien getrennt sey, zu Grunde gehe; und ein Haus das andere mit sich einstürze. Diese Wahrheit brachte die boshaften Pharisäer zum Stillschweigen; und verdienet auch von uns wohl beherziget zu werden. Sie löset uns das Räthsel, woher oft der Sturz ganzer Staaten und einzelner Familien komme. Zum Besten der letzten mag folgende Betrachtung dienen:

Groß ist das Glück einer Familie, in welcher Friede und Eintracht herrscht!

Glücklich ist ein Land, dessen Bürger einig unter sich und mit ihrem Regenten sind! Da wird gemeinschaftlich am allgemeinen Wohle gearbeitet; da blühen Gewerbe, Künste, Wissenschaften, Sitten und Religion; da ist man gegen die Raubsucht barbarischer Völker hinlänglich geschützet. Wehe aber jenem Staate, dessen Glieder in Partheien getheilet sind, er muß über lang oder kurz zusammenstürzen; der Partheigeist verzehrt nach und nach seine besten Kräfte und Säfte, und er wird fremden Völkern ein Raub.

Wie sich die Sache im Großen mit einem Staate verhält, so ist es im Kleinen mit einer Familie. Auch hier sind Friede und Eintracht die Stützen des Wohls. — Gehe man in die Häuser, wo Zwietracht herrscht, da hört man nichts als Fluchen, Hadern und Zanken; da sind alle Freuden des gesellschaftlichen Lebens entflohen; und alle Geschäfte werden nachlässig und mit Widerwillen betrieben. Ganz anders sieht es in solchen Häusern aus, wo Friede und Eintracht wohnen, da gelingen 1) alle Geschäfte und Arbeiten besser, es wird 2) die Zahl der freudigen Tage immer größer, und 3) jene der traurigen immer kleiner; man hat endlich 4) gegen auswärtige boshafte Menschen eine mächtige Schutzwehr.

a) Die Geschäfte und Arbeiten einer Familie sind getheilet, andere hat der Mann, andere das Weib; alle haben aber einen und den nämlichen Zweck — den Wohlstand der Familie. Wie kann aber dieser ohne Eintracht erreichet werden? So wenig, als zwei Reisende den Ort ihrer Bestimmung erreichen, wenn sie in der Wahl des rechten Weges stets uneinig sind. Alle Geschäfte gehen erst dann gut von Statten, wenn sie gerne und mit Freude verrichtet werden; und dieß geschiehet — wenn die Familienglieder eines Herzens und Sinnes sind. Da geht man froh und munter Hand in Hand an sein Tagewerk; man unterstützet einander in der Arbeit, und

ist

ist stets einig in der besten Art und Weise der Betreibung eines Geschäftes. Jedes Mitglied hat seine besondere Arbeit angewiesen; der Hausvater giebt jedem nach Verdienst des Fleißes und der Geschicklichkeit sein Wohlgefallen zu erkennen, und es herrscht ein steter Wetteifer unter allen Arbeitern. Fordert ein Geschäft große Anstrengung: so vereinigen sie gemeinschaftlich ihre Kräfte, und da ist ihnen nichts zu hart und zu schwer. — Was ist die Folge dieses guten Einverständnisses? Der Wohlstand einer solchen Familie wächset täglich; überall sieht man den Segen Gottes als Frucht des Friedens.

b) Denke man sich eine Familie, deren Glieder es alle gut mit einander meinen, welche frohe Tage müssen sie nicht genießen? Sie sehen durch ihr gemeinschaftliches Streben ihren Wohlstand immer mehr blühen. Sie theilen sich gemeinschaftlich in alle Arbeiten und genießen auch gemeinschaftlich alle Erholungen und Freuden. — Da hört man keine Klagen über Neid und Geitz; ein jeder gönnet dem andern, was er sich selbst gönnet; die größte Freude ist immer jene, an welcher alle Theil nehmen. Wo andere zanken und streiten, singen sie fröhliche Lieder; rühmen sich ihrer großen Glückseligkeit, so gut und so einig mit einander zu seyn, und lachen über die Thoren, die durch Unverträglichkeit und Zwietracht sich das Leben selber verbittern und abkürzen. Die Sonntage sind ihnen wahre Erholungstage und Familienfeste; da versammeln sie sich in einem muntern

Zirkel – das Oberhaupt in der Mitte — erzählen sich einander ihre die Woche hindurch verrichtete Arbeiten; besprechen sich über die Art und Weise, die etwanigen Fehler derselben zu verbessern, und berathen sich über die aufs neue vorzunehmenden Geschäfte. Dann genießet man gemeinschaftlich und mit fröhlichem Sinne die Gaben, welche Fleiß und Geschicklichkeit erworben haben, und preiset dabei die Güte des himmlischen Vaters. —

c) Scheint denn aber der Familie des Friedens immer die Sonne? Wenn die Tugend die Ableiterin aller Leiden wäre; allein das ist sie nicht; auch sie muß manchen bittern Leidensbecher austrinken. Doch ist ihr Loos da immer besser, als jenes der Sünde. Wo diese unter dem Drucke der Trübsalen erlieget, bleibt jene aufrecht stehen, und trotzt, gleich einer hundertjährigen Eiche, allen Stürmen des Unglückes.

Sieht die in Friede lebende Familie ein Donnerwetter heranrücken: so bietet sie gemeinschaftlich alle Kräfte auf, um es von sich abzuleiten; und nicht selten gelingt ihr Bemühen. Zieht sich aber über das Haus des Unfriedens ein Sturm zusammen; was geschieht? Er stürzet über dasselbe herein; weil er keinen hinlänglichen Widerstand findet, und man in den Vertheidigungsanstalten nicht einig werden kann. — Sind die Leiden unvermeidlich, so weiß die Familie des Friedens dieselben gemeinschaftlich

lich mit Muth zu ertragen; sie läßt sich durch den Druck derselben die Kräfte nicht lähmen; sie winselt nicht, wie das Kind, welches seinen Ball verloren hat, sondern sie wendet alles an, um die Schwere der Uebel etwas zu erleichtern; man tröstet wenigstens einander. — Wie sieht es aber da im Hause der Zwietracht aus? Da hört man nichts als Jammern; da herrschen Kleinmuth und Verzweiflung, und jeder klagt den andern als Urheber des Unglückes an. —

d) Es giebt Ungeheuer von Menschen, denen es zuwider ist, wenn andere froh und zufrieden leben. Was thun sie? Bald schleichen sie sich, selbst unter dem Mantel der Freundschaft, in fremde Häuser, und suchen durch Ohrenbläserei, die Ruhe zu stören, bald stecken sie sich hinter andere Menschen, und suchen durch diese ihre boshaften Absichten durchzusezzen. Das ist ihnen zwar leicht bei solchen Familien, wo immer ein Funke der Zwietracht gleichsam unter der Asche glimmet; allein im Hause des Friedens ist alle ihre Mühe vergebens; da steht die Eintracht gleichsam vor der Thür, und verwehrt den Bösewichtern, welche die Fackel der Zwietracht hineintragen wollen, den Eingang; da trifft ein, was Sprüchw. Sal. XVIII. 19. sagt: „Der Bruder, welcher von seinem Mitbruder unterstützet wird, gleicht einer befestigten Stadt, welcher die Feinde nicht leicht beikommen können." Die Glieder einer friedfertigen Familie stehen Mann für Mann; jeder betrachtet die Sache eines andern auch als die seinige,

und so schrecken sie durch ihren gemeinschaftlichen Bund jeden Bösewicht zurücke, der ihre Ruhe und ihren brüderlichen Verein stöhren will. — Möchte doch jede Familie in Friede und Eintracht leben!

Am vierten Sonntage in der Fasten.

Text:

Wo kaufen wir Brod, um so viele zu speisen?
Joh. VI. 5.

Es fiel dem Volke, das dem Heilande über das Meer nachgefolget war, gar nicht ein, sich mit Lebensmitteln zu versehen; es dachte nur an die Wunder, die es Jesus an den Kranken hatte thun sehen, und stellte sich im Geiste schon wieder jene vor, die er aufs neue verrichten würde. Hätte es demnach lange hungern müssen, so wäre es seine eigene Schuld gewesen. Allein der Heiland hatte zu viel Menschenliebe, als daß er diese guten Menschen, die ihn so sehr ehrten und liebten, hätte Hunger leiden lassen sollen, er speiset sie auf eine wunderbare Weise, und läßt sie, mit der Ueberzeugung, daß er der schon längst versprochene große Prophet sey, nach Hause gehen. —

Wenn

Wenn Jesus beim Anblicke der Menge hungrigen Volkes ausrief: Wo werden wir Brod hernehmen, um so viele zu speisen! so geschah es nicht aus Kleinmuth und Verlegenheit, als habe er nicht zu helfen gewußt. Allein die Klage: „Wo werden wir Brod hernehmen,“ hört man heutigestages auch Menschen führen, und sie ist oft ganz gegründet; denn sie leben manchmal in der größten Dürftigkeit. Woher diese starke Quelle des menschlichen Elendes?

Welches sind die gewöhnlichsten Ursachen der Armuth?

Armuth ist eine gefährliche Klippe für die Tugend, die Ruhe und Zufriedenheit vieler Menschen. Sie ist oft mit Verachtung verbunden; erregt manche ängstliche Sorgen der Nahrung; schwächt leicht das Vertrauen auf Gott und verursachet Zweifel gegen seine Vorsehung. Sie erwecket auch leicht Neid und Mißgunst gegen Reiche; verleitet zur Bettelei und zur Faulheit, und verführt leicht zur Untreue. Welches sind die gewöhnlichsten Ursachen der Armuth? 1) Geburt von armen Aeltern; 2) Unglücksfälle; 3) Ungeschicklichkeit in Betreibung der zeitlichen Geschäfte; 4) Verschwendung; 5) übertriebenes Streben nach Reichthum. —

a) Kann es dem Erstgebornen eines Königs zum Ruhme angerechnet werden, daß er nach dem Tode

seines

seines Vaters Beherrscher eines großen Reiches wird? Eben so wenig als es dem Tagelöhners-Kinde zur Schande gereichet, daß es zur lebenslänglichen schweren Arbeit bestimmt ist. Vom Glücke zugeworfne Macht und Reichtum ist also keine Ehre, und zufällige Armuth ist auch keine Schande. Allein sie ist doch oft sehr drückend, daran ist der Mensch meist selbst schuld. Gott hat für den Armen genug gesorgt, daß er seine leiblichen Bedürfnisse befriedigen kann; er hat ihm so viel Körper- und Geisteskräfte gegeben, daß er sich sein nöthiges Auskommen zu erwerben vermag. Der Heiland sagt ja Math. VI. 24. — 34. daß Gott unsere Bedürfnisse wisse, und uns nichts fehlen lasse, wenn wir unsere Schuldigkeit thuen. — Will freilich der Armgeborne die Hände in den Schoos legen, und warten, bis ihm jemand etwas hineinwirft: so wird er oft darben müssen, wenn er nicht zu Niederträchtigkeiten Zuflucht nehmen will. Befolget er den Rath Sprüch. Sal. VI. 6. nicht: „Gehe hin Fauler, zur Ameise; betrachte ihre Handlungsweise und lerne von ihr Weisheit;" so wird es ihm auch wie der Heuschrecke in der Fabel gehen. —

b) Gott konnte nach seiner Allweisheit unmöglich hindern, daß die Elemente der Natur nicht manchmal Verwüstungen anrichten; daß sie nicht hie und da Menschen aus dem blühendsten Wohlstande herausreißen, und der größten Dürftigkeit Preis geben. Da brennt das Feuer des Himmels einem Nachbar

Haus

Haus und Hof ab, und sein ganzer Reichthum ist dahin; dort verwüsten Hagel und Ueberschwemmung die Felder der Nahrung, und man muß hungern. — Soll man aber deswegen mit Gott hadern? Der Thor mag dieß thun, der nicht weiß, daß solche einzelne Verheerungen in der Natur ohne den größten Nachtheil des ganzen Menschengeschlechtes nicht gehindert werden können! Der Vernünftige weiß den Verlust irdischer Güter zu verschmerzen; er läßt sich an seinem festen Vertrauen auf die Hülfe Gottes nicht wankend machen. Er rechnet zwar bei seiner unverschuldeten Armuth auf das thätige Mitleid naher Menschenfreunde; allein das macht ihn nicht faul, er arbeitet um so eifriger, und sucht seine Bedürfnisse möglichst einzuschränken. So erholt er sich dann auch nach und nach von seinem erlittenen Schaden, und danket stets Gott, der seine Arbeiten segnete, und jenen guten Menschen, die ihn nach Kräften unterstützten.

c) Wohl dem Menschengeschlechte, wenn es nur die zwei angegebenen Quellen der Armuth gäbe! Aber die Menschen, die Thoren! bereiten sich selbst mehrere zu. Weisheit und Klugheit sind nach Sprüch. Sal. XVI. 16., besser als Gold und Silber; allein das wollen viele nicht erkennen. Groß ist daher auch das Heer von Leiden, die sie sich durch Unvorsichtigkeit, Thorheit und Ungeschicklichkeit zuziehen. Mancher Hausvater bringt sich, Weib und Kinder, an den Bettelstab; warum? Er ist ein ungeschick-

geschickter Haushalter; er kauft und verkauft zur Unzeit; er läßt sich in solche Geschäfte ein, die er nicht versteht; er handelt mit solchen Menschen, die listiger und klüger als er sind, und wird erbärmlich betrogen. Endlich wird er durch vielen Schaden klug, es ist aber meistens schon zu spät. — Wie viele Hausmütter haben nicht durch Sorglosigkeit und Ungeschicklichkeit Verderben über ihre Familie gebracht? Sal. sagt Sprüch. XIV. 1. mit Grund: „Ein geschicktes Weib baut ein Haus auf, ein ungeschicktes reißt auch das aufgebaute nieder.“ —

d) Der Mensch sucht sich das Leben möglichst froh zu machen; und das ist ihm nicht zu verdenken; seine eigene Natur spornt ihn dazu durch einen mächtigen Trieb an. Möchte er es nur mit Weisheit und Klugheit thun. Allein hier ist der Stein des Anstoßes für viele! Sie sehen nur auf das Gegenwärtige; leben in den vollen Tag hinein, unbekümmert um die Zukunft; sie glauben, daß es ihnen niemals fehlen könne. Was ist aber oft das Ende ihres verschwenderischen Lebens? Auf einmal sehen sie sich von allen Mitteln entblößt, ihr Wohlleben fortzusetzen; sie erwachen nun aus dem Taumel ihres Freudengenusses, und weg sind die nach ihrem Wahne unerschöpflichen Reichthümer; statt derselben sehen sie überall nichts als Mangel und Noth. — Salomon hat wohl recht, wenn er Sprüch. XXI. 17. sagt: „Wer prächtige Tafeln liebet, stürzet sich

in Armuth; wer ein Freund des Weines und der Delikatessen ist, wird nicht reich." Mancher lebt in der größten Dürftigkeit; fragt man nach der Ursache, so heißt es: Er hat nicht geglaubt, daß seine Reichthümer abnehmen könnten; er hat daher seine größte Freude und Ehre darein gesetzt, täglich viele Gäste an seiner Tafel zu haben; alle neue Moden in der Kleidertracht und den Hausgeräthschaften mitzumachen, und ist dadurch verschuldet und arm geworden.

e) Salomon sagt Sprüch. XXVIII. 22.: „Wer schnell reich werden will, und dabei andere beneidet, weiß nicht, daß die Armuth seiner warte." Allein es giebt Thoren genug, deren erster Gedanke beim Erwachen, und deren letzter beim Einschlafen ist, wie sie ihre Gold- und Silberkisten am geschwindesten voll füllen wollen; sie warten mit peinlicher Sehnsucht, auf einen günstigern Zeitpunkt, wo sie bald diesen bald jenen schönen Acker ihres Nachbars erwischen können; ihre übermäßige Begierde nach zeitlichen Gütern, verleitet sie zu Prozessen; getäuscht von habsüchtigen Menschen, sehen sie sich schon im Besitze des Rechtes auf einen großen Reichthum, und am Ende hat der Prozeß ihr eigenes Vermögen verschlungen. Sie prophezeihen theure Zeiten, und legen große Getraidemagazine an; allein es kommen, gegen alle ihre Erwartung, gute Jahre, und ihr Gewinn ist Armuth. Sie hören von großen Vortheilen einer andern Handelschaft; sie lassen sich in dieselbe ein, und verhandeln auch das Ihrige. Kommt ein Schatzgräber

gräber und erzählt Wunderdinge von einem verborgenen Schatze; er verlangt aber zur Bestreitung der nöthigen Kosten eine Summe Geldes; er erhält sie — und machet sich mit derselben unvermuthet aus dem Staube. — Wann werden die Menschen weiser werden?

Am fünften Sonntage in der Fasten.

Text:

Wenn ich euch die Wahrheit lehre, warum glaubt ihr mir nicht? Joh. VIII. 46.

Der Heiland vermied, als kluger Lehrer, alles, was dem Eingange seiner Lehre bei den Juden hätte hinderlich seyn können; er schonte ihre Vorurtheile und Schwachheiten, so viel es der Wahrheit und Tugend unbeschadet geschehen konnte. Allein bei all' seiner Herablassung und Schonung, fand er doch wenig Gehör und Beifall; er wurde stets als ein Neuling in der altväterlichen Religion, verlacht, verachtet und gehaßt; seine Feinde wußten bald die Absichten seiner Lehren und Handlungen; bald die Lehren und Handlungen selbst herabzusetzen. Endlich fieng er an, mit

mit ihnen in einem anderen Tone zu sprechen; er sagte ihnen frei heraus, daß sie nicht Gott angehörten; daß sie keinen Sinn für das Gute hätten, und nur ihre Thorheiten und Laster liebten, daß sie Anhänger, Kinder des bösen Geistes — des Vaters aller Lügen seyen; daß sie diesem Erzlügner glaubten, und jede Wahrheit verachteten. — Wie nahmen aber seine Feinde diese Freimüthigkeit auf? Sie griffen nach Steinen, um nach ihm zu werfen. —

Fast gleichen Lohn erhalten auch noch heutzutage hie und da biedere Wahrheitsfreunde; denn es giebt Christen, welche die Wahrheit so wenig vertragen können, wie die Juden. Wie sonderbar, da der Mensch doch von Natur aus die Wahrheit liebet!

Woher mag es kommen, daß man die Wahrheit oft so ungerne hört: und sie schlechterdings nicht glauben will?

Wenn wir von jemanden sagen, daß er ein Freund der Wahrheit sey, so hat dieß einen doppelten Sinn; wir wollen dadurch zu verstehen geben, daß entweder seine Aeußerungen und Handlungen mit seinen Gesinnungen und Gedanken übereinstimmen, oder daß er von allem richtig zu denken suche; und einen solchen Freund der Wahrheit müssen wir achten und lieben. Wer gerade so spricht und handelt, wie er denkt; in welchem reitzenden Bilde stellet er sich uns nicht dar? Wir

halten ihn für einen redlichen Mann, in welchem nichts arges ist; wir vertrauen seinen Worten unbesorgt, denn sein Herz ist treu und frei von aller Verstellung; wir haben mit ihm in allerlei Geschäften des Lebens gerne zu thun, denn jeder Betrug im Handel ist ferne von ihm.

Aber auch den andern schätzen wir hoch, der nach Uebereinstimmung in seinen Vorstellungen und Gedanken strebet. Dieß ist eigentlich der Wahrheitsforscher, der alles prüfet, und das Gute behält; er ist es, der darum nach Licht strebet, um damit sich und andere zu leuchten. Und wer sollte nicht auch diesen verehren und lieben? Man wandelt doch lieber im Lichte, als in Finsterniß? Nichts destoweniger — wer sollte es glauben — giebt es nicht wenige Menschen, welche die Wahrheit oft so ungerne hören, und sie schlechterdings nicht glauben wollen? Woher diese sonderbare und traurige Erscheinung? Zwei Gründe erklären dieselbe: 1) trifft die Wahrheit oft unser böses Herz, unsere Lieblingsneigungen, und 2) unsere tief eingewurzelten Meinungen und Vorurtheile.

a) Die Wahrheit ist oft ein schneidendes Schwert, das unser Herz tief verwundet; wenn sie nämlich gerade auf unsere verdorbene Lieblingsseite trift. Wer sich untersteht, von Wahrheit durchdrungen, die

Schwä-

Schwächen seines Nebenmenschen aufzudecken; sein böses Herz zu entfalten und ihn so verderben, wie er ist, darzustellen; o, der bringet Feuer ins Strohdach! Jeder Mensch wünschet seine Schwächen vor andern zu verbergen, wer sie ihm vorhält, der muß ihn ganz gegen sich aufbringen. — Greifen wir hier in unsern Busen, und sehen wir nach, ob wir wohl im Stande wären es zu ertragen, wenn uns jemand nach der Wahrheit schildern wollte, wenn er uns sagte: Sieh, diese üble Neigung, dieser Fehler, diese schädliche Leidenschaft verunstaltet dein Herz, bessere dich! — Müssen wir uns da nicht gestehen, daß wir unruhig und zornig auf einen solchen verwegenen Wahrheitsfreund werden würden; dann müssen wir uns auch gestehen, daß wir unsere Verdorbenheit und nicht die Wahrheit lieben; denn wer diese liebet, und ernstlich verlanget, sich zu bessern, und immer mehr Fortschritte auf der Tugendbahn zu machen, dem ist jeder willkommen, der ihm sein Herz aufdekket, ihm seine Fehler mit zärtlicher Hand weiset, und die Mittel an die Hand giebt, wie er jene verbessern könne. Ein solcher suchet nichts mehr, als einen redlichen und offenen Freund zu finden, der ihn in Wahrheit auf sich selbst aufmerksam macht; und ihm so zur Besserung verhelfe; ja er merket sogar auf die Verläumdungen und Aussagen seiner Feinde. Findet er in denselben, daß er eine ihm angeschuldigte Schwäche seines Herzens wirklich an sich habe: nun so strebet er, mit Dank gegen seine Feinde, dieselbe zu verbessern. Sprüch. Sal. XV. 31. 32. —

Allein wie klein ist die Zahl solcher Wahrheitsfreunde! Die Eigenliebe ist bei den meisten Menschen zu stark, als daß sie Wahrheiten vertragen könnten, die ihre Lebensweise verdammen. — Rufet man z. B. dem feurigen Jünglinge, der auf dem Wege der Wollust rasch forteilet, zu; halt ein Unbesonnener! du machst dich durch Verschwendung deiner Jugendkräfte frühzeitig zum Grabe reif! Er lacht und hüpft auf dem Pfade, der nach seiner Einbildung mit lauter Rosen bestreuet ist, fort. —

Will man dem Geitzhalse seine Thorheit begreiflich machen; er glaubt uns nicht; er nennet seinen schmutzigen Geitz weise Sparsamkeit. Sagt man dem Verschwender, daß er sich und seineFamilie ins Verderben stürze: er giebt uns zur Antwort, daß wir für uns sorgen möchten. —

b) In der Erziehung wird der Hauptgrund zu der Denkungsweise jedes Menschen gelegt. Bei vielen leidet dieselbe freilich in Zukunft durch besondere Zeitumstände, durch Umgang mit Menschen, die selbst denken, und durch Lesung guter Bücher manche Veränderung, die meisten bleiben aber bei den Meinungen, Vorstellungen und Vorurtheilen, die ihnen in der Jugend gleichsam eingeimpfet worden sind. Dieses sind dann auch jene Menschen, welche die Wahrheit oft so ungerne hören und schlechterdings nicht glauben wollen; sie wohnen gerne in ihrem alten Hause, sey es auch noch so morsch und schmutzig,

und werden unwillig über den, der sie aus demselben in ein anderes, dessen Gemächlichkeiten sie noch nicht kennen, führen will. — Beispiele genug giebt uns hier die tägliche Erfahrung von Menschen, welche alles als Neuerung ansehen, und sich dem Guten oft blos deswegen entgegensetzen, weil es neu ist; welche gleich Religion und Sittlichkeit in Gefahr zu seyn glauben, wenn irgend eine ihrer vermeinten Glaubensmeinungen bestritten wird. — Da spukt es z. B. in den Köpfen mancher Menschen von lauter Zauberern, Gespenstern und verborgenen Schätzen, über welche der Teufel herrschen soll; will man sie, aus wahrem Mitleide angetrieben, von solcher unnöthigen Furcht und thörigter Hoffnung befreien: so ist man ein naseweiser Neuling, ein Freigeist. — Dort giebt es Menschen, die sich für wahre Christen halten, weil sie oft beten, fleißig in die Kirche gehen, manchmal eine Wallfahrt mitmachen, und in sehr vielen Brüderschaften eingeschrieben sind. Sieht ein Freund der Wahrheit, wie diese eingebildeten Schüler Jesu sich blos mit der gewissenhaften Befolgung der leichten Kirchengebräuche begnügen; sich aber wenig um Nächstenliebe bekümmern, und er will sie auf das Wesentliche des Christenthums aufmerksam machen: so erwirbt er sich den Namen eines Ketzers.

Wer mag es noch läugnen, daß heutzutage noch die nämlichen Ursachen obwalten, wie bei den Juden, warum man die Wahrheit oft so ungerne hört,

nämlich Lieblingsneigungen und Meinungen? Welche Schande für Christen, den Juden zu gleichen! Möchte doch das goldene Zeitalter bald kommen, wo das Christenthum lauter aufgeklärte Tugendverehrer zählte!

Am Palmsonntage.

Text:

Hosianna dem Sohne Davids! Heil ihm, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna vom Himmel herab. Math. XXI. 9.

Vor acht Tagen hörten wir, daß Jesus wegen der derben Wahrheiten, die er den Juden im Tempel zu Jerusalem gesagt hatte, in Gefahr war, gesteiniget zu werden, und daß er ihrer Wuth hatte ausweichen müssen. Da schien nun alle Hoffnung verschwunden gewesen zu seyn, daß er sie jemals von seiner Messiaswürde überzeugen würde. Allein heute sieht es wieder ganz anders aus. Der Heiland hält einen feierlichen Einzug in Jerusalem, und die Juden riefen ihm, wie einem Könige, ihr Hosianna — Glück und Heil vom Himmel herab — zu. Wie lange dauerte aber die hohe Meinung, die man so eben von ihm

hatte

hatte, und die Freude über seine Ankunft in Jerusalem? Nach einigen Tagen ist er schon ein Betrüger des Volkes, ein Gotteslästerer und ein Rebell gegen den römischen Kaiser; statt des freudigen Zurufes „Heil dem Sohne Davids" hört man in einem fürchterlich dumpfen Geschrei: Ans Kreutz mit dem Betrüger! Jetzt war dann gar keine Aussicht mehr da, daß sie Jesus für ihren Messias erkennen würden. —

Betrachtet man, wie sehr es sich der Heiland angelegen seyn ließ, seiner Nation die Augen über ihr wahres Heil zu öffnen: so muß ihr Unglaube jedem Beobachter wunderbar vorkommen. Es ist daher der Mühe werth zu untersuchen:

Warum die Lehre Jesu bei den Juden so wenig Eingang fand?

Man hört heutzutage vielfache Klagen über schlechte Befolgung des Christenthums; die Untersuchung der Ursachen, warum die Lehre Jesu beim Judenvolke so harten Widerstand fand, wird darüber manchen Aufschluß geben.

Am vorigen Sonntage ist dargestellet worden: daß der Mensch überhaupt die Wahrheit nicht gerne höre und glaube, wenn sie dessen eingewurzelten Meinungen, Vorurtheilen und Lieblingsneigungen entgegen sey. Diese Lehre findet man in dem Benehmen

der Juden gegen die christliche Religion vorzüglich bestätiget. Ihr Stolz und ihr Interesse forderten einen großen irdischen König zum Messias; dieß war aber Jesus nicht; die erste Ursache, warum sie ihm nicht glauben wollten. Sie zeichneten sich immer durch einen besonderen Nationalstolz aus; sie pochten stets auf die vielen Begünstigungen ihres Jehove; und auf die großen Männer, die sie aus ihrer Mitte aufzuweisen hatten; sie verachteten daher auch alle andere Völker, und glaubten die Alleinherrn der ganzen Welt seyn zu müssen. Allein sie vergaßen nach und nach, daß wahre Religion die beste Stütze des Staates sey, sie wichen von dem Wege ihrer Väter ab; ließen sich umsonst von den Propheten zur Einigkeit, Liebe und Gottesfurcht aufmuntern, und wurden dann der Raub fremder Völker. So kamen sie endlich unter die Herrschaft der Römer. Die Hoffnung, die Beherrscher der Erde zu werden, gaben sie aber niemals auf; sie stützten sich immer auf die frommen Wünsche und Versprechungen ihrer großen Männer, von Gott stets einen Erretter zu erhalten. Unter der Herrschaft der Römer war dieß nun auch ihr allgemeiner Wunsch, und ihr sehnlichstes Verlangen. Da erschien Jesus, und kündigte sich als den versprochenen Messias an. Allein er war ohne alle königliche Pracht und Macht; er traf keine Anstalten, seine Landesleute gegen die Feinde anzuführen, dieselben zu vertilgen und das große Königreich zu errichten. Er beschäftigte sich blos mit Lehren und Wohlthun. Da mußte er nun ein Betrüger, ein Gotteslästerer

und

und Aufwiegler des Volkes seyn; er hatte die Juden in ihrer Hoffnung getäuschet; dafür mußte er dann auch ihren Haß und ihre Rache fühlen. Was er sprach und that, war ihnen ein Stein des Anstoßes. Wußten sie auch seine Lehren nicht zu widerlegen; sahen sie ihn gleichwohl Handlungen verrichten, welche nur ein Sohn Gottes thun konnte: sie glaubten ihm nicht; er war gegen ihren Nationalstolz und gegen ihr Interesse. —

Die zweite Ursache, warum die Lehre Jesu so wenig Eingang fand, war die schlechte Verfassung ihres Gottesdienstes. Der ungebildete Mensch läßt sich leicht durch Geschenke gewinnen, er glaubt sich folglich durch dieselben auch bei Gott beliebt zu machen. Opfer machten daher bei allen alten Völkern den wichtigsten Theil ihres Gottesdienstes aus. Sie sind auch nicht zu verwerfen, wenn man ihnen keinen zu großen Werth beilegt; wenn sie blos Zeichen eines guten Herzens sind. Allein hier irret der Mensch leicht; er verwechselt gerne das Zeichen einer Sache mit der Sache selbst, und leget jenem so großen Werth bei wie dieser. — Das war auch der grobe Fehler, der sich in den Gottesdienst der Juden eingeschlichen hatte, und gegen welchen die Propheten schon stets geeifert und gelehrt hatten, wie z. B. aus Amos V. 21—23. erhellet. Ihre Stimmen verhallten aber ohne Wirkung, man fuhr fort unschuldige Thiere zu morden, einen Theil davon zu verbrennen, und glaubte, durch den Rauch, der davon in die Lüfte stieg, Gott angenehmen Wohl-

geruch zu machen. Man fuhr fort, den Altar mit dem Blute der geschlachteten Thiere zu bespritzen; glaubte dadurch den Zorn der Gottheit wegen der vielen Sünden und Laster gleichsam abzukühlen, und gieng von dem vom Opferblute noch rauchenden Altare, hinweg, und unterdrückte gleich wieder arme Wittwen und Waisen. —

Nun trat aber Jesus auf, und wollte den Juden den Schleier vom Gesichte wegthun, damit sie ihren verdorbenen Gottesdienst erkennen möchten; er sagte ihnen frei heraus, daß Gott keine blutigen Opfer, sondern ein gutes Herz und Barmherzigkeit verlange. Allein diese Lehre war ihnen zu strenge, sie konnten sie folglich nicht glauben, und blieben lieber bei ihren Opfern, die ihnen das Sündigen nicht viel erschwerten. —

Die letzte Ursache, warum Jesus bei den Juden so harten Widerstand fand, war ihr großes und fast allgemeines Sittenverderbniß. Wo die Gebräuche der Religion einen so großen Werth erhalten haben, daß die Befolgung derselben so hoch angeschlagen wird, wie die Beobachtung der Religion selbst: da ist dem Laster Thür und Thor geöffnet. Man findet dann immer Mittel, die schweren Gebote der Religion zu umgehen, oder die Uebertretung derselben leicht wieder gut zu machen. — Das war der Fall bei den Juden. Ihre Schriftgelehrten wußten auch die schönsten und wichtigsten Gesetze des alten

alten Bundes so zu drehen und zu wenden, daß sie ihre beabsichtigten wohlthätigen Wirkungen verlieren mußten lächerliche Kleinigkeiten wußten sie aber noch so groß und wichtig zu machen. Die Sittenlehre der Pharisäer bestand in langen gedankenlosen Gebeten, in vielen Fasten, in frommen Grimassen, und und heiligen Zeichen in Kleidern eingenähet; konnten sie dabei heimlich eine arme Wittwe aussaugen: so hatten sie ja ihre Sühnopfer. Das Losungswort der Saddnzäer war: genieße dein gegenwärtiges Leben; nach demselben ist keine Freude mehr. — Der Heiland kannte das Sittenverderbniß seiner Landleute wohl, uns suchte es von Grunde aus zu heben. Er rief daher allen ohne Unterschied zu: werdet andere Menschen. Bald züchtigte er die Pharisäer bald die Sadduzäer. Allein er sprach stets zu tauben Ohren. Beide Partheien liebten ihre gegenwärtige Lebensweise zu sehr, als daß sie eine Lehre hätten glauben sollen, welche sie verdammte. Dieselben hatten auch beim Volke einen zu großen Einfluß und ihre Lehren schmeichelten den Leidenschaften zu sehr, als daß dieses sich nicht an sie hätte anschließen und gemeine Sache gegen Jesus, den strengen Sittenverbesserer, machen sollen. —

Sieht man sich in der heutigen Christenwelt um: so findet man, zur Schande derselben, daß noch oft die nämlichen Ursachen, wie bei den Juden, die wohlthätigen Wirkungen der Religion Jesu hindern. Manchen Christen ist der Heiland das nicht, was er ist;

andere

andere hängen zu sehr an dem Aeußern der Religion; wieder andere sind zu große Sklaven des Lasters. Alle diese hören die reine Lehre Jesu nicht gerne, und wollen sie nicht glauben. Möchten sie doch in der bevorstehenden Leidenswoche des Heilandes in sich gehen, und aufrichtige Freunde der Wahrheit werden.

Am ersten Sonntage nach Ostern.

Text:

Der Friede sey mit euch! Joh. XX. 19.

Jesus starb, und die ganze Natur schien sich in Trauer zu kleiden. Nichts konnte aber der Traurigkeit der Jünger über den unvermutheten Hintritt ihres Herrn gleichen. Weg waren auf einmal alle ihre süßen Hoffnungen, welche der Glaube, daß Jesus den Thron Davids und Salomons wieder herstellen, und auf demselben über alle Völker des Erdbodens herrschen würde, verursacht hatte. Niedergeschlagen, und die Wuth der Juden fürchtend traten sie vom Schauplatze, auf dem sie wirken sollten, ab und suchten die Einsamkeit. — Hätte sich diese Lage der Jünger nicht geändert, was wäre wohl aus der fernern Verbreitung der Lehre Jesu geworden? Zum Glück dauerte dieselbe nicht lange. Jesus zeigte sich ihnen

ihnen wieder im Fleische und nicht als Geist, er kam zu ihnen bei verschloßner Thür, und gab ihnen den freundlichen Gruß: Friede sey mit euch! Er, der oft in seinem Leben gesagt hatte, daß er der Welt Friede bringe, was konnte er mit diesem Grusse anders gemeint haben, als daß die Ruhe, die der Seele seiner Schüler entflohen war, wieder zurück kehren möchte! Daß ihre Traurigkeit verschwinden, und ihre Schüchternheit sich wieder in Muth und Standhaftigkeit verwandeln möchte! — So finden wir denn auch hier wieder den menschenfreundlichen Jesus, wie er es in seinem ganzen Leben war, mit der nämlichen Zutraulichkeit und Gesinnung der Gleichheit, wie er sie immer gegen jedermann bewiesen hatte; er grüßet seine Jünger so freundlich!

Welche Schande für viele seiner heutigen Schüler, die ihre Mitchristen aus Hochmuth oder Feindschaft nicht grüßen!

Wie sehr fehlen solche Christen?

Das Grüßen ist unter uns ein Zeichen der Höflichkeit und zum Theil eines christlichen Betragens unter einander geworden. Gewiß ist, daß das wechselseitige Grüssen eine gewisse Gleichheit unter uns als Menschen und Christen verräth, und der freundliche Gruß aus keinem Herzen kommen kann, das den Gegrüßten verachtet. Wenn also der Reichere vor dem Armen, der Höhere vor dem Niedern, und der Glückliche vor dem Elenden vorübergeht, ohne ihn

auf

auf eine der gewöhnlichen Weisen zu grüssen, wird es dem Letzten dadurch nicht fühlbar gemacht, daß er arm und niedrig ist? Begehen wir daher nicht eine Grausamkeit an den Menschen, wenn wir ihn durch unsern Hochmuth sein Elend um so mehr fühlen lassen? Es ist unsere Pflicht, jedem Traurigen und Beklemmten, jedem Armen und Niedrigen sein widriges Loos erträglich zu machen, und ihm soviel möglich, das unangenehme Gefühl zu ersparen, daß er unglücklich ist; ein Mittel dazu, ist, daß wir jedes Zeichen der Gleichheit heilig halten, und es nie verläugnen. In dieser Hinsicht sollte also der Glückliche den Unglücklichen niemals vorübergehen lassen, ohne ihn zu grüssen; denn so niederschlagend der Gedanke ist, in seinem niedrigen Stande, in seinem Unglück auch noch verachtet zu werden; so erhebend ist jener, in seinem Elende doch noch geachtet und geliebt zu werden. — Allein es fließen aus dem schnöden und verachtungsvollen Betragen der Höhern gegen die Niedrigen, auch noch zwei andere Fehler von Wichtigkeit; auf der einen Seite erregt das Vornehmthun der Höhern, den Neid der Geringern; und auf der andern, bestärkt die gezeigte Verachtung der Menschen in der Meinung, als sey Arm- und Niedrigseyn, an sich etwas Böses und Verachtungswürdiges. — Würde der Glückliche immer jedes Zeichen der Gleichheit als Mensch und als Christ beibehalten: so würde es dem Geringen gar nicht einfallen, dem ersten seines Glückes wegen zu beneiden. Denn er würde dann weniger Abstand zwischen sich und dem

Hohen

Hohen finden; man gönnet auch demjenigen sein Glück gerne, der sich in demselben mit Bescheidenheit beträgt. — Bei einem freundlichen Betragen der Höhern gegen Niedrige, würde ferner auch die Meinung, als sey unverschuldete Armuth und Niedrigkeit etwas Böses und Verachtungswürdiges, eine ihrer mächtigsten Stützen verlieren. Arme und Niedrige würden sich nicht mehr schämen, es zu seyn; sie würden auch nicht die schändlichsten Mittel anwenden, um sich nur in den Wohlstand zu erheben; sie würden ihren Willen nicht mehr dem Laster der Reichen leihen, und sich selbst nicht mehr als Sclaven einem Mächtigen verkaufen. Denn es ist ewig wahr, daß der ungebildete Mensch in seinen eigenen Augen nur gerade so viel ist, als er zu seyn, von seinem Mitbruder geschätzt wird. Jede Verachtung also, die der Höhere dem Geringern erzeiget, blos weil dieser geringe ist, schadet der eigenen Werthschätzung des Menschen. — Wollen also die Höhern überhaupt den Neid der Geringen vermeiden: so dürfen sie das Gefühl der Gleichheit nicht unterdrücken, und sich nicht schämen, dieselben als ihre Brüder auf offener Strasse zu grüssen, und ihnen überall freundlich zu begegnen. Wollen sie auch die Erfahrung widerlegen, daß der ärmere und geringere Mensch in die Fehler, welche Armuth und Niedrigkeit mit sich führen, gewöhnlich falle: so sollen sie ihn dieser seiner unverschuldeten Niedrigkeit wegen nicht verachten; sondern in ihm stets den Menschen ehren, und zum Zeichen dieser Ehre den brüderlichen Gruß heilig halten. —

Allein

Allein nicht nur Hochmuth, sondern auch Feindschaft ist oft Ursache, warum man seinen Mitbruder nicht grüsset. Welch ein großer Fehler! Feindschaft ist überhaupt gegen den Geist unserer Religion, welcher Liebe ist; sich nicht schämen, durch Unterlassung des Grüssens seine Feindschaft öffentlich darzulegen, ist also gewiß schändlich; denn der Gruß ist unter uns so eingeführet, daß wir ihn einander darum schuldig sind, weil wir Menschen und Christen sind. Zieht denn aber wohl unser Feind seine Menschheit aus, oder ist er nun weniger Christ als zuvor, weil er jetzt unser Feind ist? Wie unmenschlich und unchristlich handeln wir also, wenn wir unseren Bruder aus Feindschaft nicht grüssen! Allein wir fehlen hier auch noch in einer andern Hinsicht; — wir kränken oft den, von welchem wir uns beleidiget glauben, doppelt dadurch, daß wir ihn unserer Anrede auf der Straße nicht einmal würdigen, und ihn ohne Gruß seines Weges gehen lassen. Was ist die Folge hiervon? Die Versöhnung wird dadurch immer schwerer, unser Mitbruder hat das Herz nicht uns die Versöhnungshand zu reichen; er denkt, wir würden sie zurückstoßen. Wie manche Feindschaft würde vielleicht schon frühe ausgetilget worden seyn, wenn nur einer von beiden den andern ein einzigesmahl, wie sichs gebühret, freundlich hätte grüssen wollen? Und da es nicht fehlen kann, daß zwei miteinander Entzweiete sich öfters begegnen: wie sehr muß nicht der Groll gegeneinander in jedes Herzen genährt werden, wenn sie stumm und mit abgewandtem

Ge-

Gesichte von einander vorübergehen? Ist da die Unterlassung des Grusses nicht Oel ins Feuer gegossen? Heißt das nicht, muthwilliger Weise Zwietracht unter uns gleichsam auferziehen, daß sie Menschen von Menschen trennen; die sich wie Brüder lieben sollten? Was Wunder, wenn man dann die Erde so oft als ein Jammerthal verschreien hört, wo lauter Leiden und Plagen wohnten? Die Menschen vergällen sich das Leben selbst; sie betragen sich gegen einander nicht als Freunde, sondern als Feinde; sie verschmähen jedes noch so leichte Mittel, ihre Feindschaft in Freundschaft zu verwandeln, und thun keinen Schritt zur Aussöhnung.

Soll es in Zukunft in diesem Stücke besser werden, soll der Haß und Neid der Niedrigen gegen die Hohen aufhören: so müssen diese auch ihren beleidigenden Hochmuth fahren lassen, und jene als ihre Mitmenschen durch Herablassung, durch Freundlichkeit, anerkennen und ehren. Soll die Erde kein steter Wohnsitz der Feindschaft, und aller ihrer Gräulthaten seyn: so darf kein Mittel zur Aussöhnung, so darf auch der freundliche Gruß nicht unterlassen werden.

Am zweiten Sonntage nach Ostern.

Text:

Der Lohnhirt aber fliehet, weil er nur Lohnhirte ist, und sich um die Schaafe nicht bekümmert. Joh. X. 13.

Das Judenvolk war äußerst anhänglich an seine mosaische Religion, so wie sie von den Priestern verdorben war; ohne sein Zutrauen zu besitzen, war es also nicht wohl möglich, ihm diese Anhänglichkeit zu rauben. Es war schon vielmal getäuschet worden durch habsüchtige Menschen, die vorgaben, Söhne Gottes, Abgesandte vom Jehova, zu seyn, das Volk vom römischen Joche zu befreien, und ihm die Herrschaft der ganzen Welt zu verschaffen. Wollte demnach Jesus mit seiner Lehre Beifall finden: so mußte er zuerst darthun, daß er nicht unter die Klasse dieser Betrüger gehöre. Der sprechendste Beweis hiervon war aber gewiß seine große Uneigennützigkeit, indem er überall in der That und mit Worten zeigte, daß er bei allen seinen Unternehmungen weder irdische Güter, noch Ruhm und Ehre suche. Arm und dürftig wandelte er ja stets von einem Orte zum andern, und lebte von der Güte seiner Freunde und Verehrer; und im heutigen Evangelium sagt er ausdrücklich: daß er

kein

kein Lohnhirt sey, der die Schaafe, die ihm nicht eigen sind, verlasse, sobald der Wolf unter sie einbreche und würge; sondern, daß er ein guter Hirte sey, der für seine Schaafe sorge, und lieber das Leben selbst hingebe, als daß er sie dem gewaltthätigen Tode Preiß gebe.

So nothwendig es war, daß Jesus bei seiner Lehre stets Uneigennützigkeit beweisen mußte, um Glauben zu finden: so nothwendig ist diese Tugend für jeden Christen, denn

Eigennutz ist ein abscheuliches Laster.

Der Mensch kann gegen Nutzen oder Schaden ohnmöglich gleichgültig seyn; er muß, von seiner Natur angetrieben, alles wünschen, was ihn glücklich machen, und alles verabscheuen, was seine Glückseligkeit rauben oder stören kann. Allein er darf sich im Handeln nicht vorzüglich durch Furcht vor zeitlichem Verluste, oder durch Hoffnung eines Gewinnes bestimmen lassen; er handelt sonst blos wie das Thier, befolget blos die Befehle seiner sinnlichen Triebe, und nicht jene der Vernunft; denn diese verlanget, daß der Mensch seine Schuldigkeit auch mit Aufopferung seines Erdenglückes thun soll. Allein davon will der Eigennützige nichts wissen; er wird blos durch die Vorstellung seines Vortheils zum Handeln getrieben, und ist nur fähig, aus Großmuth, Dankbarkeit, Mitleid und aus andern edlen und gemeinnützigen Trieb-

federn zu handeln. Das Interesse ist der Abgott, vor dem er sich niederwirft, und dem er alle mögliche Huldigung leistet; ruft ihm dieser 1) zu: religiös und fromm zu seyn: so ist ers; empfiehlt er ihm 2) Menschenliebe: so übet er sie aus; befiehlt er ihm 3) niederträchtig und schlecht zu seyn: so ist er es auch.

a) Die Religion muß sowol in ihren wesentlichen, als außerwesentlichen Theilen blos aus Ueberzeugung von ihrer Güte, Heiligkeit und Göttlichkeit, und aus Hochachtung, Liebe und schuldigem Gehorsam gegen sie befolget werden. Menschenfurcht, herrschende Sitte und Hoffnung zeitlicher oder ewiger Vortheile, können die Beweggründe des wahren Religionsfreundes ohnmöglich seyn; er wäre sonst ein schändlicher Heuchler, der nicht Gott, sondern dem Mammon diente.

Wie sieht es aber mit dem Eigennützigen aus, wenn er Religion ausübet? Thut ers vielleicht aus Pflicht? Sieht er nicht zuerst darauf, ob es ihm etwas eintrage? Beobachte man ihn nur bei seinen religiösen Verrichtungen; sie haben alle zeitliche oder ewige Glückseligkeit zur Absicht. Betet er, so geschieht es nicht, um dadurch fromme Gefühle in seinem Herzen zu erwecken, und sich in der Tugend zu stärken; sondern er stecket in einem Unglükke, von dem er entweder gerne befreiet seyn möchte, oder er verlanget den Segen Gottes für seine

Haus-

Haushaltung, für seine Felder, und zu allen seinen Geschäften. Wenn er fastet: so thut er es nicht, um zu lernen, sich etwas versagen zu können, und sich zu üben, Herr über seine Neigungen zu werden; sondern der Geitz befiehlt ihn zu hungern, um etwas zu ersparen, und läßt ihm doch dabei glauben, ein gutes Werk zu thun. Giebt er einem Dürftigen ein Allmosen: so treibt ihn dazu nicht der Gedanke, daß es unbedingte Pflicht sey, die Noth seines Mitbruders zu erleichtern; sondern er reichet es nur unter der Bedingung, daß für sein zeitliches oder ewiges Heil gebetet werden soll.

b) Was heißt, seinen Nebenmenschen lieben? Ihm alles gute gönnen und thun, was man sich selbst gönnet und wünschet, das uns andere thun möchten. Warum soll man solche Menschenliebe ausüben? Weil alle Menschen Kinder Gottes und unsere Mitbrüder sind. Auch unsere Feinde sollen wir lieben; und Jesus verwirft Math. V. 46. 47. die Liebe, welche nur jene umfaßt, die uns lieben, als verdienstlos. Hat aber der Eigennützige eine andere Menschenliebe? Liebet er andere nicht blos um seinetwillen? Thut er jemanden eine kleine Gefälligkeit; so ist er schon zuvor überzeugt, daß sie ihm gut belohnet werde. Macht er einem Mitmenschen zu Liebe eine ansehnliche Aufopferung, so sieht er schon die sechsfache Vergütung, welche ihm dafür zu Theil wird. Verspricht er sich von eines andern Freundschaft wichtige Vortheile: so buhlt er aus allen Kräften um dieselbe; hat

er seine interessirte Absicht erreicht; sieht er, daß nichts mehr zu gewinnen ist: so zieht er sich wieder zurücke, und lauert auf neue ihm Nutzen versprechende Freunde. Kömmt vielleicht einer jener Freunde, die seinen Eigennutz auf vielfache Weise befriediget haben, in den Fall, seiner thätigen Hülfe bedürftig zu seyn; soll er für ihn eine kleine Aufopferung machen: so weiß er tausend Entschuldigungen und Verzögerungen; denn er ist kein Freund, wie ihn Salomo Sprüch XVII. 17. beschreibet, der seinen Bruder zu jeder Zeit, auch in dessen Unglücke liebet: er hält gegen die Lehre Sir. IV. 36. „die Hand zum Nehmen immer auf, zum Geben aber zu.“

c) Eigennutz war es, welcher den Judas zum Verräther an dem unschuldigen Heilande machte; und zu welchen Ungerechtigkeiten und Gräuelthaten verleitet derselbe nicht auch heutzutage viele Menschen? Er trennt oft das Band der Freundschaft, er verursachet Haß und Feindschaft zwischen Nachbarn; er entzweiet oft ganze Familien, und unterhält unter ihnen ewige Zwietracht. In dem Herzen des Eigennützigen herrschen Falschheit und Verstellung, er liebet Aufrichtigkeit und Wahrheit nur so lange, als er einen Vortheil davon hat; im entgegengesetzten Falle wird er ein Verächter der Wahrheit, und bricht auch seinem besten Freunde die Treue. Niemand kann daher seinen Worten trauen, und mag mit ihm in den Geschäften des Lebens zu thun haben; denn er ist jedes Betruges im Handel und Wandel fähig. Und

läßt

läßt er sich nicht auch zu jeder Art von Schlechtigkeit dingen? Ja, er wird ums Geld ein Verführer der Unschuld; ein Verläumder fremder Ehre; ein falscher Eidschwörer; ein Aufwiegler des Volkes gegen seinen Fürsten; ein Mörder seines Mitbruders; kurz keine Schandthat ist zu groß, welcher er nicht fähig wäre. Beispiel Richt. IX. 4. 5.

Wer in dem entworfenen Gemälde der Abscheulichkeit des Eigennutzes noch gräßlichere Züge fordert, um sich von diesem Laster zu befreien, oder sich gegen dasselbe zu schützen, der verdient nicht Mensch, noch weniger Christ zu heißen.

Am dritten Sonntage nach Ostern.

Text:

Auch euch steht große Traurigkeit bevor. Aber ich werde euch wieder sehen, und da werdet ihr euch freuen, und diese Freude soll euch Niemand rauben. Joh. XVI. 22.

Die Jünger glaubten, der Messias könne und dürfe nicht sterben; sondern er müsse das lang gehoffte

irdische Königreich errichten, denn durch den Antheil, den sie auf diese Weise an dem Glanze ihres Königes nehmen würden, hofften sie Entschädigung für ihr daheim gelassenes Gut, und für die nun schon dreijährige Aufopferung ihrer Ruhe und ihres irdischen Glückes. Alle diese täuschenden Träume und süßen Hoffnungen plötzlich verschwinden zu sehen, mußte ihnen also ganz unbegreiflich seyn. Was Wunder, wenn sie die Worte des Heilandes: „Bald werdet ihr mich nicht mehr sehen: bald darauf aber werdet ihr mich wieder sehen, denn ich gehe zum Vater" nicht verstanden, und dann nach Erklärung derselben, in die größte Traurigkeit verfielen? Auf einer Seite hofften sie zu viel von Jesus, und auf der andern fürchteten sie zu viel, nach dessen Weggange von der Erde; sie glaubten dann von ihrem lieben Herrn ganz verlassen zu seyn, und ihren Landesleuten stets ein Gegenstand der Verachtung und des Hasses zu bleiben. Sie waren folglich selbst schuld, daß ihnen der Tod Jesu zu schwer fiel, und zwar durch die Fehler, welche sie in Rücksicht ihrer Furcht und Hoffnung begiengen.

Auch heutzutage machen Furcht und Hoffnung manche Menschen unzufrieden und unglücklich, allein diese sind auch oft selbst Schuld daran; dieß wollen wir heute von der Furcht sehen:

Welches sind die gewöhnlichen Fehler, welche die Menschen in Rücksicht der Furcht begehen?

Der

Der Mensch muß seine Ohnmacht, Unannehmlichkeiten, widrigen Schicksalen zu widerstehen, oft genug fühlen; er unterliegt oft, auch bei der größten Anstrengung aller seiner Kräfte, im Kampfe mit Leiden. Diese gemachte Erfahrung macht ihn zaghaft und schüchtern, er fürchtet sich. Furcht ist freilich an sich immer ein unangenehmer Gemüthszustand; doch kann sich der Mensch denselben oft erleichtern, wenn er sich deutliche Kenntniß von dem gefürchteten Zustande verschaffet, er kann sich denselben aber auch erschweren; und dieß thut er gar oft, und wie? Welches sind die gewöhnlichen Fehler, die er hier begeht?

1) Er fürchtet sich wenig oder gar nicht, wo er doch hinlängliche Ursachen dazu hat; 2) er fürchtet sich ohne gegründete Ursachen, 3) er treibet die Furcht oft zu weit.

a) Es ist entweder Kurzsichtigkeit, oder Leichtsinn, warum manche Menschen ein ihnen bevorstehendes Uebel nicht bemerken und fürchten; sie werden durch die Erfahrung, daß über andere in ähnlichen Umständen, in denen sie sich befinden, gewisse Uebel gekommen sind, nicht weiser, und leben ganz sorglos in den Tag hinein. Will ihnen auch ein Freund die Binde vom Gesichte wegthun, und ihnen das Uebel, das schon gegen sie im Anzuge ist, zeigen: sie glauben ihm nicht; sie denken, daß es sie entweder gar nicht treffen werde; oder sie stellen sich es als so entfernt

und ungewiß vor, daß es zu wenig Eindruck auf sie macht, als daß sie Vorkehrungen gegen dasselbe treffen sollten. Was ist die Folge? Sie müssen ihre Kurzsichtigkeit und ihren Leichtsinn am Ende jämmerlich büßen: 2. Chron. XXI. 12—19. XXXIII. 11.

So wird z. B. mancher Jüngling vor gewissen verderblichen Gesellschaften gewarnet; er wird durch Beispiele überführt, daß dieselben schon viele seines gleichen um Geld, um Ehre, um Unschuld und Gesundheit, gebracht haben; er fürchtet sich doch nicht. Der Verschwender merket, daß sein Vermögen täglich abnimmt; er siehet ganze Familien, die an allem Ueberfluß hatten, mit der äußersten Noth ringen, weil sie eine solche Lebensweise führten, wie er. Er sollte denken, daß ihm ein gleiches trauriges Schicksal bevorstehe, wenn er so fort lebe; allein das fällt ihm gar nicht ein. Der Räuber ist schon mehrmals in der größten Gefahr gewesen, ertappt zu werden; er siehet so eben einige seiner Kammeraden am Galgen hängen, und geht im nämlichen Augenblicke wieder auf Raub aus.

b) Manche Menschen sind von Natur aus empfindungs- und gefühlvoller, als andere; alles macht einen starken Eindruck auf sie; in einem Augenblick weinen, und in dem andern lachen sie schon wieder. Sie fühlen ihre Schwäche zu stark, trauen ihren Kräften zu wenig, und träumen leicht von Gefahren und Uebeln, die der Starke als Hirngespinnste verlacht;

lacht; sie sind gerade wie Kinder, welche sich vor ihrem eigenen Vater, mit einer Larve vor dem Gesichte, fürchten, der geringste Anschein von Gefahr verrücket ihnen gleich den Kopf, und weg ist ihre Geistesgegenwart. Ist es ein Wunder, wenn solche scheue Menschen in wirkliche Gefahr gerathen, indem sie derjenigen ausweichen wollen, die ihnen blos ihre beunruhigte Einbildungkraft vorgestellt hatte? Man kann es z. B. dem Kinde, dessen Kopf von seiner Amme mit lauter Geistererscheinungen und Gespenstergeschichten angefüllt worden ist, leicht verzeihen, wenn es zu Nacht keinen Schritt aus dem Hause zu thun sich getrauet; was soll man aber von erwachsenen Menschen denken, welche nichts so sehr scheuen, als nächtliche Ausgänge, weil sie überall Räuber, Mörder, schwarze und feurige Männer, ja sogar den lebendigen Satan bald in menschlicher, bald in thierischer Gestalt, zu sehen fürchten? Wie unglücklich sich solche Menschen schon gemacht haben, ist bekannt; sie haben oft ihre Gesundheit und auch ihr Leben eingebüßt. Wurden nicht schon manche nach ihrem Wahne von Unholden irre geführt, und geriethen in grundlose Sümpfe, oder stürzten in tiefe Abgründe? Und leidet nicht auch die Tugend bei solchen furchtsamen Menschen in jenen Fällen, wo sie große Anstrengung, Ueberwindung und Aufopferungen verlanget?

c) Es giebt Menschen, die alles aus einem Vergrößerungsglase ansehen; sie überspannen nicht nur alle ihre Wünsche und Forderungen: sondern treiben

auch

auch ihre Aengstlichkeit und Furcht zu weit. Wirft ihnen die Sonne des Glückes einen auch noch so schwachen Stral zu: so sind sie schon vor Freude außer sich und singen und hüpfen; sehen sie aber in der Ferne das unbedeutendste trübe Wölkchen: so liegen sie auch schon aus Muthlosigkeit zu Boden, und wissen sich nicht geschwinde genug zu verbergen. Was ist die Folge? Die Zufriedenheit solcher Menschen ist dem steten Wechsel unterworfen; sie werden fast niemals ganz froh, denn der geringste Anschein von Gefahr ist ihnen schon Gewißheit. Hören sie z. B. von der Möglichkeit eines neuen Krieges sprechen: so sehen sie schon ihre Felder verwüstet, ihre Häuser in Feuer aufgehen, und zittern und beben schon vor dem mordenden Schwerte des Feindes. Sehen sie den Landesherrn Mißbräuche in der Religion abstellen: so glauben sie die Religion selbst in Gefahr. Müssen sie eine Abgabe mehr, als gewöhnlich geben, um die dringenden Staatsbedürfnisse zu befriedigen: so fürchten sie, man werde ihnen noch alles nehmen. Stellen sich ihnen in Erfüllung ihres Berufes auch noch so geringe Hindernisse dar; sie verzweifeln, dieselben überwinden zu können. Giebt der Himmel den Früchten des Feldes nicht immer gleich die gehörige Witterung: so ist ihnen schon bange wegen großer Theurung und Hungersnoth.

Möchten doch die Menschen endlich einmal einsehen, daß das Sprichwort: „Zu wenig und zu viel, verdirbet alles Spiel" sich in jeder Hinsicht bewähre!

re! Ihre Glückseligkeit und ihre Tugend würden dann viel weniger dem Wechsel unterworfen seyn.

Am vierten Sonntage nach Ostern.

Text:

Es ist Wahrheit, wenn ich euch sage: es ist euer Vortheil, daß ich hingehe. Joh. XVI. 7.

Die Jünger dachten, das größte Unglück widerfahre ihnen, da sich Jesus von ihnen trennen sollte, und Jesus sagt, das sey gerade ihr Glück. Warum erkannten sie aber dieß nicht? Sie sahen nur auf die gegenwärtige Trennung; überließen sich ihren daher entstandenen traurigen Gedanken, Gefühlen und Empfindungen, und forschten nicht nach den Folgen seiner Trennung; worinn doch der Trost lag, der ihre große Traurigkeit mindern konnte. Dieß fiel dem Heilande auf, denn er hatte sie schon öfters versichert, daß sein Reich nicht von dieser Welt sey. Was that er? Er konnte das große Schmerzengefühl, das sich allen ihren Gesichtern tief eingedrückt hatte, nicht länger mit ansehen; er that daher, was ein sterbender Vater seinen Kindern thut, die trostlos über sein baldiges Ende sind, er versichert sie, daß es gut für sie sey, wenn er sie verlasse; weil sonst der Geist der

Wahr-

Wahrheit nicht zu ihnen käme, um ihnen hinlänglichen Aufschluß über gewisse Wahrheiten zu geben, die sie bis hieher noch immer nicht begreifen konnten. Waren aber die Jünger jetzt beruhigt? Ihre große Niedergeschlagenheit und Verlegenheit, da Jesus am Kreutze wirklich gestorben war, beweisen das Gegentheil. Erst am Pfingstfeste fiel der Schleier ganz von ihren Augen.

Wundern wir uns nicht, daß die Jünger das wohlthätige des Todes ihres geliebten Herrn nicht einsehen wollten; auch heutzutage, wo das Licht der Religion Jesu so helle leuchtet, sind oft noch viele Menschen blind gegen das Gute. Was ist aber die Ursache hiervon?

1) Eingeschränktheit des Verstandes; 2) Verblendung der Leidenschaften.

1) Der Mensch soll nach Tugend und Heiligkeit streben; das ist der Wille Gottes. Er will, er darf, ja er soll auch die Freuden der Erde genießen; wohl ihm, wenn er dieses doppelte Streben so einzurichten, und miteinander zu vereinigen weiß, daß keines von beiden leidet! Und sollte er es nicht können? Gewiß, wenn er nur seinen Verstand und seine Vernunft gehörig brauchet; beim Lichte dieser beiden erhabenen Vermögen seiner geistigen Natur, werden dann weder böse Menschen, noch seine eigenen Neigungen und Triebe im Stande seyn, den Weg, der zur Tugend führet,

zu

zu verfinstern, und er wird auf demselben auch mit Lust und Freude wandeln, und glücklich, froh und zufrieden leben, denn er wird alles, was gut für ihn ist, erkennen und thun. Wie sehr fehlen aber nicht jene Menschen, die so wenig Sorge für die Ausbildung ihres Verstandes und ihrer Vernunft tragen? Was Wunder, wenn sie dann auch den Weg zur Tugend und zur wahren Glückseligkeit verfehlen, und das Gute so oft nicht erkennen? Sie sind zu kurzsichtig, schauen nur auf das Gegenwärtige, und auf den äußern Schein einer Sache oder Begebenheit; sie überdenken nicht die Folgen derselben, betrachten sie zu einseitig und nicht im Zusammenhange mit andern. So möchten sie z. B. den Vorhang, der vor die Zukunft gehängt ist, gerne wegziehen, um mit eigenen Augen das Schicksal zu sehen, das ihrer warte; allein ihr Bemühen ist umsonst, und sie führen bittere Klagen, daß Gott den Gesichtskreis des Menschen so enge beschränkt habe; sie sehen nicht ein, daß er es aus den besten Absichten, zum Nutzen des Menschen selbst gethan habe, um ihn auf der einen Seite gegen Verzweiflung zu schützen, und auf der andern den Reitz künftiger Freuden durch ihre Ungewißheit desto mehr zu erhöhen. Sie stecken in einer Angelegenheit; sie wissen, daß man da seine Zuflucht zum Gebete nehmen solle; sie thun es, sie beten anhaltend, mit Inbrunst und mit ganzer Sammlung des Geistes, aber ihre Bitte wird doch nicht erhört, und sie können dieß nicht mit der Güte Gottes vereinigen, warum? Sie sind zu eingeschränkt am Verstande, sie sehen nur auf

jene

jene Seite des Gegenstandes ihrer Bitte, der ihren Sinnen schmeichelt, und bemerken die andere nicht, welche ihnen Verderben bringen könnte, sie sind wie Kinder, die weinen, wenn ihnen der Vater das verlangte Messer nicht giebt. — Ist ihnen das Glück günstig, geht ihnen alles nach Wunsch und Willen: so können sie nicht genug rühmen, wie gut Gott alles auf der Erde gemacht habe. Allein nun erinnern sie die Leiden, die über ihren glücklichen Nachbar hereinstürzen, an die Vergänglichkeit der irdischen Glückseligkeit; es drohen ihnen selbst von ferne Trübsale, und schon fangen sie an, zu jammern und zu murren, daß Gott so wenig für eine dauerhafte Zufriedenheit des Menschen auf der Erde gesorget habe, und betrachten den Wechsel des Glückes als einen großen Fehler in der Weltregierung. Allein die Thoren bedenken nicht, daß nach der weisen Absicht Gottes, Leiden die Schule der menschlichen Thätigkeit und Betriebsamkeit, und der Schmelzofen der Tugend des Menschen seyn sollen; sie bedenken nicht, daß jede, auch noch so gute Sache, von ihrem Werthe verliere, wenn man sie zu lange genießet. Ihre Kurzsichtigkeit ist also immer die Ursache, warum sie das Gute nicht erkennen: Sprüch. Sal. III. 11. 12.

2) Aus den weisesten und gütigsten Absichten hat Gott in die Natur des Menschen verschiedene Triebe und Neigungen gelegt; sie sollen seinem thierischen Leben gleichsam das seyn, was der Morgen- und Abendthau den Pflanzen ist. Allein wie sehr versündiget

diget sich der Mensch gegen diese Güte seines Schöpfers! Er soll seine unschuldigen Triebe und Neigungen durch die Vernunft beherrschen, und er läßt sich von ihnen beherrschen! sie sitzen gleichsam auf dem Throne, und die Vernunft steht ehrfurchtsvoll am Fuße desselben, und erwartet ihre Befehle. Welche Schande für den Menschen, der ein Ebenbild Gottes ist! Was Wunder, wenn er dann so wenig erkennet, was wahrhaft gut und nützlich für ihn ist! Er muß ja alles so ansehen, wie es ihm seine in Leidenschaften ausgearteten Triebe und Neigungen vormalen? Diese suchen auch das kleinste Fünkchen Licht der Vernunft zu ersticken, so daß er in lauter Finsterniß herumtappen muß, und mit seinem Kopfe bald da, bald dort anstößt, gleich einem Wanderer, der sich Nachts in einem dichten Walde verirret hat, und ängstlich einen Ausweg sucht.

Warum waren die Apostel so untröstlich über den Hingang Jesu zu seinem Vater? Warum wollten sie nicht erkennen, daß derselbe gut für sie sey? Sie dachten zu sinnlich, sie täuschten sich mit zu irdischen Hoffnungen von dem messianischen Reiche; die Ehrenstellen, welche sie schon gleichsam unter sich ausgetheilt hatten, schmeichelten ihrer Sinnlichkeit so, daß diese sie gegen die überzeugendsten Beweise Jesu von der Güte seines Todes blind machten.

So geht es auch heutzutage noch vielen Menschen. Der Ehrsüchtige, welcher seine ganze Glückseligkeit in Ruhm, Ansehen und Glanz setzet, trau-

ert, wenn ihm seine eitlen Wünsche und Unternehmungen nicht gelingen.

Sucht ein edler Menschenfreund diesen verunglückten Hascher nach Ehre zu trösten, es ist umsonst; ruft er ihm mit Salomo Sprüchw. XXIX. 23. zu: „Dem Hochmüthigen folget Erniedrigung auf dem Fuße nach, der Demüthige aber erhält Erhöhung;" er glaubt es nicht, seine Ehrbegierde hat ihn ganz verblendet; er weint wie das Kind, dem das Spielzeug genommen worden ist. — Der Rachsüchtige hat seinem Feinde Mord und Tod geschworen; es bietet sich gerade die schicklichste Gelegenheit dar, seinen teuflischen Entschluß auszuführen; schon hebt er die Hand, seinem Feinde den Dolch in die Brust zu stoßen; aber nun eilt plötzlich sein bester Freund wie ein Engel herbei, reißt ihm seine mordgierige Hand zurück, und es fehlt wenig, so muß dieser seine Rache büßen.

Der Geitzhals sitzt auf seiner Kiste voll vom Golde, und hungert dabei, er sieht die Wahrheit der Lehre Sirach XIV. 4. nicht ein: „Wer spart von seiner Lebensnothdurft, spart für andere; von seinem Gute schwelgen Fremde;" sein Verstand weiß nichts anders zu denken, als immer mehr Mittel ausfindig zu machen, seinen Reichthum immer zu vermehren. — Der Wollüstling ist so eben vom Krankenlager, auf das ihn sein schändliches Leben hingeworfen hatte, aufgestanden; seine Leidenschaften erhalten wieder Nahrung, so wie sein Körper an Kräften zunimmt, und

schon

schon glaubt er der Versicherung seines Arztes nicht mehr, daß er eine sichere Beute des Todes werde, wenn er seine abscheuliche Lebensweise wieder treibe. Von seinen Leidenschaften angespornt, eilt er seinem Verderben mit verbundenen Augen zu, und in kurzer Zeit ist erfüllt, was der Arzt vorhersagte.

Möchten doch die Menschen frühzeitig ihren Verstand und ihre Vernunft gehörig ausbilden, und ihre Neigungen und Triebe beherrschen lernen! sie würden dann den Weg, der zur Tugend und Glückseligkeit führt, niemals verfehlen.

Am fünften Sonntage nach Ostern.

Text:

Vom Vater gesandt, bin ich in die Welt gekommen. Jetzt verlaß ich die Welt wieder, und gehe zum Vater hin. Joh. XVI. 28.

Das heutige Evangelium giebt eine neue Probe, wie bange es dem Heilande um seine Jünger wegen ihres irdischen Sinnes gewesen seyn mußte, indem er immer mehr Trostgründe beibringt, ihren darniederge-

schlagenen Geist wieder aufzurichten. Rührend ist es, wenn man ihn mit einer so väterlichen Hand stets frischen Balsam auf ihre tief verwundeten Herzen legen siehet! Kaum hat er, aus Noth gedrungen, ihre irdischen Hoffnungen niedergeschlagen; so erhebt er ihren gesunkenen Geist schon wieder, und öffnet ihnen die ermunterndsten Aussichten in die Zukunft. Sie glaubten noch immer, nach seinem Weggehen ganz verlassen, und ihrem Schicksale Preis gegeben zu seyn, und er versicherte sie, daß Gott der Vater mit besonderer Vorsicht über sie walten, daß er sie gnädig erhören werde, so oft sie ihn in seinem Namen um etwas bitten würden.

Es war ihnen noch immer dunkel, was er damit sagen wolle: „Nun gehe ich zu dem, der mich gesandt hat". Aber heute sagte er ihnen ganz deutlich: vom Vater gesandt, bin ich in die Welt gekommen. Jetzt verlasse ich die Welt wieder, und gehe zum Vater." Nun sagen sie selbst, daß er offen herausrede, und sich keiner Gleichnisse mehr bediene. — Trostvoll für sie und trostvoll für Jesus, waren also die Worte: „Ich verlasse die Welt, und gehe zum Vater;" wie sehr wäre es zu wünschen, daß jeder Christ mit dem nehmlichen Troste, wie Jesus, diese Worte einstens sagen könnte!

Wann kann der Christ so trostvoll, wie Jesus sagen: „Ich verlasse die Welt und gehe zum Vater?"

Was

Was war die erhabene Bestimmung Jesu? Das Menschengeschlecht von dem Verderben zu befreien, in welches dasselbe Unwissenheit, Aberglaube und die Sünde, gestürzt hatten, und ihnen den einzigen wahren Weg zur Tugend und Glückseligkeit zu zeigen. 1. Joh. IV. 9. Was that er, diese Bestimmung zu erfüllen? Er gieng selbst überall in seinem Vaterlande herum, leuchtete mit seinem Beispiele der Heiligkeit, wie die Sonne, am hellen Mittage; bewieß seine edle Absicht durch lauter wohlthätige Handlungen, und suchte die Menschen durch seine himmlische Lehre verständiger und besser zu machen. Er wählte sich auch Gehülfen zu seiner schweren Arbeit; weihte sie in seinem Plane ein, um durch sie die ganze Welt der wohlthätigen Früchte seiner himmlischen Sendung theilhaftig zu machen. Da hätte man nun denken sollen, seine Zeitgenossen würden ihn wenigstens als einen erhabenen Freund der Menschheit verehret, geliebet, und seine Hand, welche die Quelle ihres Elendes verstopfen wollte, gesegnet und geküsset haben. Aber die Undankbaren! sie wandelten lieber auf dem Wege der Finsterniß; sie waren ihrer Unwissenheit und ihres lasterhaften Lebens schon zu sehr gewohnt, als daß sie so leicht davon abgegangen wären. Sie waren nicht blos taub und gleichgültig gegen alle Lehren des größten Wohlthäters des Menschengeschlechts, sondern sie haßten und verfolgten ihn sogar noch. — Jesus ließ sich aber dadurch in seinem heiligen Eifer nicht irre machen; er arbeitete fort, so lange es Tag war! Endlich hatten ihm seine Feinde den Tod ge-

schworen; die Stunde desselben rückte immer näher heran; wie trostvoll mußte daher für ihn nicht der Gedanke seyn: „Ich verlasse die Welt, und gehe zum Vater!" Er gieng ja von einer Erde weg, dessen Bewohner er hatte glücklich machen wollen; die aber sein nur von Menschenliebe schlagendes Herz verachteten, und ihm noch den martervollsten Tod zubereiten wollten. Wie sehr konnte er sich demnach freuen, zu seinem himmlischen Vater, dessen Willen er bestmöglichst befolgt hatte, zurückzukehren, um von der ihm gebührenden Herrlichkeit Besitz zu nehmen, wohl wissend, daß die zarte Pflanze, welche er zurückgelassen hatte, allen Stürmen trotzen, und gedeihen werde? „Es ist vollbracht! Vater in deine Hände befehl ich meinen Geist!" Dieß waren daher auch die letzten Worte, die er am Kreutze sprach. —

Will der Christ einstens auf seinem Sterbebette, sich und allen, die um ihn trauern und weinen, zum wahren Troste sagen: „Ich verlasse die Welt und gehe zum Vater;" was muß er thun? Er muß in Erfüllung seiner Bestimmung so ausharrend seyn, wie Jesus. Welches ist aber seine Bestimmung? In seinem Wirkungskreise nach Kräften Gutes zu thun, sich durch immer größere Ausbildung seiner geistigen Natur, und durch immer genauere Uebereinstimmung des Willens mit den Gesetzen der Vernunft und der Religion geschickt zu machen, Bürger einer bessern Welt zu werden.

Wohl

Wohl dem Christen, wenn er diesen erhabenen Beruf nach Kräften befolget! Mit Freuden wird er dann eine Welt verlassen, wo die Tugend so vielen Gefahren ausgesetzet, und die menschliche Glückselig-keit so hinfällig ist. Es thut ihm nicht wehe, sich von den irdischen Gütern loszureißen; denn sie haben ihm oft genug Kummer und Schmerzen verursachet, sie haben nun keinen Werth mehr für ihn; er über-läßt sie gerne andern zum Gebrauche, und wünschet nur, daß sie ihnen zum Guten und nicht zum Bösen dienen möchten. Es schmerzet ihn freilich, seine gu-ten Freunde verlassen zu müssen; allein die Hoffnung sie wieder zu sehen, im Lande der Vollkommenheit, und dann nie wieder von ihnen getrennt zu werden, tröstet ihn hinlänglich; er wünschet ihnen ein freu-diges „Lebet wohl;" seine Reise geht nun in die Ewigkeit zu seinem Vater; und da hat er gar nicht Ursache, sich zu fürchten vor demselben als Richter zu erscheinen, um Rechenschaft von den ihm anver-trauten Talenten abzulegen, denn er hat sie nicht vergraben, sondern weislich mit denselben gewuchert; er giebt sie nun vervielfältiget dem Herrn zurück, und darf mit Grund hoffen, die trostvollen Worte zu hören: „Komm du treuer Diener! weil du das we-nige, welches dir anvertraut war, so treu verwal-tet hast; so verdienst du, daß ich dir noch mehr an-vertraue; nimm nun auch deine Belohnung für deine Treue." Er kann mit Paulus 2. Tim. IV. 7. 8. spre-chen: „Ich war ein wahrer Freund und Vertheidi-ger der Religion; ich habe als solcher bis ans Ende

mit Treue und Glauben ausgehalten; nun erwarte ich nichts anders, als die Belohnung der ewigen Glückseligkeit, welche allen Guten versprochen ist." So kann er dann getrost, mit vollkommener Seelenruhe und mit Heiterkeit sanft hinschlummern.

Wohlan also, ihr Herren und Diener, ihr Aeltern und Kinder; ihr Reichen und Armen! wollt ihr am Abende eures Lebens so trostvoll, wie Jesus sagen: „Ich verlasse die Welt, und gehe zum Vater!„ so arbeitet, so lange es Tag ist, nach Kräften in eurem Berufe, und vergesset niemals, daß eine Nacht kommt, wo ihr nichts mehr arbeiten könnet! Ihr Herren behandelt also eure Diener stets nach Gerechtigkeit und Billigkeit, und bedenket, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet, Coloss. IV. 1. — Ihr Diener gehorchet euren Herren mit der größten Ehrfurcht, aufrichtig und ohne Betrug; thut es nicht aus Eigennutz, sondern aus Pflicht, Ephes. VI. 5—7. — Ihr Aeltern betrachtet und behandelt eure Kinder immer als einen kostbaren Schatz, den euch Gott anvertraut, und wohlbewahrt einstens von euren Händen wieder fordern wird; vergesset nicht, daß von der Kindererziehung das Wohl ganzer Familien und des Staates abhängt. — Ihr Kinder, erkennet und schätzet gehörig das große Glück, gute Aeltern zu haben, und gehorchet ihnen mit schuldiger Ehrfurcht. — Ihr Reichen setzet eure wahre Glückseligkeit nicht in den Besitz und Genuß der irdischen Güter! Betrachtet sie als einen Segen Gottes und

theilet

theilet davon euren dürftigen Mitbrüdern mit. Ihr Armen! murret nicht gegen die göttliche Vorsehung, schreiet nicht über Ungerechtigkeit, und lasset euch durch eure Noth nicht zu Schandthaten verleiten; sondern vertrauet auf Gott, und bedenket, daß wahre Zufriedenheit nicht vom Reichthume abhange.

Am sechsten Sonntage nach Ostern.

Text.

Dieß alles werden sie euch thun, weil sie meinen Vater so wenig kennen, als mich. Joh. XVI. 3.

Wenn wir den stufenweisen Gang beobachten, den Jesus bei Vorbereitung der Jünger zu seinem Abschiede von ihnen und zu allem, was Bezug darauf hatte, einschlug: so können wir seine Klugheit und seine edle Seele nicht genug bewundern. Er hatte ihnen schon einmal einen schwachen Blick in die Zukunft thun lassen, Joh. XV. 18 — 21. Allein jetzt hielt er es für nothwendig, denselben die Verfolgungen bestimmt und deutlich sehen zu lassen, welche ihnen die Verkündigung seiner Lehre zuziehen würde; damit

sie nicht durch ihren unerwarteten Einbruch allen Muth verlieren möchten. Er sagt ihnen daher heute unverholen: Man wird euch als Abtrünnige von Moseslehre, und als Gottlose, die darauf ausgehen, die Welt zu verwirren, ansehen und euch deswegen aus allen Synagogen und Versammlungen der Juden verstoßen, und euch alle Verachtung und Beschimpfung fühlen lassen. Aber noch nicht genug! Man wird sogar eure Hinrichtung, als den der Gottheit wohlgefälligsten Dienst, ansehen.

Daß dieses grausame Schicksal auch wirklich über die Schüler Jesu gekommen sey, sagt uns allein Paulus deutlich genug, 1. Cor. IV. 9 — 17. Der falsche Religionseifer war also die Ursache, warum diese gerechten, frommen und redlichen Männer so viel dulden mußten, ja er war der grausame Wütherich, der nicht nur viele von den Aposteln, sondern auch mehrere tausend andere Menschen würgte! Gott sey Dank, daß er wenigstens nicht mehr so öffentlich und grausam wüthen kann! Denn ganz ist er noch nicht von der Erde verbannt. Um seine Macht vollends zu zerstören, wird es gut seyn, zu zeigen:

1) Woher der falsche Religionseifer entstehe; 2) wie schädlich und schändlich er sey.

1) Vernünftiger Religionseifer ist wohl zu unterscheiden vom falschen; zu jenem ist jeder Christ verbun-

bunden. Worin besteht aber derselbe? Wenn der Christ seine Verehrung und Liebe gegen die Religion dadurch an den Tag legt, daß er sie selbst stets pünktlich und gewissenhaft befolget; wenn er aufrichtig und aus edler Absicht wünschet, und auch auf eine ordentliche Weise — durch Belehrung und Beispiele das Seinige dazu beiträgt, daß auch seine Mitbrüder die Religion so schätzen und lieben, wie er; und wenn er sie gegen ihre Verächter und Spötter mit Liebe, Schonung und Dultsamkeit in Schutz nimmt: so zeigt er einen vernünftigen, wahren Religionseifer. Beweiset er aber seine Anhänglichkeit an die Religion nur durch übertriebene Aengstlichkeit in Beobachtung der Nebensachen; schreiet er jene, die hierinne auch nur eine schuldlose Nachlässigkeit begehen, gleich als Ketzer aus, oder artet sein Eifer gegen Andersdenkende in Zorn, Haß und Verfolgung aus: so hat er einen blinden und falschen Religionseifer, der eben so gegen die Religion Jesu streitet, als er schädlich und schändlich ist, und 1) aus Irrthum, 2) aus Heuchelei, und 3) aus Aberglauben entsteht.

a) Untersuchet man die Ursachen, warum die Juden der Lehre Jesu so feind waren, und ihre Verkündiger so sehr haßten und verfolgten: so findet man, daß eine der ersten diese war: weil die Apostel von der Behauptung, daß Jesus der versprochene Messias sey, nicht abgiengen. Warum wollten aber die Juden Jesus nicht für den Messias annehmen, und warum behandelten sie jene, die ihn dafür aus-

gaben,

gaben, als Betrüger? Ihr Irrthum war schuld; sie dachten sich ihren Messias als einen mächtigen irdischen König; dieß war aber Jesus nicht, daher ihr Haß und ihre Verfolgung gegen alle jene, die ihn dafür hielten.

Sieht man sich in der ältern Geschichte um; war nicht auch der Wahn, durch Gewalt, durch Feuer und Schwert Glaube und Ueberzeugung erzwingen zu können, eine der vorzüglichsten Ursachen der vielen Verfolgungen der Heiden gegen Christen, der Christen gegen Christen und Nichtchristen? Und warum wird heutzutage noch mancher ächte Religionsfreund verachtet, gehaßt und verketzert? Er zeigt durch Lehre und Beispiel, daß manche Religionsgebräuche wegbleiben könnten und sollten, über welche der Zelote heilig hält. Woher das noch hie und da übliche Schimpfen und Schänden zwischen verschiedenen Religionsverwandten? Sie glauben sich dadurch als warme Anhänger, Freunde und Vertheidiger der Religion zu beweisen, und wissen nicht, daß sie gegen ihren Geist fehlen, der Sanftmuth, Friede und Liebe gegen alle Menschen, ohne Unterschied, befiehlt.

b) Betrachten wir die verschiedenen Schilderungen, welche Jesus von den Pharisäern macht, welche die größten Eiferer für ihre Religion und die Urheber des Todes Jesu und der Verfolgung gegen seine Schüler waren: so lernen wir sie als die abscheulichsten Heuchler kennen; als Menschen, die nach Math.

XXIII. 4 — 14. schwere und unerträgliche Bürden zusammenbanden, und ihren Mitmenschen auf den Nacken legten, die sie aber selbst mit keinem Finger berühren mochten; die der Wittwen Häuser, unter dem Vorwande langer Gebete, auffraßen.

Läßt man sich von der Larve mancher heutiger Religionseiferer nicht täuschen; für was muß man sie anders halten, als für solche Pharisäer? Sie decken ihre Schandthaten mit dem Schleier der Religion zu, ihr Mund fließet oft über von frommen, heiligen Gesprächen, sie seufzen und weinen über die verdorbene Welt, über Mangel an Religion, und suchen hinter dieser Maske bald diesem, bald jenem ihrer Feinde, die gegen ihr Interesse sind, und vielleicht ihre schwarze Seite kennen, heimlich einen tödlichen Streich zu versetzen. Sie stecken sich dabei weißlich hinter den Schutz wichtiger Personen, die sie durch ihre Scheinheiligkeit zu täuschen wissen, und suchen hinter diesem Hinterhalte ihre vergifteten Pfeile abzuschießen.

c) Die Juden wähnten im Besitze der wahren Religion zu seyn, sie glaubten nicht, daß dieselbe ganz verunstaltet sey, und einer großen Verbesserung bedürfe. Was Wunder, wenn sie jene, welche die Fehler ihrer Religion aufdecken und verbessern wollten, als Feinde Gottes, der ihnen die Religion gegeben hatte, ansahen und behandelten, und sich es zum großen Verdienste anrechneten, dieselben zu tödten?

ten? Sie fochten ja nicht für ihre eigene Sache, sondern für die Sache Gottes! Zu welchen unsinnigen Meinungen und großen Gräulthaten können nicht Dummheit und Aberglaube den Menschen verleiten? Fürchterlich und schrecklich waren von jeher die Auftritte, welche durch diesen abergläubischen Religionseifer auf der Erde entstanden sind. Zur Ehre der Menschheit sey aber über sie der Mantel der Vergessenheit gehängt.

Ist denn aber dieser falsche Religionseifer heut zutage ganz verrauchet? O, es giebt noch Christen, die sich nicht nur kein Gewissen daraus machen, sondern es noch sogar für verdienstlich halten, wenn sie einen andern Religionsverwandten belügen und betrügen, oder sonst auf eine Weise beschädigen können; und wüßten die heutigen weisen Fürsten die Toleranzgesetze nicht durch ihre Macht zu unterstüzzen, wer weiß, zu welchen Gräuelthaten der abergläubische Religionseifer manche Christen noch verleiten würde?

2) Aus einer trüben Quelle kann kein helles trinkbares Wasser fließen. Sieht man blos auf die Ursachen des falschen Religionseifers; so offenbahret sich schon deutlich genug, daß er nichts Nützliches und Gutes seyn könne. Betrachtet man ihn aber auch noch in seinen Wirkungen; so stellt er sich vollends in seiner fürchterlichsten Gestalt dar. Er ist 1) dem allgemeinen Besten des Staates,

und

und dem Privatwohle einzelner Bürger höchst nachtheilig, und streitet 2) ganz gegen die Religion Jesu.

a) Ein Staat ist glücklich, dessen Glieder sich wie Brüder behandeln, welche einen und den nämlichen Zweck haben. Da steht ein jeder Bürger auf dem Posten, für den er sich nach seinen Fähigkeiten schickt; da gedeihen Künste und Wissenschaften, da blüht Handel und jedes Gewerbe, da ist das Eigenthum, die Ehre und alle Rechte jedes Bürgers geschützet und keiner wird wegen des Religionsglaubens verachtet, gehasset und angefeindet: Ruhe, Friede und Liebe herrschen allgemein. Wie sieht es aber in jenem Lande aus, in dem es falsche Religionseiferer giebt? Wie in einer durch Zwietracht, Haß und Feindschaft zerrütteten Familie. Die gehaßte Religionspartheі wird von öffentlichen Ehrenstellen ausgeschlossen, und die Talente so mancher tüchtiger Männer bleiben für den Staat verlohren. Der Richter begünstiget seine Glaubensgenossen, und man schreiet über Druck und Partheilichkeit, welches für die öffentliche Ruhe sehr gefährlich werden kann. Es herrscht unter den verschiedenen Bürgern kein Gemeingeist, keine Treue, keine Aufrichtigkeit und Liebe, und das schadet dem allgemeinen Wohle, dem Handel und jedem Gewerbe; der falsche Religionseiferer macht sich kein Gewissen daraus, den vermeinten Ketzer zu belügen und zu betrügen; er hält es für Sünde, demselben in der Noth zu helfen; er

sucht

sucht seine auch noch so guten Absichten übel auszulegen; denn ein Ketzer darf und kann nichts gutes an sich haben. Und wie viele für den ganzen Staat nützliche Erfindungen, Anstalten und Handlungen gehen nicht verlohren, wenn der falsche Religionseifer sein Unwesen treibt? Wer kann also noch zweifeln, daß derselbe dem Wohle des Staates und seiner Bürger höchst nachtheilig sey?

b) Ein Eifer, der unmittelbar zur Entehrung Gottes und Jesu, und zur Mißhandlung unserer Nebenmenschen führt, wie es der falsche Religionseifer thut — kann Gott unmöglich wohlgefällig seyn; er muß ihn vielmehr verabscheuen und strafen; denn er ist ganz gegen die Religion, welche er uns durch seinen Sohn Jesus gegeben hat. Diese lehrt uns Gott als einen gütigen Vater kennen, der Mitleid mit seinen irrenden Kindern hat; sie selbst aber athmet nur den Geist der Liebe. Menschenliebe ist der Grund, worauf alle ihre Gebote beruhen, und diese befiehlt, Geduld, Nachsicht und Schonung mit den Fehlern anderer zu haben. Und wie verhielt sich Jesus selbst gegen die Irrthümer seiner Landesleute? Er bekehrte nicht mit Feuer und Schwert, sondern nahm den Weg der sanften Ueberzeugung. Lasset, sagt er einmal, das Unkraut unter dem Waitzen mit aufwachsen; mein himmlischer Vater wird schon zur rechten Zeit die nöthige Absonderung vornehmen. Oder brauchten vielleicht die Apostel bei ihrem Bekehrungsgeschäfte Gewalt? Haßten und verfolgten sie jene, die anders, als sie, in

Reli-

Religionssachen dachten? — Nur in den finstersten Zeiten sieht man ganze Armeen mit dem Kreuze auf den Fahnen ausziehen, um mit dem Schwerte in der Hand, die Unglaubigen zu bekehren, oder von dem Erdboden zu vertilgen. —

Dank dem gütigen Gott, daß diese Zeiten vorbei sind! Möchten doch auch alle, noch so kleine Spuren des falschen Religionseifers allmählich verschwinden, und allgemeine Menschenliebe überall auf der Erde herrschen!

Am zweiten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Sie entschuldigten sich alle, einer nach dem andern, nicht kommen zu können. Luk. XIV. 18.

Die Pharisäer hielten öfters Gastmahle; sie luden dazu aber nur ihre reichen Freunde und Anverwandte ein. Jesus rügte diesen übeln Gebrauch, da er eben einem solchen Gastmahle beiwohnte. Er sagte zu seinem Gastgeber, daß er lieber Arme zu seinen Gästen

bitten sollte, denn diese könnten es ihm nicht vergelten; er würde schon seinen Lohn von Gott erhalten, und im Reiche Gottes glückselig seyn. Da rief einer von den Gästen aus: ja wohl ist der glückselig, der einstens Mahlzeit halten wird im Reiche Gottes. Jesus benutzte diesen Ausruf, und zeigte durch die heutige Parabel, daß die Juden selbst Schuld wären, wenn sie keinen Theil an dieser Glückseligkeit haben würden. Es geht ihnen, sagt er, wie es jenen Gästen ergieng, die ein Herr zu einem großen Gastmahle eingeladen hatte; sie kamen nicht und entschuldigten sich unter allerlei leeren Vorwänden zeitlicher Geschäfte; das Gastmahl wurde also armen, preßhaften Menschen zu Theil. Der zu irdische Sinn hielt die Gäste vom Gastmahle ab; der hält auch viele Juden von der Annahme meiner Religion zurück.

Ist dieß nicht auch jetzt noch bei vielen Menschen der Fall? Ist der Weltsinn nicht oft die Ursache, daß das Christenthum so wenig Früchte bringt? Welche Schande! Wohlan man höre!

1) Was ist Weltsinn?
2) Wie schändlich ist derselbe?

1) Der Christ, der seiner Religion nicht pünktlich nachlebt, hat keine Entschuldigung vor Gott; denn es stehen ihm Mittel und Wege genug zu Gebote, sich ächte Kenntniß von den Grundlehren der Religion zu verschaffen; und die Befolgung derselben

steigt

steigt auch nicht über seine Kräfte. Jesus sagt Math. XI. 30.: „Meine Lehre ist süß und leicht.“ Und doch übt er sie oft so schlecht aus! Was ist die Ursache? Sein Weltsinn und worin besteht dieser? Soll der Christ gegen die irdischen Güther ganz gleichgültig seyn, oder sie gar verachten? Soll er in Wüsten und Einöden leben, wo kein Blümchen sein Auge erquickt? Soll er sich durch einen auffallenden und an sich unbedeutenden Unterschied in der Lebensweise, in Kleidung, im äußern Betragen und in andern geringen Dingen der Welt zum Gelächter hinstellen? Nein; das alles verlangt das ächte Christenthum nicht; der Diener desselben darf und soll irdische Güther besitzen; und durch einen weisen und mäßigen Gebrauch desselben, sich das Leben froh und vergnügt machen; er darf auch die unschuldigen Gebräuche und Gewohnheiten der Welt mitmachen; er soll kein einfältiger Sonderling — er soll ein ordentlicher Mensch seyn. —

Was ist also der für einen Christen so unwürdige und strafbare Weltsinn? Es giebt Menschen, denen die Erde der einzige Himmel nach Geschmack und Wunsch ist. Der Erwerb irdischer Güther ist das allgemeine Ziel, um welches sich all' ihr Bemühen und alle ihre Sorgen drehen; in ihrem Besitze und Genusse finden sie allein die wahre Glückseligkeit. Stehen ihnen alle Arten von Freuden nach Gefallen zu Gebote, können sie einen recht blendenden Glanz von Ehre und Ansehen um sich werfen, ist ihnen das

Glück bei allen ihren, auf sinnlichen Genuß abzweckenden Unternehmungen günstig: so sind alle ihre Wünsche erfüllt; sie sind die Glücklichsten auf der Erde. Bleibt ihnen hie und da noch etwas zu hoffen übrig, so strengen sie alle Kräfte an, und bieten alle Kunstgriffe auf, um zum gewünschten Ziele zu kommen. Sich dabei über Menschen und Gottesgesetze hinweg zu setzen, macht ihnen gar kein Bedenken, wenn es nur die Klugheit gestattet. Können sie reicher werden, müssen aber dabei ihre Mitmenschen leiden, ist es nur durch Lügen und Betrügen, oder durch andere Ungerechtigkeiten möglich, ihre Habsucht muß befriediget werden. Ladet sie eine neue Freude zum Genusse ein, und es rufen sie auf der andern Seite ihre Standespflichten zur Arbeit: die letzten werden nicht gehört. Sehen sie einen neuen Schimmer von Ehre, sie haschen darnach, wie das Kind nach dem Lichte, und denken so wenig an die Niederträchtigkeit, die sie dabei begehen, als jenes an das Verbrennen seiner Hände. So leben sie dann im Taumel ihrer Leidenschaften fort, und kommen selten zum rechten Bewußtseyn ihrer selbst. Erwachen sie einmal aus dem Rausche ihres sinnlichen Genusses, ruft ihnen eine Stimme im Innern zu: Das Ebenbild Gottes, das sie an sich tragen, doch nicht ganz zu verlöschen, sie sind ganz taub; sie machen vielleicht das Aeußere der Religion mit, und das ist ihnen genug. — Solche Menschen sind nun die sogenannten Weltmenschen; diese haben jenen Weltsinn, der in doppelter Hinsicht schändlich ist.

2) Der

2) Der Weltsinn ist schändlich a) weil er mit der Würde und Bestimmung des Menschen und Christen im Widerspruche steht; b) weil er zum Verderben führt.

a) Der Mensch ist das erste und vornehmste Geschöpf Gottes auf der ganzen Erde; er ist zum Herren über die Fische im Meere, über die Vögel der Luft, und über die Thiere der Erde gesetzt. Was giebt ihm aber diesen viel bedeutenden Vorzug? Die Vernunft. Nach seiner körperlichen Natur gehört er zur Klasse der Thiere; nach seiner geistigen aber reicht er bis zur Gottheit hin. — Allein, so wie das beste Gold keinen Werth hat, wenn es nicht dazu gebraucht wird, wozu es die Menschen bestimmt haben: so hat auch jener Vorzug des Menschen keinen Werth, wenn ihn dieser nicht dazu anwendet, weswegen er ihm ist von Gott gegeben worden. Will er also diesen Vorzug behaupten: so muß er sich vor den Thieren auszeichnen, und wodurch? Daß er nicht, wie diese, blos nach sinnlichen Trieben, sondern nach den Gesetzen seine Vernunft lebe. Was befiehlt aber diese? Sie hält ihm die Tugend als sein erstes und letztes Ziel vor, und weiset ihn an, sich demselben immer mehr zu nähern.

Welche Schande ist es sohin für den Menschen, wenn er sich vom Weltsinne anstecken läßt, sein höchstes Guth aus den Augen verliert, und Scheingüthern nachhaschet? Sein Blick sollte so weit rei-

chen, und er ist, wie des Thieres seiner, blos auf die Gegenwart geheftet! Er lebt nur, wie dieses, um zu leben, und kennt, wie dieses, keine andere Glückseligkeit, als seine Triebe zu befriedigen.

Allein er ist nicht blos Mensch, er ist auch Christ; als solcher erkennt er die Vorschriften der Vernunft auch als den Willen Gottes, der ihm durch Jesus geoffenbaret worden ist. Ist er folglich nicht um so strafbarer, wenn er dem Weltsinn huldiget? Er hört sich vom Sohne Gottes zurufen: Strebe zuerst nach Wahrheit und Tugend, und sey nicht so bekümmert um das Zeitliche! und doch handelt er gerade verkehrt; befriediget erst seine sinnlichen Wünsche, und wenn er dann noch etwas Zeit hat, hört er gleichwol auch die Befehle der christlichen Tugend an, und befolget sie zur Noth, wenn sie anders nicht zu schwer sind. Er wird von Jesus aufgefodert, so vollkommen zu werden, wie sein himmlischer Vater, und er wird durch Unmäßigkeit und Unersättlichkeit dem Thiere immer ähnlicher. Der Himmel wird ihm als sein wahres Vaterland gezeigt, und ihm ist dasselbe schon die Erde.

b) „Um Goldes willen kamen schon viele zum Falle, und sahen ihren Untergang vor Augen." So spricht Sir. XXXI. 6. von der Geldgierde, und das nämliche gilt überhaupt von dem unmäßigen Streben nach zeitlichen Gütern. Menschen, denen Reichthum, Ehre und die sinnlichen Freuden die Abgötter sind, wel-

welchen sie stets huldigen, sind wirklich Feinde ihrer eigenen und anderer Glückseligkeit. — Stete Zufriedenheit mit seiner gegenwärtigen Lage, ist der Hauptbestandtheil der menschlichen Glückseligkeit auf dieser Erde; und fehlt diese nicht dem Weltmenschen gänzlich? Sie werden im ewigen Wirbel von Sorgen, Aengsten und Hoffnungen der irdischen Güther wegen herumgetrieben, ihr Durst darnach wird niemals gestillt: er wird im Gegentheil immer brennender; es ist keine Art von Bequemlichkeit, Kurzweil und Freude, wornach sie nicht mit Heißhunger schnappen. Welches sind aber oft die Folgen dieses thörigten Haschens nach den Erdgüthern? Mißmuth, wegen der vereitelten Hoffnungen und Unternehmungen; Armuth, wegen Verschwendung; Krankheit und gar oft ein frühzeitiger Tod, wegen Unmäßigkeit im Genusse der sinnlichen Vergnügungen, Verlust der ewigen Glückseligkeit.

Allein es ist nicht genug, daß der Weltmensch nur sich unglücklich macht, er bereitet auch seinen Nebenmenschen Verderben. Gerechtigkeit, Treue, Wahrhaftigkeit und Nächstenliebe, hält er nur so lange heilig, als diese Tugenden seinem Weltsinne nicht entgegen sind; im entgegengesetzten Falle, ist er unverschämt genug, dieselben mit Füßen zu treten. Ruft ihm eine Freude, er genießet sie, und hört nicht auf das Jammern und Flehen jenes Menschen, der dabei leiden muß. Leuchtet ihm ein neuer Schimmer von Ehre, kann er ihn aber nicht ohne Ränke, ohne den Sturz seines Mitbruders erhalten, das Hände-

ringen, die Bitten und Thränen des letzten sind umsonst; er muß ihm Platz machen. Winkt ihm ein großer Gewinn, hängt aber an demselben der Schweiß und das Blut seiner Mitmenschen; er verschlingt ihn ganz kaltblütig.

Möchte doch der Geist der Religion Jesu solche Weltmenschen beseelen, und ihren niedrigen Weltsinn in einen vernünftigen himmlischen Sinn umwandeln!

Am dritten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt auch Sünder in seine Gesellschaft auf, und ißt mit ihnen. Luk. XV. 2.

Die Pharisäer wandten alle Kunstgriffe an, dem Heilande das Ansehen zu rauben, in welches er sich bei vielen seiner Landesleute durch seine himmlische Lehre und seine menschenfreundlichen Handlungen gesetzt hatte. Da sie ihn wegen seiner Lehre nicht verdäch-

dächtig machen konnten: so suchten sie das Volk zu überreden, daß er nothwendigerweise ein verdorbner und böser Mensch seyn müsse, weil er mit Unreinen, mit Sündern umgehe, mit ihnen esse und sogar ihr Lehrer sey. Aber auch dießmal kamen sie übel weg. Jesus rechtfertigte sich sehr schön dadurch, daß er im Gleichnisse vom verlornen Schaafe und von der ververlornen Münze zeigte, daß es sein Beruf mit sich bringe, die Sünder zu bekehren; daß er überdieß nicht anders, als durch Belehrung, durch einen tugendhaften Umgang und durch väterliche Herablassung zu denselben, wirken könne. Dadurch beschämte er zugleich den übertriebenen Abscheu der Pharisäer vor dem Umgange mit Sündern; weil er blos Gleisnerei war, und von Aberglauben, Stolz und Lieblosigkeit herkam.

Es mag seyn, daß es auch jetzt noch Christen giebt, welche, wie die Pharisäer und vielleicht aus den nämlichen Gründen, so schüchtern und ängstlich im Betreff des Umganges mit bösen Menschen sind. Allein die Zahl jener, welche in diesem Stücke zu leichtsinnig und sorgenlos sind, wird noch größer seyn Zu ihrer Belehrung kann die Beantwortung folgender Frage dienen:

Wie gefährlich ist der Umgang mit bösen Menschen?

Der Mensch ahmt von Natur aus gerne nach, und nimmt die Neigungen und Gesinnungen jener,

mit denen er Umgang pfleget, unvermerkt an. Dieß ist eine Wahrheit, welche von der Erfahrung hinlänglich bestätigt wird; Sirach sagt schon XIII. 1. „Wer sich mit Pech bemengt, wird schmutzig; wer mit dem Stolzen umgeht, wird ihm gleich." Es beweißet freilich immer Schwachheit, wenn der Mensch in seinen Gesinnungen und Grundsätzen, von deren Wahrheit und Güte er sich einmal überzeuget hat, wie ein schwankendes Rohr ist, das der geringste Windstoß hin- und hertreibt; denn der Vernünftige sollte sich eigentlich gar nicht durch Beispiele bestimmen lassen; er sollte in seiner Ueberzeugung fest und unerschütterlich seyn; das Kind ahmt ja nur am meisten nach. Allein hier muß man mit Sirach XXXI. 9. ausrufen: „Wo ist dieser Vernünftige? Lasset uns ihn selig preisen, denn er that unter seinem Volke Wunder." Die meisten Menschen werden das, was sie sind, durch Nachahmung fremder Beispiele. Salomo hat also recht, wenn er Sprüchw. XIII. 20. sagt: „Im Umgange mit Weisen wird man weise; im Umgange mit Thoren wird man selbst ein Thor." Wer mag folglich die Gefahr des Umganges mit bösen Menschen noch läugnen? Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß manche körperliche Krankheiten ansteckend sind; das sind auch gewisse Meinungen und Handlungen, wenn sie auch der Wahrheit und Tugend noch so widersprechend sind. Der Mensch ist von Natur aus mehr zum Bösen, als zum Guten geneigt; denn das letzte kostet oft Anstrengung und Ueberwindung, und diese scheuet er im

Durch-

Durchschnitte; er genießet sein Stückchen Brod lieber in Ruhe und Bequemlichkeit, als bei Mühe und Arbeit. Kommt er also in die Gesellschaft böser Menschen, und hört ihre Gesinnungen und Grundsätze, welche der Sinnlichkeit sehr schmeicheln, und die jene, als die einzig wahren, nicht genug anrühmen können; wie leicht wird er die ihm von Aeltern und andern Erziehern beigebrachte Lehren, welche zu befolgen, es ihm oft schon so schwer geworden ist, gegen jene seiner Kameraden vertauschen?

Wird gleichwol sein noch keusches und sittsames Ohr Anfangs durch Schandreden beleidiget; man lacht ihn aus, und er läßt sich nicht oft auslachen; er hört gerne zu, er giebt schon Beifall; und er macht endlich auch mit. Da heißt dann der Gottesfürchtige ein Betbruder; der Wahrheitsliebende, der Redliche, ein Scrupuland, ein Einfältiger; der Friedsame, eine feige Memme; der Mitleidige, ein Schwärmer; der Keusche, ein Thor, der sein Leben nicht zu genießen weiß. Alle diese Verläumdungen glaubt man gerne, und nach und nach sieht man vollends alles, was man zuvor für heilig hielt, gleichgültig an.

Allein es bleibt nicht blos bei Gesinnungen, Grundsätzen, Worten und Gesprächen, man richtet darnach auch seine ganze Lebensweise ein; man handelt auch, wie die bösen Gesellen. Sträubet sich auch noch hie und da das noch nicht ganz abgestumpfte Gewissen, fürchtet man vielleicht noch die üblen

Fol-

Folgen der geänderten Denk- und Handlungsweise: die bösen Kameraden zeigen nur ihre glänzende und glückliche Seite; das Gewissen muß folglich verstummen, die Furcht verschwinden, und man geht den vorgezeichneten Weg, in der festen Ueberzeugung, daß er zur wahren Glückseligkeit führe. Es kommt freilich die Zeit, wo man das Verderben seiner Gesinnungen und Handlungen mit hellen Augen sieht; das Laster rächet sich selbst; verschiedene Leiden und Unglücksfälle beweisen, daß wir auf dem unrechten Wege zu unserm Heile sind; allein solche Erinnerungen sind oft zu spät; wir sind entweder schon als Opfer unserer jugendlichen Unbesonnenheit und Unklugheit gefallen, oder sind dem Falle unvermeidlich ausgesetzt, und es ist keine Hülfe und Rettung mehr möglich. — Sehen wir uns ein wenig bei den Menschen um: so werden wir uns von dieser Wahrheit durch die Erfahrung genug überzeugen können. 2. Sam. III. 1 — 6. 2. Chron. XXIV. 17 — 21. Mancher Jüngling trauert jetzt im Stillen über das Elend, welches er sich im Umgange mit bösen Menschen zuzog; er wuchs, gleich einem Bäumchen, das der Gärtner mit sorgfältiger Hand pfleget, zur Freude seiner Aeltern, und aller, die ihn kannten, heran; aber nun ist er verwelket; Todtenblässe bedecket sein ganzes Gesichte, das Mark in seinen Gebeinen ist verdorrt, und er wankt vor der Zeit dem finstern Grabe zu. Mancher Greiß beweint vielleicht in diesem Augenblick seine in der Gesellschaft mit verdorbenen Menschen übel zugebrachten Jugendjahre, er

würde

würde sie gerne wieder herbeirufen, um sie besser zu verwenden, allein es ist unmöglich; er hat z. B. in der Jugend unmäßiges Trinken, Spielen gelernt, nun ist er arm, und muß seine alten Tage im Elende zubringen. Und wie manche Tochter ist durch Unvorsichtigkeit im Umgange mit dem andern Geschlechte der Schandfleck ihrer Familie geworden? Doch genug hiervon; die angeführten Beispiele können hinlänglich beweisen, wie gefährlich der Umgang mit bösen Menschen sey.

Wie soll sich also der Christ in Rücksicht des Umganges mit verdorbenen Menschen verhalten? Soll er diesen ganz meiden? Oder wie kann er sich denselben für Herz und Kopf unschädlich machen? Diese wichtigen Fragen werden zu einer andern Zeit beantwortet werden.

Am vierten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Luk. V. 5.

Jesus war schon beim Volke als Wunderthäter, als Lehrer und Prophet bekannt; aber er hatte noch keine

ne eigentliche Gehülfen. Auch diese erhält er heute.

Das Volk hatte sich gerade in großer Menge zu ihm gedrängt, als er am See Genezareth stand, um göttliche Wahrheiten zu lehren. Um allen verständlich zu werden, stieg er in ein Schiff, ließ es ein wenig vom Lande abstoßen, und lehrte aus demselben. Als er seinen Unterricht vollendet hatte, rieth er dem Fischer Simeon, auf sein Wort das Netz nochmals auszuwerfen, wenn er gleichwohl die ganze Nacht fruchtlos gearbeitet habe. Er that es, und der Zug war so glücklich, daß zwei Schiffe bis zum Versinken voll Fische wurden. — Man denke sich da die Verwunderung der Fischer Simon, Jacobus und Johannes! Was war mehr nöthig, um sie zu überzeugen, daß Jesus der verheißene Messias sey? Mit Freude ließen sie nun auch gleich alles zurücke, und folgten Jesus nach.

Der Heiland hatte nun drei Schüler, die ausharrend und unverdrossen in der Arbeit waren; dieß hatten sie ja so eben bei ihrem Fischergewerbe gezeiget. — Möchten jene Christen, die in Erfüllung ihrer Berufsarbeiten so wenig anhaltenden Eifer haben und gleich verdrüßlich werden, wenn ihnen dieselben nicht immer nach Wunsch von statten gehen, ein beschämendes Beispiel an den drei Fischern nehmen! Vielleicht belehrt sie die Beantwortung folgender Frage eines Bessern:

Was kann und soll dem Christen beim Mißlingen seiner Berufsarbeiten trösten?

Jeder Mensch sucht bei seinen Arbeiten einen gewissen Zweck zu erreichen. Der Landmann bearbeitet sein Feld bei der größten Sonnenhitze, um eine reiche Erndte zu gewinnen; der Soldat wagt im Kriege das Leben, um sein Glück zu machen; der Handelsmann schifft in fremde Welttheile, um reich zu werden. — Der Vortheil ist also das allgemeine Triebrad der Thätigkeit und Arbeitsamkeit; fehlt dieser, so legt man lieber die Hände ruhig in den Schoos. Da hört man manche Menschen klagen: Was hilft uns der noch so fleißige Anbau unserer Felder, Gärten und Weinberge! Wenn wir auch die besten Aussichten auf eine glückliche Erndte hatten, was wars! Ein einziger Tag hatte alle unsere Arbeiten und Hoffnungen zerstöret; wie kann es nun einem freuen, fernerhin zu arbeiten! Dort giebt es Aeltern, die sich nicht mehr um die Erziehung ihrer Kinder bekümmern wollen, weil alles nichts bei ihnen fruchten will. Hier seufzen und jammern Unglückliche in träger Unthätigkeit, und glauben an keine Hülfe und Rettung mehr. — Aber sollten diese Menschen nicht alle fehlen? Gewiß, und warum? 1) **Weil der Christ mit allen seinen Handlungen zufrieden seyn soll, wenn er sich das Zeugniß geben kann, seine Pflicht gethan zu haben; 2) weil der Erfolg seiner**

ner Arbeiten ein anderes Mal besser seyn kann; 3) weil ein gewissenhafter Arbeiter seinen ohnfehlbaren Lohn in einer bessern Welt zu erwarten hat.

a) Der Mensch ist zur Arbeit geboren, das beweiset die Einrichtung der Natur, die uns ihre Gaben ohne unsere Mitwürkung gar nicht, oder sehr kärglich reichet; und das beweisen auch die mannigfaltigen Körper- und Geisteskräfte, welche wir vom Schöpfer erhalten haben. Daher sagt auch Salomo Sprüchw. XXVIII. 19. „Wer sein Feld bearbeitet, hat zu leben; wer aber dem Müßiggange nachgehet, muß darben.“ Allein die Pflicht zu arbeiten, wird für den Menschen noch weit umfassender, wenn er in Gesellschaft mit andern lebt; da öffnet sich ihm ein ganz neuer Wirkungskreis; er hat dann nicht nur für sich, sondern auch für andere zu arbeiten. Da legen ihm bald die Pflichten des Ehestandes, bald jene des Vaters, bald die Pflichten des Vorgesetzten, bald jene des Untergebenen, besondere Arbeiten auf; wohl ihm, wenn er in ihrer Verrichtung allezeit glücklich ist! Allein da findet er oft unübersteigbare Hindernisse; bald sind es die Schranken seiner eigenen Kräfte, bald das Unglück, bald der böse Wille anderer Menschen. Soll er aber deswegen muthlos werden, und untröstlich seyn? Der Vernünftige läßt den Stein liegen, den er nicht heben kann, und macht sich deswegen keine Vorwürfe; denn es fehlt ihm nicht an guten Willen, sondern nur an Kräften, und diese kann er nicht nach Belieben verstärken.

So soll es auch der Christ beim Mißlingen seiner Berufsarbeiten machen; er soll da den Muth nicht sinken lassen, die Hände in den Schooß legen, und die Zeit mit lauter Klagen über Unglück, Bosheit und Schwachheit der menschlichen Natur zubringen; sondern soll sich mit dem süßen Bewußtseyn trösten, daß er seine Schuldigkeit gethan habe, und daß Gott und die Menschen nicht mehr fordern können. —

b) Hätte Petrus durch sein fruchtloses nächtliches Arbeiten verdrüßlich gemacht, alle Hoffnung aufgegeben, ein andermal glücklicher zu seyn, er würde das Netz nicht wieder ausgeworfen, und folglich den reichen Fischfang nicht gethan haben.

Was kann den Landmann Muth und Stärke geben, daß er seine mit so vielem sauren Schweiße verbundene Arbeit nicht scheuet, wenn gleich mehrere Mißjahre auf einander gefolgt sind? Die Hoffnung, daß ihn ein recht gutes Jahr wieder schadlos halten werde. Gelingt dem Künstler die Arbeit das erstemal nicht, soll er deswegen verzweifeln, und die Arbeit aus Unwillen aufgeben? Er muß auf neue Kunstgriffe sinnen; muß neue Versuche machen, und er wird glücklicher seyn. O wie viele schöne und edle Handlungen, nützliche Unternehmungen und wohlthätige Anstalten würden unterbleiben, wenn die Hoffnung nicht wäre, die im Wege stehenden Hindernisse doch noch überwinden zu können!

Ja diese Hoffnung muß dem Menschen stets frisch beleben, das Mißlingen seiner Berufsarbeiten nicht zu achten, sondern seinen Eifer in Erfüllung desselben unermüdet fortzusetzen. Möchte er z. B. seine irrenden Brüder zurechte weisen; ist ihm aber der erste Versuch schon fehlgeschlagen; er soll nur seinen Eifer, gepaart mit der nöthigen Klugheit, Schonung und Liebe, fortsetzen, und er wird seinen Zweck erreichen. Will er einem Unglücklichen helfen, will er seine Kinder und Untergebenen zu guten, frohen und zufriedenen Menschen bilden, und er findet viele und große Schwierigkeiten, er soll günstigere Umstände und Zeiten abwarten, und sein Bemühen wird ihm gelingen.

c) Das Leben des Menschen auf der Erde ist kurz; aber mit dem Ende desselben hört sein Daseyn nicht auf, sein Geist fliegt in die andere Welt, um ewig fortzuleben. Hier auf der Erde, ist nach der Sprache des Apostel Paulus, die Aussaat; dort im Himmel die Erndte. Gal. VI. 9. sagt er: Lasset uns im Gutesthun nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch dafür hinlänglich belohnt." Was kann der Christ, der den besten Willen hat, und auch seine Kräfte bestmöglichst anstrenget, seine Berufsgeschäfte zu thun; was kann er für einen bessern Trost haben, wenn ihm dieselben nichtsdestoweniger nicht gelingen? Nicht einmal das in Staub zerfallene Würmchen geht ganz zu Grunde; es dienet wenigstens einem Gräschen zur Nahrung; wie

ist es zu denken, daß der Saame des Guten, den der Mensch auf der Erde ausstreuet, dessen Früchte er aber nicht erleben kann, in Nichts zerfallen werde? Nein, Gott ist der allmächtige Regierer der ganzen Natur, er ist auch der Vollender alles Guten.

Sey also nur getrost, du guter Christ! höre auf über das Mißlingen deiner Berufsgeschäfte zu weinen; dein guter Wille, dein feuriger Eifer in Erfüllung aller deiner Pflichten, wird dir in einer bessern Welt belohnet werden! Laß dir nicht bange seyn, daß deine guten Bemühungen fruchtlos bleiben werden; Gott der Allmächtige wird sie gewiß noch segnen. Ihr Hausväter und Hausmütter! hilft euch all' euer Fleiß, Vorsicht und Sparsamkeit nichts; ist in allen euren Unternehmungen kein Gedeihen; werdet nicht kleinmüthig, arbeitet fort, und hoffet auf ein besseres Glück. Ihr Aeltern! gebet das heilige Werk der Erziehung eurer Kinder nicht auf, wenn es euch auch oft schwer wird und wenig Früchte verspricht, verdoppelt nur euren Eifer, versuchet andere Mittel und es wird besser werden. Ihr Vorgesetzten! verkennet man eure wohlthätigen Absichten, suchet man dieselben aus Blindheit auf alle mögliche Weise zu vereiteln: lasset euch dadurch nicht abschrecken, die wohlthätigen Väter eurer Untergebenen zu seyn und zu bleiben, und seyd versichert, die Zeit wird kommen, wo diesen die Augen aufgehen und sie dann eure Hände, die sie jetzt verfluchen, segnen werden, und sollte

dieß auch nicht eintreffen; so tröstet euch mit dem Bewußtseyn, eure Schuldigkeit gethan zu haben, und mit dem unfehlbaren Lohne in der Ewigkeit.

Am fünften Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Wenn du deine Opfergabe bereits zum Altare gebracht hast, und dir dort einfällt, daß dein Bruder etwas wider dich habe; so laß deine Gabe vor dem Altare stehen, und gehe hin, und versöhne dich zuvor mit deinem Bruder. Alsdann komm wieder und entrichte dein Opfer. Math. V. 23. 24.

Das heutige Evangelium ist ein Stück der berühmten Bergrede, die Jesus gleich im Anfange seines Lehramtes hielt, und worin er eine entscheidende Erklärung giebt, welches der Zweck seiner Sendung sey; worauf sich eigentlich seine neue Lehre gründe, und wie sie sich von der jüdischen unterscheide. Er verwirft heute die Tugend der Pharisäer und Schriftgelehrten geradezu als unvereinbar mit seiner Lehre, warum?

Er zerstöhrt auch den Wahn der Juden, als sey durch das Gebot „Du sollst nicht tödten" blos der

körperliche Todtschlag verboten; und sagt ihnen ganz deutlich, daß es nach seiner Lehre schon höchst strafwürdig sey, seinen Mitbruder durch Schimpfworte zu beleidigen; ja er verwirft sogar jedes Opfer, als Gott mißfällig, das man mit einem feindseligen Herzen darbringe, und empfiehlt baldmöglichste Aussöhnung mit seinem Feinde. Welch eine schöne und wichtige Lehre! Möchten doch dieselbe endlich einmal jene Christen wohl beherzigen, die so oft beten: „Vergieb uns unsere Schulden; so wie auch wir vergeben unsern Schuldigern;" und doch so wenig von wahrer Aussöhnung mit ihren Feinden wissen wollen! Ist es ihnen Ernst, sich in diesem Stücke einmal zu bessern; so mögen sie die Beantwortung folgender Frage wohl zu Gemüthe führen:

Was muß der Christ thun, der sich ernstlich mit seinen Feinden aussöhnen will?

Das gesellschaftliche Leben, ist ein angenehmes Leben, wenn die Glieder desselben stets Eintracht, Friede und Liebe untereinander beobachten; da ist kein Trauriger, der nicht Trost, kein Unglücklicher, der nicht Hülfe findet; kein Glücklicher und Froher, der nicht sein Glück und seine Freude auch Andern mittheilet. Aber wo ist eine solche Gesellschaft anzutreffen? Die Menschen, die Thoren machen sich dieselbe durch ihren Stolz, Geitz und Habsucht selbst

unmöglich! ja, diese Leidenschaften trennen nur zu oft das Band der Einigkeit und Liebe, und verursachen Haß und Feindschaft, Kränkungen und Verfolgungen. Da hört man oft nichts als Klagen über Lieblosigkeiten, begegnet man sich auf dem Wege, man grüsset und siehet einander gar nicht an; bietet sich eine bequeme Gelegenheit dar, einander wehe zu thun, man ergreift sie mit Freude; und so folget dann Beleidigung auf Beleidigung, bis endlich dem einen Theile die Augen über sein thörichtes und unchristliches Leben aufgehen; und er Aussöhnung wünschet. Allein zum Unglück weiß er oft den rechten Weg nicht einzuschlagen! welcher ist es?

Man muß 1) unpartheiisch untersuchen, wodurch man sich die Feindschaft eines andern zugezogen habe, und die Ursache derselben zu entfernen suchen; 2) darf man den Aufhetzern kein Gehör geben.

a) will der Arzt eine Krankheit heilen: so muß er zuerst ihre Ursachen kennen lernen. Das nämliche muß jener thun, der sich mit seinem Feinde aussöhnen will; er muß unpartheiisch prüfen, ob und wie er dessen Feindschaft verschuldet habe. Findet er sich unschuldig; ist er sich keiner Rede, und keiner Handlung bewußt, wodurch er den andern beleidiget habe; merket er, daß blos Mißverständniß oder die Bosheit eines

eines Dritten die Ursache der Feindschaft sey; so muß ihn das freilich schmerzen. Allein dieses Schmerzgefühl muß er besiegen, und auf Mittel und Wege sinnen, wie er seine Unschuld darthun wolle. Er darf nicht denken: Mein Gegner hat mich beleidiget; er muß den Anfang zur Versöhnung machen; dadurch würde er das Feuer der Feindschaft nur immer länger unterhalten. nein, er muß hingehen zu seinem Feinde, und ihn aufzuklären suchen. Gelingt es ihm aber auf diesem Wege nicht, seinen Feind wieder zu gewinnen; fährt er in seiner Bosheit fort: was ist zu thun? Man soll den Rath des Apostels Paulus Röm. XII. 20 befolgen; „Hungert es deinen Feind; o speise ihn; hat er Durst, so tränke ihn; dadurch wirst du feurige Kohlen auf seinem Haupte sammeln;“ und sich gegen seine boshaften Anfälle mit Weisheit und Klugheit schützen. Wird aber durch eine solche liebreiche Behandlung die Bosheit des Feindes nicht befördert? Gewiß nicht; im Gegentheile wird die Bosheit des Feindes durch hartnäckigen Haß nnd Rachsucht auf tausendfache Weise gereitzet und vergrössert; durch großmüthige Schonuug, aber am sichersten nach und nach bekämpfet. Auch das größte Feuer geht aus Mangel an Nahrung allmählich aus.

Allein was ist zu thun, wenn man sich durch eigene Schuld, durch Unvorsichtigkeiten oder durch absichtliche Beleidigungen einen Feind gemacht hat? Man muß seine Fehler erkennen, bereuen und ver-

bessern; man muß folglich die Beleidigungen zuerst einstellen: denn dieselben fortsetzen, hieß: Oel ins Feuer gießen; man muß das Betragen Jacobs gegen seinen Bruder Esau nachahmen, und demnach hin zu seinem Feinde gehen; ihm die Versöhnungshand reichen, und ihm angeloben, gut mit ihm zu seyn, und ihn für die zugefügte Beleidigungen durch freundschaftliche Dienste und Gefälligkeiten schadlos zu halten. Glaubt man aber, auf diese Weise die Versöhnung nicht bewirken zu können; hält mans für gefährlich, seinem Feinde ohne alle Vorbereitung unter die Augen zu treten, so soll man ihm durch dessen Freunde die Umänderung seiner Gesinnungen und Handlungen, und die Bereitwilligkeit zur Aussöhnung wissen lassen, und auch gleich anfangen, durch Leistung einiger Liebesdienste, Proben seines guten Herzens an den Tag zu legen. Hat man ihm vielleicht durch Verläumdung an seiner Ehre, oder durch Falschheit und Betrug an seinem Vermögen Schaden zugefüget; so soll man denselben baldmöglichst wieder gut zu machen suchen.

b) Wem es wahrer Ernst ist, sich mit seinem Feinde auszusöhnen, muß sich vorzüglich vor dreierlei Klassen von Menschen hüten. Es giebt nähmlich erstens, Menschen, die ihre größte Freude daran haben, wenn andere sich durch Haß und Feindschaft gleichsam aufreiben. Sie sind es, die durch ihre boshaften Reden die Gemüther ihrer Mitbrüder immer zu verbittern suchen, und durch ihre Schwätzerei

reien, Nachbarn gegen Nachbarn; Eheleute gegen Eheleute, Kinder gegen Aeltern, Familien gegen Familien aufhetzen, und in immerwährender Uneinigkeit zu erhalten suchen. Wer diesen schadenfrohen Menschen Gehör giebt, wird niemals zur Aussöhnung mit seinem Feinde gelangen. Bald schildern sie die Schande, nachgiebig zu seyn, und nennen großmüthige Schonung, Schwäche, Muthlosigkeit und Feigheit; bald suchen sie durch die Drohungen, die unser Feind gegen uns ausgestoßen haben soll, zu schrecken; bald ertheilen sie boshafte Anschläge, unserm Feinde zu schaden, und machen so das Feuer immer größer. — Die zweite Art solcher bösen Menschen sind die Schmeichler, welche uns nicht besser zu gefallen glauben, als wenn sie zum Nachtheile unsers Gegners reden. Wehe demjenigen, der so schwach ist, ihnen zu glauben! er wird stets in Haß und Feindschaft leben. Solche Menschen lassen uns den Zorn, den Haß und die Beleidigungen unsers Feindes immer durch ein Vergrößerungsglas sehen; sie können unsere Unschuld und gerechte Sache nicht genug erheben, und die Niederträchtigkeit und Bosheit unsers Gegners nicht genug herabsetzen; sie billigen und loben alle unsere Reden und Handlungen gegen unsere Feinde, seyen sie auch noch so unmenschlich. Wenn ich — ist ihre Sprache — so gekränket worden wäre, ich wüßte schon was ich thäte; meine ganze Rache sollte der Bösewicht fühlen müssen. —

Endlich giebt es noch eine andere Gattung von bösen Menschen, vor denen wir uns hüten müssen,

wenn wir zur Aussöhnung gelangen wollen; es sind jene; welche gegen unsern Feind selbst aufgebracht sind, und uns gerne als Werkzeuge ihrer Rache brauchen möchten. Sie fühlen sich entweder zu schwach ihren Feind nach Herzenslust zu kränken und zu stürzen; oder es bietet sich ihnen dazu keine bequeme Gelegenheit dar. Sie stecken sich also hinter uns; stellen unsern Feind, recht schwarz uud gefährlich dar, und wissen immer neue und größere Beweise von seinen boshaften Anschlägen auf unser Glück und unsere Ruhe beizubringen. Sind wir geneigt, unserm Gegner die Hand zur Versöhnung zu reichen, und jene böse Menschen erfahren es; so kommen sie athemlos zu uns geeilt, und entdecken uns, als das größte Geheimniß mit der Miene der aufrichtigsten Freundschaft, einen neuen Plan unsers Feindes, zu unserm Verderben angelegt, und so ruhen sie nicht, bis sie durch uns ihre teuflische Absicht erreichet haben. —

Am sechsten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Ich bedaure diese Menschen, sie halten schon drei Tage bei mir aus, und haben nichts zu essen. Marc. VIII. 2.

Der Heiland zeigt sich schon wieder auf eine recht auffallende Weise als den erhabensten Menschenfreund.

Kaum

Kaum war er von den Gränzen Tyrus und Sidons am Galiläischen Meere zurückgekommen: so heilte er schon wieder einen Taubstummen und verschiedene andere Kranken. Er begab sich darauf einige Tage in die Einsamkeit, um vielleicht von seiner gemachten Reise auszuruhen. Allein auch hier wußten ihn die Menschen, die ihn schätzten und liebten, zu finden. Es versammelte sich nach und nach eine große Menge aus den entferntesten Gegenden, theils um seine Lehre zu hören, theils um Wohlthaten von ihm zu erhalten. Schon war es der dritte Tag, wo diese guten Menschen bei Jesus waren, und derselbe wollte nun seinen Unterricht schließen und sie entlassen. Allein sie hatten nichts mehr zu essen. Der Heiland wußte dieß, er hatte Mitleid mit ihnen, und konnte es nicht über sein menschenfreundliches Herz bringen, dieselben hungrig nach Hause gehen zu lassen. Was that er? Er speißte sie durch seine Wunderkraft und entließ sie; da er ihnen einen neuen Beweiß von der Wohlthätigkeit und Göttlichkeit seines Berufes gegeben hatte.

Wer kann das edle Herz Jesu, das so voll von wahrem Mitleide gegen nothleidende Menschen war, genug rühmen? Schäme dich Christ, der du dich seinen Schüler nennest, und doch so unempfindlich gegen die Noth deiner Mitbrüder bist! Zu deiner Besserung höre:

Wie groß die Pflicht ist, die Armen zu unterstützen.

Die Menschen können nicht alle gleich viele Güther besitzen. Der Gesunde und Starke kann mehr erwerben, als der Kränkliche und Schwache; der Geschickte und Verständige wieder mehr, als der Ungeschickte und Unverständige; und machen nicht auch Unglücksfälle, ja sogar die Menschen selbst, durch Neid und Habsucht in diesem Stücke eine Gleichheit unmöglich? Wohl dem Menschengeschlechte, wenn diese Ungleichheit nur nicht oft so groß wäre, daß manche im Ueberfluß schwelgten, da andere nicht einmal die dringendsten Bedürfnisse der Natur befriedigen können! Doch auch für diese muß gesorget werden, sie sind die wahren Armen; seyen sie es aus Schuld oder Unschuld; das fordert 1) die Menschlichkeit; 2) die Religion, und 3) das Wohl des Staates.

a) Wer sind denn die Armen? Sind sie nicht Menschen, wie wir? Sind sie nicht unsre Brüder? Haben wir nicht einen und den nämlichen Schöpfer? Ja, sie haben gleiche Bedürfnisse mit uns; sie haben Hunger und Durst; ihr Körper ist empfindlich gegen Kälte und Hitze; sie fühlen Wohlseyn und Schmerz; sie haben eine denkende Seele; Verstand und Vernunft; sie tragen das Bild der Gottheit an sich; sie sind zur Tugend und Glückseligkeit bestimmet, wie wir. Warum wollen wir sie ihrem traurigen Schicksale überlassen, und uns ihrer nicht nach Kräften annehmen? Mensch, schäme dich Mensch zu heißen, wenn du dieß vermagst. Du sorgest so ängstlich für

Sachen

Sachen, die dir Vergnügen machen, und für deine Brüder willst du nicht sorgen? Du pflegest und begießest die Blume, die dein Auge ergötzet, und deinen Geruch reitzet, so sorgfältig; du möchtest oft weinen, wenn dir die Witterung eine zerstöret, und du kannst deinen Bruder hngern sehen? Dich rühren seine Thränen, Seufzer und Klagen nicht, die ihm ein schmerzhaftes Krankenlager auspreßt? Du läßt ihn vergebens um Hülfe schreien, bis er seinen Schmerzen unterliegt? Dein Hausthier erhält zuerst von den Speisen, die auf deinen Tisch getragen werden, und dein Mitmensch liegt vor der Thüre und will vor Hunger verschmachten. Setze dich doch in die Lage deiner armen Mitbrüder, und bedenke und fühle, wie dir zu Muthe seyn würde? Und wer ist dir Bürge, daß dich nicht noch ein gleiches Schicksal treffen werde? Was du dir dann wünschen würdest; das thue auch jetzt du, sey menschlich, schätze, ehre und liebe die Armen als deine Mitmenschen, deine Brüder; und vergiß nicht, was Sal. Sprüch. XXI. 13. sagt: „Wer sein Ohr gegen das Geschrei des Armen verstopfet, wird nicht erhöret werden; wenn er einstens auch noch so sehr schreien wird."

b) Menschenliebe ist gleichsam die Seele unserer Religion; Johannes schreibt im 1. B. IV. 20. „Wer sagt, er liebe Gott, und haßt doch seinen Bruder, ist ein Lügner, denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet?" Und im 3. B. XVII. 18. heißt es: „Wer zeitlich

liche Güther hat, und seinen Bruder Noth leiden sieht, und nicht Mitleid mit ihm hat; wie kann man von diesem sagen, daß er Liebe zu Gott habe? Lasset uns also, meine Brüder, unsere Liebe nicht durch Worte, sondern durch Werke äußern."

Können wir an der großen Verbindlichkeit, unsere armen Mitbrüder nach Kräften zu unterstützen, noch zweifeln? Ist Gott nicht auch ihr gütiger und lieber Vater? Will er nicht, daß auch sie sich ihres Daseyns freuen sollen? Hat er denn die Güther der Erde nur für einen Theil der Menschen geschaffen? Nein, es ist sein ausdrücklicher Wille; daß alle Menschen an seiner Güte Theil haben sollen; wie kann dieß aber anders geschehen, als wenn die Bemittelten sich der Elenden und Dürftigen annehmen; wenn sie mit dem Hungrigen ihr Brod brechen; den Durstigen tränken, den Nakten kleiden, und jedem, der ihrer Hülfe bedürftig ist, wohlthun und mittheilen? Oder glauben vielleicht die Reichen, daß sie Gott deswegen so sehr segne, damit nur sie wohlleben könnten? Da irren sie sich sehr; sie sind blose Verwalter der ihnen anvertrauten Güther; wehe ihnen, wenn sie dieselben durch unnöthigen Aufwand verschwenden, und nicht zum nöthigen Unterhalte der Armen anwenden! Der Heiland wird sie einstens nicht fragen: habt ihr euch mit euerm Reichthum das Leben recht froh und vergnügt gemacht, sondern habt ihr damit der Noth eurer armen Mitbrüder gesteuert? Habt ihr euch damit Schätze gesammelt; welche der Rost

nicht

nicht frißt, die Motte nicht zernaget, und die Diebe nicht stehlen? Ich bin hungrig, durstig gewesen, und ihr habt mich nicht gesättiget.

c) Das Wohl des Staates besteht 1) in Ruhe, Einigkeit und Zufriedenheit der Bürger. Wehe aber demselben, wenn sich der Arme verlassen, verachtet, oder gar unterdrückt sieht. Er schreiet dann billiger Weise über Ungerechtigkeit; murret gegen die bestehenden Gesetze; setzt sich über dieselben hinweg, und sieht alle, die mehr, als er haben, mit neidischem Blicke an, und ist ihr ewiger geschworner Feind. Er wünschet von Herzen eine Umwälzung der Staatsverfassung, denn er hofft dann die Güter der Reichen an sich reißen zu können, und ist bei einer günstigen Gelegenheit der erste, welcher die Posaune des Aufruhrs bläßt. — Zum Wohle des Staates gehört 2) Sicherheit des Eigenthumes. Was verleitet zur Stöhrung derselben leichter als Armuth? Mancher junge Mensch, der von seinen Aeltern nichts, als gesunde, gerade Glieder erhielt, legte sich auf das Stehlen, weil er keine hinlängliche Unterstützung fand, sich durch Handarbeit ordentlich fort zu bringen. Mancher Vater wurde ein Dieb, weil er durch seinen Fleiß sich, Weib und Kinder, nicht mehr länger ernähren konnte, nnd sich doch des Bettelns schämte. — Endlich fordert das Wohl des Staates Fleiß, Thätigkeit und Arbeitsamkeit der Bürger. Das Betteln muß also verboten seyn, denn es befördert Müßiggang. Wie will sich aber mancher

cher Arme anders, als durchs Betteln erhalten? Er ist krank, alt, schwach, er kann nicht arbeiten. Was muß also geschehen? Jeder Bürger, dessen eigenes Wohl mit dem allgemeinen Wohl des Staates verknüpfet ist, muß die Armen nach Kräften unterstützen, damit sie, so viel möglich, in der Thätigkeit und Arbeitsamkeit erhalten werden, und dem Müßiggange gesteuert wird.

Aber wie, ist die wichtige Frage, soll die Unterstützung der Armen geschehen? Dieß soll zu einer andern Zeit gezeiget werden.

Am siebenten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schaafskleidern zu euch kommen; aber inwendig reißende Wölfe sind. Math. VII. 15.

Der Heiland hatte so eben seine Schüler ermahnet, durch die enge Pforte zu gehen, weil die weite und breite Pforte der Weg sey, der zum Verderben führe. Er wußte wohl, wie ansteckend und verführerisch das Beispiel und die Lehren böser Menschen sind; und es scheint ihm in dieser Rücksicht auch bange um seine

Vereh=

Verehrer gewesen zu seyn. Er warnet sie deswegen heute: hütet euch, sagt er, vor Lehrern, die euch vom Wege der Tugend abführen wollen, sie kleiden sich äußerlich wie die alten ehrwürdigen Propheten; geben prahlerisch Almosen; beten auf öffentlichen Strasen, und rühmen sich ihres strengen Fastens, um sich dadurch ein heil ges Ansehen zu geben; allein sie haben boshafte Herzen und sind verderblichen Grundsetzen ergeben. Wollt ihr sie kennen lernen, achtet nur auf ihren Wandel, denn so wenig man Trauben von Dornen, und Feigen von Disteln lesen kann; so wenig sind auch schlechtdenkende Menschen im Stande, einen durchaus edlen Wandel zu führen.

Wäre wohl diese Ermahnung des Heilandes nicht auch heutzutage für die guten Christen nothwendig? Gewiß, denn es giebt allerlei falsche und böse Menschen, gegen die man nicht genug auf der Hut seyn kann, um von ihnen nicht zu seinem Verderben angeführt zu werden.

Was sind das für falsche und böse Menschen, und wie hat man sich gegen sie zu verhalten?

Sobald der Mensch anfängt, einen Unterschied zwischen Gesinnungen und Gesinnungen, zwischen Handlungen und Handlungen zu machen; indem er einige schön und gut, andere aber häßlich und böse nennet; so wird in ihm auch das Streben sichtbar,

seine guten und edlen Gesinnungen und Handlungen vor den übrigen Menschen leuchten zu lassen; die bösen aber sorgfältig zu vermeiden. Ist er deswegen zu tadeln? Keineswegs, wenn er nur beides aus edlen Absichten thut; um nämlich dadurch andern zu nutzen und nicht zu schaden; um sie zu erbauen, und nicht zu ärgern. — Was ist aber von solchen Menschen zu halten, welche gute Gesinnungen und Absichten heuchlen, um sich zu nützen und andern zu schaden? Sie sind gewiß schändliche falsche Menschen, und welche sind es? 1) Schmeichler; 2) Ohrenbläser; 3) Verläumder; 4) Heuchler, und 5) Verführer.

a) Gefälligkeit ist wohl zu unterscheiden von Schmeichelei; der Gefällige leistet gerne Dienste, aber nur solche, die sich mit seiner Ehre und seinem Gewissen vertragen; zu Niederträchtigkeiten läßt er sich nicht gebrauchen, er ertheilt den Vorzügen und Verdiensten anderer volle Gerechtigkeit; er lobet das Gute, wo ers findet, aber nicht das Böse, er schweiget lieber davon.

Ganz anders verhält sich der Schmeichler. Er kriecht und beugt sich vor jenen, die wenig oder gar nichts bedeuten, und nur durch ihren Stand und Reichthum über ihn erhaben sind; er läßt sich von denen, die ihm was nützen können, zu allem brauchen. Er weiß die schlechtesten Gesinnungen und Handlungen zu entschuldigen, zu billigen und zu lo-

ben. Wehe also demjenigen, der ihn sich zum Freunde und Rathgeber wählt! Salomo sagt Spr. XXIX. 8.: „Wer seinem Freunde schmeichelt, spannet dessen Schritten ein Netz aus.“ Der Schmeichler lacht über das Verderben des Narren, der sich ihm anvertrauet hat, wenn er durch denselben seine schlechten Absichten erreichet hat.

Wie soll man sich gegen den Schmeichler verhalten? Der Vernünftige verachtet ihn, und meidet ganz und gar seinen Umgang; ist ihm aber derselbe unvermeidlich; so nimmt er sich wohl in Acht, giebt seinen Schmeicheleien kein Gehör, und lehnt seine angebotenen Dienste auf eine bescheidene und kluge Weise ab.

b) Wer sollte sich nicht freuen, wenn alle Menschen gut mit einander wären, und wer sollte das Seinige nicht dazu beitragen, daß es so würde? Allein was thun Eigennutz und Bosheit nicht! sie hezzen Freunde an einander, und streuen Zwietracht unter Friedliche. Sirach sagt XXVIII. 15.: „verflucht den Ohrenbläßer und die Doppelzunge, sie haben schon viele zu Grunde gerichtet!“ Da kommt mancher Bösewicht mit der Miene der größten Aufrichtigkeit und Freundschaft und spricht mit geheimnißvollem Gesichte: Wenn du wüßtest, was ich weiß! Aber du kannst es gar nicht glauben! Denke einmal, so ist dieser gegen dich gesonnen; so hat er von dir gesprochen; nimm dich nur in Acht! du hältst ihn für deinen besten Freund, und er ist dein ärgster Feind.

Ist denn alles wahr, was dieser spricht? Nicht zur Hälfte, vielleicht ganz und gar nicht. Und was hat er für eine Absicht? Die Freundschaft, welche zwei mit einander gepflogen, ist ihm entweder zuwider; oder er möchte an einem davon seine Rache abkühlen, oder er sucht sonst einen Vortheil zu erlangen.

Wie benimmt sich der Vernünftige gegen solche falsche Menschen? Da er überhaupt nicht leichtglaubig ist; so ist er auch hier wohl auf seiner Hut; er nimmt daher das, was die Ohrenbläßer ihm sagen, nicht gleich für baare Münze an; er untersucht und fragt erst nach, um sich von der Wahrheit oder Falschheit ihrer Aussagen selbst zu überzeugen. Merket er ihre schlechten Absichten; so gestattet er ihnen in Zukunft gar keinen Zutritt mehr zu sich.

c) Die Ehre eines Vaters ist desto größer, je größer die Zahl seiner Kinder ist, die gut gezogen sind. Sollte es also dem ganzen Menschengeschlechte und Gott, dem Schöpfer desselben nicht auch zur größeren Ehre gereichen, wenn alle Menschen gut wären? Das scheinen aber jene nicht zu achten, die alle Schritte und Tritte ihres Nebenmenschen belauschen; alle seine Worte und Gespräche übel ausdeuten, und auch seine edelsten Handlungen herabsetzen. Was mögen aber solche ungerechte und lieblose Menschen zur Absicht haben? Keine andere, als eine niederträchtige. Bald ist Neid, bald Ehrgeiz, bald Haß und Feindschaft die Ursache ihrer Verläumdungen.

Da

Da verschwärzet ein Handwerker, ein Handelsmann den andern, weil er zu hungrig nach Kundschaften ist; dort setzet ein Diener den andern herab, weil er bei dem Herrn mehr gelten, und sich dadurch höher hinauf schwingen will.

Wie soll man sich gegen solche falsche Menschen verhalten? Sirach giebt XXVIII. 29. den Rath: „Gieb deiner Rede Waage und Gewicht, und deinen Mund verwahre mit Thür und Schloß, und nimm dich wohl in Acht, daß du mit ihm nicht strauchelst, und im Angesichte des Lauschers fällst." Kommen solche Menschen zu uns, und wollen uns mit ihren lieblosen Neuigkeiten unterhalten; so muß man ihnen auf eine kluge Weise zu verstehen geben, daß man von solchen Nachrichten kein Liebhaber sey, und muß sich wohl hüten, daß sie nicht auch über uns herfallen können mit ihrer giftigen Zunge.

d) Die Tugend ist edel und liebenswürdig, sie flößt auch dem Erzbösewichte Achtung, Ehrfurcht und Zutrauen ein. Wer ist nicht gerne in der Gesellschaft des Rechtschaffenen? Wer hat nicht gerne Geschäfte mit ihm abzuthun? Wer holet nicht gerne Rath bei ihm, und wer vertrauet sich ihm nicht gern in der wichtigsten Angelegenheitenan? —

Diese Vortheile der Tugend kennen gewisse Menschen wohl, sie wünschen dieselben auch zu genießen; allein es fällt ihnen zu schwer, sie durch die Tugend selbst zu verdienen. Was thun sie, um dieselben auf eine leichtere Weise zu erhaschen? Sie heucheln Tu-

gend, wenn sie von andern beobachtet werden. Unter dem Scheine der Freundschaft schleichen sie in fremde Häußer, suchen durch gelogene Offenherzigkeit Zutrauen zu gewinnen, um es zu ihrem Nutzen und zum Verderben anderer zu gebrauchen. Sie klagen und seufzen über Verfall der Religion und Sitten, und sind selbst die größten Beförderer desselben. Sie sind strenge und ängstlich in Beobachtung äußerer Kirchengebräuche; sie finden sich überall ein, wo sie mit ihrer geschminkten Frömmigkeit glänzen können, um desto leichter ihre schändlichen Plane durchzusetzen.

Wie soll man sich gegen die Falschheit dieser Menschen schützen? An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen, sagt der Heiland. Was folgt daraus? Wir dürfen uns durch ihren äußern Schein der Heiligkeit nicht blenden lassen; wir müssen sie in allen ihren Lagen und Verhältnissen zu beobachten suchen, und ihr Inneres erforschen, aber mit der größten Klugheit und Vorsicht, damit sie unsern beobachtenden Blick nicht merken. —

e) Verschieden sind die Verführer: bald lauern sie auf die Unschuld; bald auf die Nüchternheit und Mäßigkeit; bald auf die Treue und Ehrlichkeit; bald auf die Gottesfurcht anderer Menschen. Mannigfaltig sind auch ihre Kunstgriffe, sorgfältig versteckt ihre Netze, tief und schlau gelegt ihre Schlingen. — Manches gefallene Mädchen trauert im Stillen über den Verlust der Blüthe ihrer Unschuld, abgepflücket von der Hand eines listigen Verführers. Mancher

Jüng-

Jüngling trägt einen abgezehrten Körper, eingefallene Augen, blasse Wangen, runzliche Stirne, zitternde Glieder vor sich her; fragen wir ihn um die Ursache seines Elendes, und er antwortet seufzend: ach, das ist das Werk eines listigen Verführers, der mir ein Laster kennen lehrte, das jetzt meine Lebenskraft aufzehret! Mancher junge Mann ist dem Trunke, dem Spiele, der Verschwendung ergeben; ein anderer hält mit einer Diebsbande ein, wer ist Schuld? Verführer.

Wie soll man sich gegen diese falschen Menschen verhalten? Man beobachte die äußerste Vorsichtigkeit; suchen sie uns in ihr Netz zu ziehen; so merken wir nur darauf: sobald sie uns die leiseste Zumuthung machen, worüber die Tugend erröthet; so fliehen wir ihren Umgang ärger, als eine giftige Schlange; sprechen sie von der Tugend nicht mit der gehörigen Achtung, oder suchen sie dieselbe gar lächerlich zu machen; so lassen wir ihnen unsere Verachtung fühlen, und sie werden beschämt von uns weggehen.

Am achten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Ein reicher Mann hatte einen Verwalter; dieser wurde bei ihm angeklagt, daß er seine Güther verschwendet habe. Luc. XVI. 1.

Der Heiland stellt das Beispiel eines ungetreuen, aber listigen Verwalters auf, um dadurch zu zeigen, daß

daß man sich mit den eiteln und betrüglichen Schäzzen dieser Welt Schätze im Himmel sammeln müsse. „Machet euch, ruft er am Ende des Gleichnisses aus, Freunde vom betrüglichen Reichthum!“ Wendet das Geld und Gut, welches so viele, die darnach trachten, zur Ungerechtigkeit verführet, und viele, die es besitzen, zu Lastern verleitet, auf eine so edle, gemeinnützige und wohlthätige Weise an, daß jeder Mensch dadurch Achtung und Liebe zu euch gewinne, und ihr einst in jenem Leben recht viele findet, die euch werthschätzen, danken, lieben und in deren Gesellschaft ihr himmlische, ewige Glückseeligkeit geniessen könnet.

Wer kann sich des Wunsches enthalten, daß doch alle Menschen die Güther der Erde auf die so eben von Jesus befohlne Weise gebrauchen möchten? Sie würden dadurch ihre zeitliche und ewige Glückseeligkeit fest gründen. Aber wie sehr fehlen sie nicht in diesem Stücke. Der Verwalter im Evangelium verschwendete seines Herrn Vermögen; thun dieß nicht auch viele Menschen? Oder sind sie etwa mehr als Verwalter der zeitlichen Güther? Die Verschwendung verleitete jenen zu mehreren Ungerechtigkeiten; wozu verleitet sie nicht heutiges Tages so viele Menschen? Wohlan man höre:

Auf wie vielerlei Weise versündiget sich der Verschwender?

Der

Der Verschwender kennt keine größere Glückseligkeit, als die Befriedigung seines Gaumens, seiner Eitelkeit und seines Ehrgeitzes. Er untersucht nicht, ob die Einkünfte den Ausgaben entsprechen; er bekümmert sich nichts darum, wenn er seine Kinder in die äußerste Noth versetzet; seine Glaubiger betrüget, und die Ansprüche, welche hülflose Arme auf seinen Ueberfluß haben, verletzet. Er lebt nur für sich und seine Schmeichler. Er ißt und trinkt was gut und theuer ist; er macht nicht nur alle Moden der Kleidertracht mit, sondern erfindet selbst neue; er liebet hohe und zeitverderbende Spiele, und findet sich treulich bei allen Lustbarkeiten ein. So rauschet sein Leben dahin, wie ein reißender Strom; er kommt niemals recht zu sich; bis ihn Krankheit oder Mangel aus seinem Taumel aufschrecken, und versündiget sich sehr schwer 1) gegen Gott, 2) gegen sich selbst, 3) gegen seine Familie, und 4) gegen seine Mitbürger.

a) Der Arme, welcher das Brod, das wir ihm aus Barmherzigkeit reichten, um damit seinen Hunger zu stillen, verkauft, und das davon gelöste Geld versäuft, erreget billig unsern Unwillen, und macht sich unserer fernern Unterstützung unwürdig. Was soll man erst von jenem Menschen denken, der die Güter der Erde, welche ihm der liebe Gott geschenket hat, durch Verschwendung so übel anwendet? Der Arzt giebt dem Kranken Medizin, nicht, daß er sterben, sondern, daß er wieder gesund werden soll. Was kann Gott mit den Gaben, die er uns aus

Güte ertheilet, für eine andere Absicht haben, als daß wir dieselben zu unserer gegenwärtigen und künftigen Glückseeligkeit brauchen sollen? Er hat uns zur Heiligkeit bestimmt; allein der Weg, der dahin führt, ist eng und schmal und führt zu einem steilen Berge, wo oft fürchterliche Felsen über uns hereinzustürzen drohen. Da hat uns nun der gütige Gott in den zeitlichen Güthern Stärkungsmittel gegeben, um muthig und unausgesetzt den Tugendweg fortwandeln zu können.

Für was sieht aber der Verschwender die Güther der Erde an? Für blose Mittel, seine Leidenschaften zu befriedigen; für sein Eigenthum, mit dem er nach Belieben schalten und walten könne. O der Undankbare, der Kurzsichtige, der Thor! Er durchbohrt gleichsam seine Brust mit dem nämlichen Schwerdte, das ihm zur Vertheidigung gegen seine Feinde gegeben worden ist. Gott meinte es so väterlich mit ihm, da er ihm so gute Gaben schenkte, und er verschmähet diese Güte so sehr dadurch, daß er jene so übel anwendet. Könnte Gott zornig werden, sein Zorn müßte über den Verschwender im höchsten Grade entflammen, weil er das, was zu seinem wahren Heile dienen soll, so sehr mißbraucht. —

b) Alles Streben des Verschwenders geht dahin, nur Freuden zu genießen; er hat folglich keine Zeit, seinen Geist auszubilden, und verliert das erhabene Ziel, das Gott jeden Menschen vorgesteckt hat, ganz aus dem Auge; er ist und bleibt ein Sclave seiner Leidenschaften, und tritt so gleichsam die Menschen-

würde

würde mit Füßen. — Allein geht es ihm immer nach Herzenswunsch? Sirach sagt XXX. 15.: „Gesundheit ist mehr, als alles Gold.“ Wie oft stürmet der Verschwender mit Gewalt auf dieses edle Gut loß? Da liegt er auf dem Krankenlager, entkräftet am ganzen Körper; ihn ekeln die Getränke und Speisen an, die er zuvor mit Heißhunger und bis zum Uebermaaße verschlang; und er lischt allmählich aus, wie eine Lampe, in welche man kein Oel mehr nachfüllt. — Allein sey es auch, daß sein starker Körperbau allen Angriffen trotze. Das Sprüchwort sagt: man schöpfet auch den tiefsten Brunnen aus. Mit welchem Grunde kann der Verschwender hoffen, daß seine Quelle unerschöpflich sey? Der Thor, er sieht nicht, wie ihm die Armuth als ein schneller Reuter nachsetzet, bis sie ihn erhascht. Aber auf einmal gehen ihm die Augen auf; er will verschwenden, und hat nichts mehr zu verschwenden; seine Schmarozer verlassen ihn, und er sieht sich der äußersten Noth Preis gegeben. Was fängt er nun an? Er kann sich, wie der Haushalter im Evangelio, mit der Schaufel sein Brod nicht verdienen, und des Bettelns schämt er sich. Er nimmt, wie dieser, seine Zuflucht zu Niederträchtigkeiten; zum Betrug, zum Stehlen; er wird ein Handlanger jedes Bösewichts. Allein, wie geht es ihm in seinen alten Tagen, wenn er anders der strafenden Hand der Obrigkeit entwischt? Doch ich will das Bild des unglücklichen Verschwenders nicht weiter ausmalen; es scheint vielleicht

leicht so schon manchem zu gräßlich; ich will nichts davon berühren, wie es ihm auf dem Sterbebette zu Muthe seyn werde. —

c) Es ist Pflicht für Aeltern, nach Kräften dahin zu streben, daß sie ihren Kindern etwas entübrigen, womit diese einstens selbst eine Haushaltung anfangen können; oder wenn sie dieß bei allem ihrem Fleiße wegen besonderen Zeitumständen oder Unglücksfällen nicht vermögen, ihnen wenigstens durch Lehre und Beispiel, Sparsamkeit und eine gute Wirthschaft zu lehren. O wie wohl thut es nicht Kindern, denen die Aeltern eine Mitgabe hinterlassen, oder die wenigstens von denselben Fleiß und die rechte Art und Weise, eine vernünftige Haushaltung zu führen, gelernet haben. Sie können sich dann selbst ordentlich fortbringen.

Aber wie geht es euch, ihr Kinder, die ihr verschwenderische Aeltern habet? Ihr seyd des Wohllebens gewohnt, und nun müsset ihr darben; ihr seyd nicht zur Arbeitsamkeit angehalten worden, und nun könnt ihr euch auch kein Brod verdienen; ihr habt nicht Haushalten gelernet, und nun wißt ihr auch die Unterstützungen gutthätiger Menschen nicht wohl zu benutzen. Nun müßt ihr euer Brod von einer Thüre zur andern suchen, und ihr habt von eurem Ueberflusse oft Nothleidenden mitgetheilet! Ihr seyd wahrhaftig in einer elenden Lage! Aber wer hat die Schuld an eurem Unglücke? Eure verschwenderischen Aeltern; sie waren nicht zufrieden, daß sie sich unglücklich machten; auch ihr müßt die Strafen ihres ver-

verschwenderischen Lebens fühlen, und seyd doch so unschuldig. Wie werden sie einstens vor Gott in ihrer Rechenschaft bestehen? —

d) Nichts ist für manche Menschen verführerischer, als das böse Beispiel. Ein übertriebenes Ehrgefühl, Eitelkeit und Stolz machen, daß Menschen die größten Thorheiten nachahmen. Dieß ist der Fall mit dem Beispiele der Verschwendung. Nicht genug, daß der Verschwender Schmeichler findet, die ihm sein Guth durchbringen helfen; er wirbt auch durch die Schilderung seines herrlichen Lebens solche Kameraden, die nicht Schmarotzer sind; sondern aus eigenen Mitteln mit verschwenden. Da sitzt ein liederlicher Mensch im Wirthshause, er hat Geld, und es versammelt sich gleich ein ganzes Heer von Trinklustigen um ihn. Da heißt es dann: kommt ihr Brüder, laßt uns lustig seyn! und durchs Zureden gewinnet er manche Gesellen. Dort spielt ein Verschwender den Großen, das beleidiget den Stolz eines Thoren, und er sucht jenen zu übertreffen. — So vermehrt also der Verschwender die Zahl schlechter Bürger. Wird er arm und dürftig, so fällt er mit seiner Familie dem Staate zur Last; seine Mitbürger müssen wenigstens die unschuldigen Kinder ernähren, und dadurch müssen die Armen von Geburt oder durch Unglücksfälle manche Unterstützungen entbehren. Und was thut oft der durch Verschwendung in Dürftigkeit versetzte? Er wird dem Eigenthume seiner Mitbürger gefährlich, er betrügt und stiehlt. Hat ein Verschwender Staats- oder Vormundschaftsgelder

gelder zu verwalten, und er hat das Seinige durchgebracht; so greift er jene an. Ist er ein Handelsmann, ein Handwerker; so müssen seine Mitbürger sein verschwenderisches Leben unterhalten. —

Am neunten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Da Jesus der Stadt Jerusalem nahe kam, betrachtete er dieselbe und weinte über sie. Luc. XIX. 41.

Es war am Montage in der Leidenswoche, als Jesus nach Jerusalem kam. Er sah die Stadt an; und überdachte jetzt am Schlusse seiner Laufbahn auf der Erde, wie viel er gethan hatte, um die Bewohner dieser Stadt zu belehren, und auf den rechten Weg zur wahren Glückseeligkeit zu leiten; wie aber all' sein Bemühen vergebens war, wie jene halsstarrig in dem Netze der Pharisäer und Schriftgelehrten verstricket blieben. Er bedachte das Vorurtheil eines zu erwartenden irdischen Messias, wie tief es Wurzel gefasset, und wie unausbleiblich es einstens zum Untergange der Nation würken müsse. Er sah mit seinem allsehenden Blicke in die Zukunft schon den Zeitpunkt vorher, da alles Elend über diese unglückliche Stadt zusammenstürzen würde. — Was war natürlicher, als daß diese Betrachtung sein liebevolles Herz rührte?

te? Er weinte über die Blindheit des Volkes und über das Elend, wovon es nicht mehr zu retten war. O diese Thränen sind das sicherste Zeugniß, daß er das Heil des Volkes mit dem wärmsten Herzen aufrichtig wünschte und suchte!

Möchte uns das jüdische Volk ein bleibendes Denkmal seyn, wie unglücklich Irthum und Sünde den Menschen machen! Möchten uns aber auch die Thränen des Heilandes über die Stadt Jerusalem zur Ermunterung dienen, wahres Mitleid mit unsern fehlenden Brüdern zu haben! Doch Mitleid ist noch nicht genug:

Wie soll sich der Christ bei den Fehlern seiner Mitmenschen verhalten?

Wenn man bedenkt, wie viel Staat und Kirche thun, um die Menschen zu guten Bürgern und Christen zu bilden; wenn man sieht, wie sehr jener besorget ist für nützliche Schul- und Lehranstalten, welch ein wachsames Auge er auf die Beobachtung der öffentlichen guten Sitten hat; mit welcher Weisheit, mit welchem Nachdrucke und Ernste er die Uebertretungen der Gesetze rüget und strafet; und wie sorgfältig diese durch ihre Diener die Tugend lehrt und empfiehlt; wie mütterlich sie Irrende zurechte weist, und Gefallene wieder aufhebet; wenn man alles dieß wohl überlegt; so muß man sich wundern, daß es noch immer so viel böse Menschen giebt. Allein dieß Staunen verliert sich, wenn man folgende drei Punkte betrachtet: 1) daß Aeltern die wohlthätigen Absichten des Staats bei den Schulanstalten so wenig

nig befördern helfen; 2) daß die Christen dem Religionsunterrichte so nachlässig und zweckwidrig beiwohnen; 3) daß sie sich in Rücksicht der Fehler ihrer Mitmenschen so verkehrt betragen. Von den zwei ersten Punkten sey die Rede ein andermal; heute die Frage: **wie soll sich der Christ bei den Fehlern seiner Mitbrüder verhalten? 1) Soll er sich durch dieselben nicht anstecken lassen; 2) sich darüber nicht freuen; 3) seine fehlenden Mitmenschen nicht verachten; 4) soll er sie nach Kräften zu bessern suchen.**

a) Die Tugend ist ein kostbarer Schatz, über den man nicht genug wachen kann, vorzüglich in Rücksicht der bösen Beispiele. Wenn man das Böse oft sieht; so wird nach und nach der Abscheu dagegen leicht gemindert; man gewöhnt sich an den Anblick desselben, und läßt sich am Ende leicht selbst davon anstecken. Und wie traurig sind oft die Folgen, die der Uebergang zur Sünde eines sonst guten und rechtschaffenen Menschen hat! Wenn ein Haus, das mit vielen andern in Verbindung steht, von der Flamme ergriffen wird; so kann dieß den Untergang von ganzen Strasen nach sich ziehen; so kann auch die Entfernung eines Menschen von dem Tugendwege die Sünde über ganze Familien bringen.

Allein was muß man thun, um die Tugend gegen den Reitz böser Beispiele zu schützen? Man erinnere sich täglich der guten Lehren, die man bisher

als

als wahr erkannt, geglaubt und befolget hat, und schließe mit bösen Menschen, die böse handeln, und sich blos durch ihre Lüste leiten lassen, keine vertraute Freundschaft; weil ein genauer Umgang mit ihnen höchst ansteckend ist. Man nimmt sich so sehr in Acht bei pestartigen Krankheiten; warum will man dieß nicht auch thun bei falschen Lehren, die sich so leicht wie Milch einsaugen lassen? Warum nicht bei bösen Handlungen anderer, die so sehr zur Nachahmung reitzen? Möchte doch in diesem Stücke vorzüglich die liebe Jugend, die in ihren Grundsätzen und Handlungen noch so wenig Festigkeit und Selbstständigkeit hat, auf ihrer Hut seyn! Möchten auch Eltern und Herren niemals vergessen, wie ansteckend böse Beispiele sind! —

b) Wir wünschen in unserm täglichen Gebete: „Dein Wille geschehe auf der Erde, wie im Himmel!" daß die Zahl guter Menschen immer größer werden möchte, und wir sollten uns über die Fehler unserer Mitmenschen freuen können? Was wäre dieß für ein großer Widerspruch? Es gereichet der ganzen Menschheit zu desto größerer Ehre, je mehr es gute Menschen giebt, und wir sollten frohlocken und jubeln, unsere Mitbrüder fehlen zu sehen? Wir sollten die Schande nicht einsehen, welche auf das ganze Menschengeschlecht fällt, wenn viele seiner Glieder die schönen Vorzüge, die sie vor den Thieren haben, gleichsam wegwerfen und mit Füßen treten? O schäme dich, Mensch, dich über die Fehler deines Mitbruders zu freuen! schäme dich, dieselben mit Hohn-

gelächter und Wohlbehagen überall auszubreiten! Schäme dich, dieselben noch gar zu vergrößern! Doch was nenne ich den einen Menschen! Du bist ein Satan! Willst du aber diesen schändlichen Namen nicht haben; so frolocke und lache nicht, wenn deine Mitbrüder fehlen, sondern traure und weine! Bedenke, daß die Sünde des Menschen Verderben ist, und wenn dein Herz nicht von Stahl und Eisen ist; so wird es dich schmerzen, zu sehen, wie dein Mitmensch mit verbundenen Augen seinem zeitlichen und ewigen Unglücke entgegen rennt. Bedenke endlich, daß er nicht nur sich, sondern vielleicht noch viele andere durch sein böses Beispiel unglücklich mache. —

c) Als Jesus Jerusalem betrachtete, sprach er mit Thränen im Auge: „Möchtest du doch in diesem für dich noch günstigen Zeitpunkte erkennen, was zu deinem wahren Glücke dienet! Allein, jetzt ist dir noch verborgen, was für schreckliche Tage über dich kommen werden!“ Der Heiland hätte also der unglücklichen Stadt noch immer gerne geholfen, ob sie gleich seinen Tod schon beschlossen hatte, wenn sie nur seine Hülfe angenommen hätte. Allein ihre Blindheit war zu groß.

Wie sehr beschämt nicht hier Jesus solche Christen, die so wenig Mitleid mit ihren fehlenden Brüdern haben, und sie aus heiligem Hochmuthe verachten, und unbekümmert ihrem traurigen Schicksale überlassen! Was sind solche Christen anders, als Pharisäer, welche aus Stolz auf ihre eingebildete Frömmigkeit, sich durch den Umgang mit Sündern zu verun=

verunreinigen wähnten? Nein, dieß ist die rechte Weise nicht, wie man sich gegen fehlende Menschen verhalten soll! Man muß sie immer als Menschen schätzen und lieben; man muß sie zu entschuldigen suchen, so lange es möglich ist; man darf nicht gleich über Bosheit schreien, wo vielleicht Leichtsinn, Schwachheit, Uebereilung und Verblendung, die wahren Ursachen ihrer Fehler sind; man muß auch auf die Umstände Rücksicht nehmen, in denen sie sich befinden, kurz man muß stets Mitleid mit ihnen haben. —

d) Wenn in unserer Nachbarschaft Feuer ausbricht, wie eilen, wie arbeiten wir, um unsern Mitmenschen beizustehn, und der Flamme Fortgang zu hindern, damit nicht auch unsere eigene Wohnung davon ergriffen wird! und kein Mensch wird dieß unser Verfahren tadeln. —

Wer getraut sich nun zu läugnen, daß wir, als Christen an einander geknüpfet, durch das enge Band der Bruderliebe nicht schuldig seyen, der Sünde Fortgang zu hindern? Die Feuersbrunst ist zwar ein grosses Unglück; allein die Sünde ist ein noch weit grösseres. Feuer macht arme Menschen; die Sünde hingegen macht elende Menschen; jene zerstört Haus und Güther; diese verdirbt den Menschen selbst.

Aber wie — ist die wichtige Frage — sollen wir denn unsere fehlenden Mitmenschen zu bessern suchen? Mit Bescheidenheit, Schonung und Klugheit; durch liebreiche Ermahnungen, durch gründliche Belehrungen und durch ein gutes Beispiel. Denselben ihre Fehler ohne alle Vorbereitung, mit beißenden Vor-

würfen, und entbrennt von heiligem Zorneifer, vorhalten, heißt sie erbittern, und gegen sich aufbringen.

Willst du also, lieber Christ, die rechte Art und Weise bei dem Besserungsgeschäfte deines Mitbruders beobachten: so gewinne vor allem sein Zutrauen; laß ihn in dein gutes Herz sehen; beobachte einen Zeitpunkt, wo er leidenschaftlos und empfänglich für Belehrung ist; benimm ihm mit Bescheidenheit und mit Gründen seine irrigen Meinungen und Grundsätze; stelle ihm den tiefen Abgrund von Elend dar, in welchem er sich durch sein böses Leben zu stürzen bereit ist, und schildere ihm die seligen Folgen der Tugend. Zeige ihm zugleich durch dein eigenes Beispiel die Möglichkeit und Leichtigkeit der Ausübung der Tugend, und du wirst ihn gewiß umändern. Vermagst du es aber doch nicht allein; so nimm deine und seine guten Freunde zur Hülfe. Hilft auch dieß nichts; so überlaß ihn den Verfügungen der Obrigkeit; und du hast deine Schuldigkeit gethan. —

Am zehnten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Gott! ich danke dir, daß ich nicht bin, wie andere Leute. Luc. XVIII. 11.

Der Heiland stellt unter dem Bilde eines Pharisäers und Zöllners den Unterschied zwischen wahrer und falscher

falscher Frömmigkeit dar. Wir kennen die Pharisäer schon hinlänglich; wir wissen, daß sie die Kunst gar gut verstanden, durch ihr äußerliches scheinheiliges Wesen sich in das Ansehen hoher Frömmigkeit zu sezzen, um dadurch die Verehrung und Liebe des Volkes an sich zu reißen. Wer waren denn aber die Zöllner? Sie hatten als Pächter oder als Verwalter die Einnahme der Zollabgaben, und waren den Juden sehr verhaßt, weil sie sich manche Erpressungen und Ungerechtigkeiten erlaubten.

Einer von den im Rufe der Heiligkeit stehenden Pharisäern verrichtet im Tempel seine Andacht. Ganz eingenommen von seiner großen Frömmigkeit, steht er da und betet; aber sein Herz ist ganz auf sich selbst gekehrt, und mit liebloser Verachtung sieht er auf andere hin. Zu gleicher Zeit betet auch einer von den als Sünder gehaltenen Zöllnern; er steht von ferne, wie ein demüthig zerknirschter Sünder, voll von Empfindungen der Reue und Schaam, und fleht zu Gott um Barmherzigkeit. Welcher von beiden hatte aber Frömmigkeit? Jesus sagt: der Zöllner gieng begnadigt nach Hause; der Pharisäer aber nicht.

Beobachtet man mit scharfen Blicken die Frömmigkeit mancher Christen: was ist sie anders, als die falsche Frömmigkeit des Pharisäers im Evangelium?

Woher kommt es, daß die Menschen sich oft für besser und frömmer halten, als sie sind?

Wer falsches Gold für ächtes ausgiebt, ist ein Betrüger; und wer es dafür annimmt, ist der Betroge-

trogene. So verhält sichs auch mit der Frömmigkeit. Was ist wahre, und was falsche? Hier ist ein Christ, der alle Pflichten der Religion pünktlich und gewissenhaft erfüllt, und zwar aus keiner andern Absicht, als aus Gehorsam und Liebe zu Gott; dort ist ein anderer, er beobachtet zwar einzelne Gebote Gottes dem Scheine nach mit vieler Strenge; erlaubt sich aber dagegen die Uebertretung anderer göttlichen Gesetze ohne alles Bedenken; oder er begeht vielleicht gar nichts böses; thut aber auch das nöthige Gute nicht; oder er thut auch gute Werke, aber aus Ruhmsucht. Wer von beiden hat wahre Frömmigkeit? Gewiß der erste, und doch glaubt auch der andere fromm zu seyn, und warum? 1) Er weiß wahre und falsche Frömmigkeit nicht zu unterscheiden; 2) es fehlt ihm an Selbstprüfung; 3) er täuscht sich zu leicht in Beurtheilung seiner Fehler und Tugenden; 4) er entschuldiget und beruhiget sich gerne mit den Fehlern anderer. —

a) Der Mensch thut immer lieber, was leicht, als was schwer ist: er hält auch gerne Handlungen, die seinen Neigungen und Trieben schmeicheln, oder wenigstens nicht sehr entgegen sind, für so wichtig und oft noch für wichtiger, als solche, die Unterdrückung seiner Leidenschaften verlangen. Der Geizhals tröstet den Unglücklichen lieber mit leeren Worten, die ihm nichts kosten, als daß er ihm mit Werken hilft. Der reiche Wollüstling giebt lieber Allmosen, als daß er sein viehisches Leben unterläßt.

Der

Der Feindselige betet lieber: Vater, vergieb mir meine Schulden, so wie auch ich vergebe meinen Schuldigern!" als daß er seine Rachsucht und Schadenfreude aufgiebt. Sagt man diesen verschiedenen Menschen, daß sie sich täuschten, wenn sie dächten fromm zu seyn: sie glauben es nicht; sie beten ja und verrichten einige Werke der Barmherzigkeit. — Ruft man ihnen zu: wollt ihr wahrhaft fromme Menschen seyn: so beherrschet eure Leidenschaften; meidet alles Böse, und thut alles mögliche Gute, wenn es euch auch noch so hart ankommt; sie hören nicht, sie sind ja nach ihrem Wahne schon im vollkommenen Besitze der Frömmigkeit, weil sie die öffentlichen Gottesverehrungen mitmachen; ihre Morgen- und Abendgebete nicht vergessen, hie und da kein Fleisch oder nichts Warmes essen, und zu gewissen Zeiten zur Beichte und zum heiligen Abendmahle gehen. —

b) Der Mensch hält sich leicht für besser, als er ist, wenn er seiner Eigenliebe glaubt; denn diese läßt ihm nur seine gute Seite, nicht aber die böse sehen; sie erhebt seine geringsten guten Werke zu den glänzendsten Tugenden; seine groben Verbrechen aber macht sie zu geringen Fehltritten.

Wer sich gegen diesen schädlichen Selbstbetrug schützen will, muß seine Eigenliebe bekämpfen; mit hellen Augen in sein Inneres schauen und untersuchen, ob und wie seine Gesinnungen, Neigungen, Gedanken und Handlungen mit den Vorschriften der Vernunft und Religion übereinstimmen, und diese Unter-

suchung muß er oft, strenge und unpartheiisch anstellen. Allein da fehlt es leider bei vielen Menschen! Was Wunder, wenn sie sich für frömmer halten, als sie sind? Sie sollten sich alle Tage am Abende fragen: wie hast du den zurückgelegten Tag zugebracht? Bist du dem Ziele der Heiligkeit näher gerückt? Hast du die herrschende Neigung, die dich schon so oft zum Bösen verleitete, gehörig einzuschränken gesucht? Hast du alle deine Berufspflichten erfüllt? Allein es fällt ihnen gar nicht ein, eine solche Selbstprüfung zu machen, und sie halten es auch nicht für nöthig; es ist, nach ihrem Wahne, ein blos zur Beichte gehöriges Geschäft. Doch wenn sie es auch nur als solches zweckmäßig betrieben! Allein was thun sie? Sie nehmen vielleicht ein Sündenregister vor sich, und freuen sich und sind stolz darauf, daß sie die in demselben aufgezeichneten groben Verbrechen nicht begangen haben; es fällt ihnen nicht ein, daß sie viel Gutes unterlassen haben, das sie doch hätten thun können; sie denken nicht daran, daß sie oft gesonnen gewesen sind, ihre Pflichten mit Füßen zu treten, wenn sie einen Gewinn oder eine Freude zu hoffen gehabt hätten, und halten sich es zum Verdienste, daß die Umstände ihre Wünsche vereitelt haben. —

c) Man sagt im Sprüchwort: „das Fehlen ist menschlich“ und doch will niemand gerne gefehlt haben; man sucht wenigstens seine Fehler möglichst zu entschuldigen. Das thun vorzüglich jene Menschen, die sich für frömmer halten als sie sind. So glaubt der Neidische nicht, daß er lieblos ist, und der Pra-

ler glaubt nicht, daß er Ehrgeiz und Hochmuth hat. Sagt man dem Geizigen, daß es Schande sey, beim Ueberflusse zu darben; er antwortet: ich bin nicht geitzig, sondern sparsam. Der Rachsüchtige sagt: ich suche nur meinen Feind mir unschädlich zu machen. Der Verläumder: ich eifre für die gute Sache. Der Menschenfeind, welcher seinen Mitbruder ins äußerste Elend gestürzt hat: ich hatte es nicht so böse gemeint. Der Wollüstling: ich befriedige nur meine Natur. So verkleinern, beschönigen und entschuldigen viele Menschen, die sich für besser halten, als sie sind, alle ihre auch noch so großen Fehler. — Allein sie vergrößern auch ihre Tugenden; sie rechnen sich Handlungen als verdienstlich an, die es doch nicht sind, so wie sie dieselben verrichten. Sie geben z. B. hie und da einen Armen, wegen seiner Ungestümtheit, aus Ruhmsucht, oder aus guter Laune ein Almosen, und glauben deswegen schon wahre Menschenfreunde zu seyn. Sie lassen für sich beten, und glauben, die Pflicht, selbst zu beten, erfüllt zu haben. Sie fasten einige Tage in der Woche, denken dadurch Gott einen großen Dienst geleistet zu haben, und leben die andern Tage desto unmäßiger. Wer kann solche Menschen für fromm halten? —

d) Der ungeschickte Künstler kann sich groß dünken, wenn er sich mit noch ungeschicktern vergleicht; er hat ja so manche Vorzüge vor diesen. — So ist auch der schlechte Christ im Vergleiche mit noch schlechtern immer noch gut. Was thun demnach Menschen, die sich für besser halten, als sie sind? Sie betrach-

ten andere immer von den schlechten Seiten, und denken sich vollkommen zu seyn, wenn sie einige Fehler, die sie an andern wahrgenommen haben wollen, an sich selbst nicht finden. Sie denken bei sich, wie der Pharisäer im Evangelium: „Gott! ich danke dir, daß ich nicht bin, wie andere Menschen; ein Räuber, ein Betrüger, ein Ehebrecher;" und halten sich für gut, und sind es so wenig, wie jener. Die Pharisäer waren freilich keine öffentliche, gewaltthätige Räuber; sie wußten aber doch unter allerlei erkünstelten, scheinheiligen Vorwänden, das Vermögen der Wittwen und Waisen zu verschlingen; sie begiengen keine offenbaren Ungerechtigkeiten; sie wußten aber mit Anschein von Frömmigkeit ihre Habsucht zu befriedigen. Waren sie deswegen gerechtfertiget vor Gott? Der Apostel Jacobus sagt II. 10.: „Wer an einem Gesetze sündigt, der ist des ganzen Gesetzes schuldig." —

Am eilften Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Je mehr er es ihnen verbot, desto mehr breiteten sie es aus. Marc. VII. 36.

Ein Taubstummer erhält durch die Wunderkraft Jesu Gehör und Sprache wieder. — Wer die Größe dieser Wohlthat recht einsehen will, bedenke das Unglück

glück eines Menschen, welcher in der menschlichen Gesellschaft gleichsam ein todes Glied ist. — Und doch verbot der Heiland den Anwesenden, das Wunder nicht weiter zu verbreiten? Was mochte er dabei wohl für eine Absicht gehabt haben? Das Wunder hatte Aufsehen gemacht, und den Gedanken: daß er der versprochene Heiland sey, lebhaft erwecket. Allein die Juden waren bei der Erwartung ihres Messias, der ein irdisches Reich errichten sollte, ganz zum Aufruhre geneigt. Diesen zu verhindern, verbot der Heiland, das Wunder bekannt zu machen, und begnügte sich einstweilen damit, ihnen dadurch zu erkennen zu geben, daß er das Wunder nicht zeitlichen Ruhmes und irdischer Absichten wegen verrichtet habe, sondern nur wünsche, darüber nachzudenken, es als eine Bestätigung seiner Lehre anzunehmen, an diese Lehre zu glauben, und sich darnach zu bessern. Allein je mehr ers ihnen verbot, desto mehr breiteten sie es aus. Sie fehlten nun freilich gegen den Willen Jesu; aber wie leicht war es ihnen zu verzeihen! Die Gefühle der Dankbarkeit, Liebe und Verehrung gegen den Heiland ließen es nicht zu, daß sie schw[illegible]gen. Möchten nur alle Menschen im Punkte der Ve[illegible]iegenheit nicht mehr fehlen! Aber was thut die Geschwätzigkeit vieler nicht! Wie groß sind nicht oft die Nachtheile, welche diese verursachet!

Der Schwätzer schadet 1) sich, und 2) seinen Mitmenschen.

1) Wären alle Menschen gut: so hätte man gar nicht nöthig, etwas geheim zu halten; das sind sie

aber

aber leider nicht; die Klugheit rathet daher, nicht zu offenherzig zu seyn. Der redliche und aufrichtige Mann muß nicht alles gerade heraussagen, was er weiß, denn das wäre Unbedachtsamkeit, wodurch er sich und andern schaden könnte, und er ist deswegen kein Heuchler zu nennen; er setzet nur eine Wache vor seinem Mund, und einen Riegel vor die Lippen, damit kein Wort unangemeldet herausgehe; denn er ist von der Wahrheit Sir. XIX. 6. überzeugt: „Wer seine Zunge mäßiget, lebt unangefochten; wer Geschwätzigkeit hasset, hat Uebels weniger."

Allein es giebt Menschen, die nichts bei sich behalten können. Salomo sagt Spr. XXVIII. 28: „Ein Mann, der sich im Reden nicht zurückzuhalten weiß, gleicht einer offenen und mauerlosen Stadt." Was sind die Schwätzer anders? Die Thoren wissen nicht, wie sehr sie sich selbst schaden! Sie tragen ihr Herz immer auf der Zunge; sie sagen ihre Umstände, Begebenheiten und Vorhaben jedem, der nur einigermaßen Lust zu haben scheint, sie zu wissen, ohne zu überlegen, ob die Entdeckung rathsam oder gefährlich sei. Haben sie gegründete Aussichten, ihr Glück zu machen; sie wissen dieselben nicht zu verbergen, und lieblose Menschen suchen sie zu vereiteln. Hier kann ein Schwätzer einen guten Kauf machen; es ist ihm nicht möglich, davon zu schweigen, und ein anderer kommt ihm zuvor. Dort hat einer große Vortheile errungen; er kann nicht genug davon sprechen, und erregt dadurch Neid, Mißgunst und Nachstellungen gegen sich. Hier spricht einer zu offenherzig von seinen

seinen Fehlern, und sein Feind macht sie durch Nacherzählungen zu Lastern. Kann der Schwätzer seinem Glücke und seiner Ehre mehr schaden? — Und wie verhalten sich edeldenkende Menschen gegen ihn? Sirach sagt IX. 25.: „Der Schwätzer wird in seiner Stadt gefürchtet; das lose Maul gehaßt;" und Salomo giebt Spr. XX. 19. den Rath: „Fliehe den Umgang desjenigen, der Geheimnisse entdeckt, und seinen Mund immer offen stehen läßt." Das thun auch die Vernünftigen; sie scheuen sich mit Schwätzern umzugehen, oder hüten sich doch wenigstens, sich mit ihnen in solche Geschäfte und Verbindungen einzulassen, bei denen Verschwiegenheit nothwendig ist; denn sie sind von der Wahrheit Sir. XIX. 11. „Ein Thor fühlt Wehen von einem Worte, wie vom Kinde die Gebärerin." — Wie sehr irren also die Schwätzer, wenn sie sich einbilden durch ihre übertriebene Offenherzigkeit, durch Zutragen eigener und fremder Geheimnisse sich die Liebe und das Zutrauen ihrer Mitmenschen zu erwerben? Selbst jene, die ihnen die Geheimnisse ablocken, die sie für ihre Offenherzigkeit liebkosen, oder gar bezahlen, verachten sie im Herzen als einfältige Menschen, oder hassen und scheuen sie als gefährliche, und mißbrauchen blos ihr zu offenes Herz. — Kann sich der Schwätzer mehr schaden? —

2) Sirach giebt XIX. 10. den Rath: „Hast du ein Wort gehört; so laß es in dir sterben, es macht dich drum nicht bürsten;" und XLII. 1. sagt er: „Gehörte Reden nachzusagen, Geheimnisse zu offenbaren,

baren, schäme dich." Thut dieß aber der Schwätzer? Er verschweigt seine eigenen Geheimnisse nicht, und zieht sich dadurch so manchen Verdruß und Nachtheil zu; wie kann man von ihm erwarten, daß er fremde verschweigen werde? Der Vernünftige vertraut sich ihm freilich nicht an: aber der Schwache schüttet oft sein ganzes Inneres vor ihm aus; er macht freilich die Bedingniß, daß dieser von dem Gehörten keinen fernern Gebrauch machen dürfe; dieser verspricht es auch, und nach seiner Aussage ist bei keinem Menschen ein Geheimniß so gut, wie bei ihm aufbewahrt. Allein jezt kommt er zu seinem Freunde; dieser merket seine geheimnißvolle Miene; er fragt ihn: worüber denkst du denn so sehr nach? Dieser antwortet nach einer kleinen Pause mit einer noch geheimnißvollern Miene: o ich habe heute viel erfahren! Aber ich darf nichts sagen; du weißt ja selbst, daß man fremde Geheimnisse bei sich behalten muß. Nun dringt der Freund in ihn, beruft sich auf seine aufrichtige Freundschaft und große Verschwiegenheit — und er erfährt das ganze Geheimniß; freilich auch mit der Bedingung, nichts weiter davon zu sagen. Dieser macht es nun auch wieder so, und in einer kurzen Zeit weiß das Geheimniß die ganze Stadt. — Allein wie viele Zwistigkeiten, Feindschaften, Verläumdungen, Leiden und Thränen werden nicht durch solche Schwätzereien verursachet! Es werden dadurch Freunde gegen Freunde, Brüder wider Brüder, Kinder gegen Aeltern, Eheleute gegen Eheleute, Familien gegen Familien aufgebracht.

Da

Da klagt eine mißvergnügte Ehegattin einem Schwätzer ihre Noth; sie erzählt ihm mit Thränen im Auge die Fehler ihres Mannes; dieser erfährt es wieder, und die häusliche Ruhe ist dahin. Dort offenbart ein Hausvater seinem vermeinten guten Freunde die mißliche Lage seiner Vermögensumstände; er bittet ihn um Rath, wie er sich helfen solle; seine Glaubiger erfahren es, und werfen ihn vollends über den Haufen. Ein junger Mann steht auf dem Punkte, eine gute Versorgung zu erhalten, eine gute Heirath zu treffen, er ist aber zu unvorsichtig in seinen Reden, er vertraut sich zu viel an, und weg sind seine herrlichen Aussichten. Doch wer kann allen Schaden anführen, den Schwätzer durch Offenbarung fremder Geheimnisse ihren Mitmenschen zufügen? Können sie fremde Geheimnisse nicht mehr zum Gegenstande ihrer Geschwätzigkeit machen, sind sie allgemein als Verräther derselben bekannt, und traut man ihnen keine mehr an, was thun sie, um ihrer Geschwätzigkeit Nahrung zu geben? Sie schließen sich an das Herz der lieblosen Beurtheiler und Verläumder; sie belauschen alle Schritte und Tritte, alle Worte und Handlungen ihres Nebenmenschen, deuten sie übel aus, und forschen sorgfältig nach ihren Fehlern und Mängeln; und so finden sie wieder Stoff genug zum Schwatzen. Wehe denjenigen, die sie ihrer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigen. Sie entreißen ihnen durch ihre giftige Zunge Ehre und oft ihre ganze Ruhe und Zufriedenheit! Sie bleiben der Wahrheit nicht getreu; denn sonst würden sie bald nichts mehr

zu schwatzen haben, und der Unschuldigste und Rechtschaffenste muß oft ein Erzbösewicht seyn. Sie bestätigen also die Wahrheit Jac. III. 5. vollkommen: „Die Zunge ist zwar nur ein kleines Glied, sie kann aber doch viel Großes ausrichten.“

Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Endlich kam ein reisender Samariter in seine Nähe, sah ihn, und wurde von Mitleid durchdrungen. Luc. X. 33.

Der Heiland zeigt, veranlasset durch die Frage eines jüdischen Gesetzlehrers, durch das Gleichniß des barmherzigen Samariters, wer unser Nächster sey. Die Juden erkannten Niemanden dafür, als ihre Glaubensgenossen; ob ihnen gleich ihr Gesetzgeber Moses auch gegen die Fremdlinge Liebe geboten hatte. Auch die Samariter, ob sie gleich Juden waren, schlossen sie von ihrer Liebe aus, ja sie hatten sogar einen so großen Haß gegen dieselben, daß es ihnen nicht einmal erlaubt war, sie nur zu grüßen, und der Name Samariter ein Schimpfname war. Und doch hatte ein solcher den Juden verhaßter Mensch gegen einen seiner Feinde, gegen einen Juden, der von Strasenräubern ausgeplündert und schwer verwundet worden war, Nächstenliebe ausgeübet. Der

Sama-

Samariter sah den Juden in seinem Blute am Wege liegen; er gieng nicht vorüber, wie der Priester und Levite, ohne von Mitleid durchdrungen zu werden; sondern gieng hin zu dem Unglücklichen; verband ihm die Wunden, hob ihn auf sein Thier, führte ihn in die nächste Herberge und pflegte seiner nach Kräften.

Als Jesus dieß Gleichniß geendet hatte, fragte er den Gesetzlehrer, wer sich unter den dreien gegen den unglücklichen Juden, als seinen Nächsten, bewiesen habe, und dieser antwortete. „der die Barmherzigkeit an ihm gethan hat;" so sprach er zu ihm: „so gehe hin und thue desgleichen." — Wer muß nicht gestehen, daß der Samariter sehr edel gehandelt habe? Er betrachtete den Unglücklichen, ob er gleich sein Religionsfeind war, doch als seinen Bruder, und half ihm! Wie sehr beschämt er nicht manche Christen, die aus Religionshaß oft so menschenfeindlich handeln! Möchten sie sich doch bessern!

Wie soll sich der ächte Catholik gegen andere Glaubensgenossen verhalten?

Dem edlen Menschenfreunde muß das Herz bluten, wenn ihm die Geschichte sagt, mit welcher blinden Wuth sich einstens Religionspartheien gehaßt, verfolget und gemordet haben, und mit innigstem Dankgefühle gegen den Regierer des Weltalls wünschet er der Menschheit Glück, daß diese schrecklichen Zeiten vorüber sind. Mit Freude sieht er den herrlichen Triumph, den die Religion Jesu endlich über Dummheit, Aberglauben, Hochmuth und Interesse gewonnen hat, und wie sich sogar der Staat mit der

Kirche vereiniget, den abscheulichen und verderblichen Religionshaß ganz zu verbannen. Allein es schmerzet ihn, wenn er unter den verschiedenen Glaubensgenossen blos Duldung wahrnimmt; er wünschet, daß sie sich auch als Brüder umarmen und lieben möchten. Fordert dieser Menschenfreund etwa zuviel? Allgemeine Menschenliebe, gebaut auf vernünftige Gottesliebe, ist ja die Seele unserer Religion. „Liebe Gott über alles, und deinen Mitmenschen wie dich selbst!“ ist der Inbegriff des ganzen christlichen Gesetzes? Warum wollen wir denn blos duldend und gleichgültig gegen andere Glaubensgenossen seyn? Warum uns begnügen, sie nur nicht äußerlich zu hassen und zu verfolgen? Warum wollen wir sie nicht auch lieben, wie unsere Mitchristen? Sind sie denn nicht Menschen wie wir? Haben sie mit uns nicht den nämlichen gütigen Vater im Himmel? Schließet sie dieser von seiner Liebe aus? Haben sie mit uns nicht die nämliche Bestimmung zur Heiligkeit und Glückseligkeit? Warum wollen wir sie denn nicht lieben? Weil sie über gewisse Religionsgegenstände anders, als wir, denken? Hören sie denn aber deswegen auf, unsere Mitmenschen zu seyn? Setzen wir uns einmal an ihre Stelle, würden wir nicht wünschen, daß sie uns nicht nur nicht hassen, verachten und verfolgen; sondern daß sie uns auch lieben möchten? Warum wollen wir denn gegen sie den Grundsatz: „Was du willst, daß dir andere thun sollen, das thue auch ihnen;“ nicht befolgen? Wir sollen in allem dem erhabenen Beispiele des Heilandes nachfolgen. Warum

thun

thun wir es nicht in diesem Stücke? Hat er nicht auch Andersdenkende geliebet und ihnen wohlgethan? Er war vorzüglich gekommen, die verlornen Schaafe aus dem Hause Israels aufzusuchen; aber darum schließt er die Heiden von seiner großen Menschenliebe nicht aus; auch zu diesen sendet er seine Jünger, und läßt ihnen das Evangelium predigen; ja er geht selbst zu ihnen, und heilet ihre Kranken. Ihm ist es gleichviel, ob ein Vorsteher der Synagoge für seine sterbende Tochter, oder ein heidnischer Hauptmann für seinen am Tode liegenden Knecht bittet; er erhört beide liebreich. Er übernachtet bei einer rechtglaubigen Martha, und trinket aus dem Kruge einer Samariterin. Diese glaubte, er dürfe als Jude gar nicht mit ihr sprechen; aber Jesus weiß nichts vom falschen Religionseifer; er belehrt und bessert das sündhafte Weib durch eine freundschaftliche Unterredung. Hier heilt er die Schwiegermutter des Petrus vom Fieber; dort berührt die am Blutflusse leidende Phönizerin den Saum seines Kleides, und wird gesund. Er macht freilich der Kananiterin den Vorwurf, daß es sich nicht gezieme, den Kindern das Brod zu nehmen und es Hunden vorzuwerfen; allein er thut es nicht in der Absicht, ihr nicht zu helfen; sondern um ihren Glauben desto auffallender zu zeigen; er erhört ihre Bitte. Aber er sagt doch selbst, daß er nicht in die Welt gekommen sey, Friede zu bringen; sondern Krieg und Schwerd? Wer sich durch diesen Ausspruch gerechtfertiget glaubt, Andersdenkende von seiner Liebe ausschließen zu dürfen, irrt

sehr, denn Jesus versteht dadurch blos die vielen Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, welche die Verkünder seiner Lehre von den unduldsamen Juden und Heiden zu ertragen haben würden. — Wenn also Jesus selbst Andersdenkende liebte; wenn er uns auch unsere ärgsten Feinde zu lieben gebietet, und selbst am Kreutze noch für seine grausamen Peiniger betet; wer mag noch läugnen, daß auch wir Andersdenkende zu lieben schuldig sind?

Wohlan also, guter Catholicke! Willst du deine eigene Würde als Mensch nicht herabsetzen; willst du deine heilige Religion nicht schänden; so erkenne andere Glaubensgenossen als deine Brüder, und achte, schätze und liebe sie auch als solche. Der Samariter nahm sich so liebreich des unter Räuber gefallenen Juden an; ahme ihm nach; suche das Elend deiner irrenden Mitmenschen nach Kräften zu lindern, und ihr Wohl zu befördern. Sieh bei deiner Hülfleistung nicht auf Religion; wer sie am nothwendigsten bedarf, dem laß sie angedeihen. Meide daher auch alles, was gegen die Menschenliebe ist. Wirf dich nicht zum Richter über Andersdenkende auf, denn das ist lieblos und ungerecht. Paulus sagt Röm. XIV.: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richten willst? Sein Herr allein hat über die Erfüllung oder Vernachlässigung seiner Pflichten zu urtheilen. — Warum willst du über deinen Bruder urtheilen, oder ihn verdammen? Wir werden ja alle vor dem Richterstuhle Christi erscheinen müssen, und da wird jeder für sich Rechenschaft abzulegen haben.

ben. Lasset uns also forthin nicht mehr über einander urtheilen; sondern seyd vielmehr darauf bedacht, daß ihr eurem Bruder kein Aergerniß gebet." Was that Jesus selbst, als ihm einstens die Pharisäer ein im Ehebruche ertapptes Weib vorführten, um es zu richten? Er verdammte es nicht, sondern sagte nur: „Gehe hin und sündige nicht mehr." Willst du, Katholicke! vielleicht mehr als Jesus seyn? Gieb also den Stolz auf, der Richter deiner andersdenkenden Mitmenschen zu seyn, und überlasse das Urtheil über sie dem Allwissenden.

Endlich laß dich auch nicht mit andern Glaubensgenossen in unnütze Streitigkeiten über Religionsgegenstände ein; sie stören leicht Eintracht, Friede und Liebe, verursachen Verbitterung; hinterlassen Haß und Feindschaft, und verwirren nur oft die Gewissen. Du verräthst dabei auch oft blos deine Unwissenheit in der Religion, und ziehst dir Verachtung, Schande und Spott zu. Willst du andere von der Güte und den Vorzügen deiner Religion überzeugen; so befolge nur den Befehl Jesu Math. V. 16.: „Lasset euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure gute Werke sehen, und den Vater im Himmel preisen!" führe also einen durchaus tugendhaften Lebenswandel; zeige durch deine Denk- und Handlungsweise, wie glücklich und zufrieden die Lehren machen, die du glaubest und befolgest. Dadurch werden deine andersdenkenden Mitmenschen erbaut werden; sie werden deine Religion achten und liebgewinnen, und

sich derselben immer mehr nähern, wenn es ihnen anders wahrer Ernst ist, möglichst vollkommen zu werden.

Möchten doch alle Religionspartheien auf die angegebene Weise sich gegen einander betragen! Sie würden dann ein brüderliches und himmlisches Leben führen.

Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

So kam keiner zurück Gott zu danken, als dieser Fremdling? Luc. XVII. 18.

Jesus reiste nach Jerusalem. Es war seine letzte Reise. Er bezeichnete sie mit mehreren Wohlthaten. Er weckte den Lazarus vom Tode auf; heilte den Blinden zu Jericho und machte auf dem Wege durch Samaria und Galiläa zehn Aussätzige gesund. Die Krankheit dieser war ekelhaft, schmerzlich, ansteckend und oft unheilbar; die damit Behafteten mußten deswegen die menschliche Gesellschaft und den Tempel meiden, und ihr Angesicht verhüllen. Daher wagten es die Zehne nicht, Jesu nahe zu kommen, sondern blieben von ferne stehen, als sie ihn um Rettung anflehten.

So groß die Wohlthat war, die sie durch ihre Heilung von Jesu erhalten hatten; so wenig erkannten

ten neune davon die Pflicht, Gott zu loben, und ihrem Helfer zu danken. Nur der einzige Samariter that es. Der Heiland rügte auch selbst den Undank der neun Geheilten, indem er in einer etwas bittern Sprache ausrief: „sind denn nicht zehn rein geworden, wo sind die andern neune?" So kam also keiner zurück, Gott zu danken, als dieser Fremdling allein?

Wie viele Christen gleichen den neun Aussätzigen! Sie erhalten das Jahr hindurch so viele Wohlthaten von Gott, und sind doch so wenig dankbar dafür! Möchten sie doch dem vom Aussatze gereinigten Samariter nachfolgen!

Was kann unser Herz vor Undank gegen Gott bewahren?

Man beschuldigt einen Armen mit Recht des Undankes, wenn er die von einem Wohlthäter empfangene Unterstützung entweder als strenge Schuldigkeit ansieht, oder über sie als zu gering und unbedeutend murret, oder sie nicht anwendet, seiner Noth zu steuern; sondern einige Tage wohl zu leben. Gerade so verdient der Christ den Namen eines Undankbaren, wenn er das Gute, welches er von Gott erhält, entweder nicht als Wohlthat Gottes erkennt, und nach seinem Werthe schätzet, oder es nicht nach den Absichten Gottes gebrauchet. Undank ist immer ein Zeichen eines bösen Herzens. Freilich entsteht er oft aus Unwissenheit, Unachtsamkeit und Leichtsinn; aber auch öfters aus Stolz, und aus einem eitlen, üppigen und zerstreuten Leben, und da ist er im höch-

sten Grade verdammungswürdig. Wollen wir unser Herz dafür schützen; so denken wir oft 1) an das viele Gute, das wir von Gott haben; 2) an unsere Schwäche, und 3) an unsere Unwürdigkeit.

a) Paulus sagt 1. Cor. IV. 7.: „Wer hat dir vor andern einen Vorzug gegeben? Was hast du, daß du nicht empfangen hast? Und wenn du alles empfangen hast, warum rühmst du dich denn, als hättest du gar nichts empfangen?“ Der Apostel spricht hier freilich nur von einem stolzen Lehrer zu seiner Zeit, der seine Lehre als aus sich allein geschöpft vorgab; allein was er sagt, gilt doch auch von jedem Menschen; denn im Grunde kommt doch alles, was wir sind und was wir haben, von der Urquelle, von Gott her. Betrachten wir dieß etwas genauer, fragen wir den Künstler, wer ihm seinen mit so geschickten Gliedmaßen und Werkzeugen versehenen Körper gegeben habe; fragen wir den Gelehrten, woher der Geist sey, durch den er so viele Geheimnisse der Natur ergründen, und so viele Regeln der ächten Lebensweisheit erfinden könne? Sie werden uns beide antworten: von Gott. Und du, Landmann! kannst du deinen Reichthum, als den bloßen Verdienst deiner Arbeit ansehen? Weißt du nicht, daß in der Hand des Allmächtigen Regen und Sonnenschein, Bliz, Donner und Hagel sind? — Nur der Thor mag läugnen, daß Gott der Geber alles Guten sey. Alles, was in und außer uns ist, die ganze Natur, jeder Sonnenstral, der uns erwärmet,

jede

jede Pflanze, die uns ernährt; jeder Morgen, der uns zum neuen Genusse des Lebens wecket, jede Nacht, die uns Ruhe giebt, ist Geschenk Gottes. — Wer das alles erkennt, wer keine von den unzählbaren Wohlthaten, die uns aus der gütigen Vaterhand Gottes zufließen, unbemerkt läßt; wer sich gewöhnt, bei allem, was ihm ins Auge fällt, zu sich selbst zu sagen: auch dieß ist ein Geschenk meines himmlischen Vaters! der wird sich gewiß gegen Undank schützen; es wird ihm leichter seyn, sein Herz für Gott zu erwärmen, und mit dem innigsten Gefühle der dankbarsten Liebe zu jeder Stunde seine Augen zum Himmel zu erheben, und den Geber so vieles Guten zu loben und zu preisen, und so den Befehl befolgen, den Paulus 1. Cor. X. 31. giebt: „Ihr möget essen, oder trinken, oder sonst was thun; verrichtet es nur immer so, daß Gott dadurch gelobet wird.“ —

b) Jacobus sagt I. 17.: „Jede gute Gabe kommt von Gott, dem Urheber der Gestirne, der sich in seiner Güte stets gleich bleibt.“ Wer dieß vergißt, wer seinen Kräften zu viel zurechnet; die göttlichen Wohlthaten entweder als blindes Ohngefähr ansieht, oder sie seinem Fleiße, seiner Geschicklichkeit, oder guten Freunden zuschreibt; was Wunder, wenn er den großen Geber alles Guten vergißt! Aber erinnern wir uns doch nur unserer Schwäche und Ohnmacht, ohne Gottes Beistand was zu Stande zu bringen, und wir werden unsern dummen Stolz fahren lassen. Bedenken wir, daß wir selbst nicht im Stande sind, unser Leben und Wohl zu erhalten; daß Gott der

Herr über Leben und Tod, über Glück und Unglück ist; bedenken wir, daß nicht einmal der glückliche Erfolg unserer Geschäfte von uns selbst abhange; daß auch unsere Mitmenschen ohne Gottes Hülfe uns nicht helfen können; daß wir alle seiner Allmacht gänzlich unterworfen sind. Gehen wir hin zum Krankenlager unserer Mitbrüder, und wir werden sehen, wie wenig die Gesundheit, dieses so kostbare Erdengut, in unserer Macht steht. Sehen wir uns um nach den Reichthümern mancher Menschen, wir werden finden, daß sie ihnen durch allerlei Unglücksfälle entrissen worden sind, und werden erkennen, wie unsicher wir in ihrem Besitze sind. Hören wir die Seufzer des Landmannes, wenn seine Saat, wegen Mangel eines Regens, verlechzen und ausdorren will; hören wir ihn jammern und zu Gott flehen, wenn er seine Früchte wegen lange anhaltender nassen Witterung nicht nach Hause schaffen kann. Müssen wir da nicht ausrufen: Herr, ich erkenne meine Ohnmacht, mir selbst zu helfen! All' mein Bemühen, alle meine Unternehmungen bleiben fruchtlos, wenn du das Gedeihen, deinen Segen entziehest! Durch deinen Beistand aber vermag ich alles!" Und dieses Gefühl unserer Schwäche, bei welchem uns Gottes Schutz und Segen so unentbehrlich ist, wie wichtig muß es uns nicht die Pflicht machen, Gott dankbar zu verehren! Wir sehen ja nun deutlich ein, daß Dankbarkeit gegen Gott nothwendig sey, um seines fernern Schutzes und Segens würdig und gewiß zu werden. —

c) Der

c) Der Taglöhner hat sich für den Lohn, um welchen er mit seinem Herrn übereingekommen ist, im strengen Sinne nicht zu bedanken, denn er hat ihn durch seine Arbeit verdienet; thut er es doch, so beobachtet er blos Höflichkeit. — Haben wir aber die unzählbaren Wohlthaten, mit denen uns Gott überhäufet, verdienet? Wodurch? Was haben wir gethan, das Gott als Verdienst belohnen müßte? Unsere Tugend? Diese ist Pflicht für uns, und belohnet uns selbst hinlänglich. Wer mäßig lebt, ist frei von den übeln Folgen der Unmäßigkeit. Wer ehrlich und treu mit seinen Mitmenschen umgeht, genießt die Früchte der Ehrlichkeit und Treue, er wird geschäzzet und geliebet. Wer keusch in Gedanken und Handlungen ist, zieht sich die Leiden der Unkeuschheit nicht zu. Ein heidnischer Weltweiser sagt schon: „Thun, was man schuldig ist, ist nicht Wohlthat, sondern Pflicht;“ und Jesus spricht Luc. XVII. 9. 10.: Wird wohl ein Herr den Diener belohnen, wenn er gethan hat, was er ihm befohlen hatte? Ich glaube nicht. Also saget auch ihr, wenn ihr alles, was euch befohlen war, gethan habt: wir sind nichts als schlechte Diener, wir haben blos gethan, was wir zu thun schuldig waren.“

Was haben wir also für Gründe, das Gute, welches wir von Gott haben, als ein Recht, als ein Verdienst anzusehen, wofür wir nicht Ursache haben, ihm zu danken? Und wie sieht es endlich mit unserer gepriesenen verdienstlichen Tugend aus? Bleiben wir ihr stets getreu? Machen wir uns nicht oft durch un-

sere Sünden vor Gott strafwürdig, und seiner Wohlthaten höchst unwürdig? Und doch entzieht er uns dieselben nicht. — Wenn uns dieses nicht anfeuert, Gott für das viele Gute, welches wir von ihm erhalten, zu danken; so verdienen wir nicht Menschen, noch vielweniger Christen zu heißen. —

Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Seyd nicht ängstlich besorgt um euer Leben und seine Erhaltung durch Speise und Trank, noch für den Leib und seine Bekleidung. Math. VI. 25.

Alles Dichten und Trachten der meisten Menschen ist auf das Zeitliche hingerichtet. Der Große will glänzen und wohlleben; der Geringe will sich seinen niedrigen Stand so leicht, so bequem und behaglich machen, als er kann; der Landmann sinnt und forscht, wie er seine Haus- und Landwirthschaft am besten einrichten wolle, damit er die möglich größten Vortheile daraus ziehe; der Handelsmann und der Handwerker seufzen ängstlich nach Kundschaften; kurz, der irdische Vortheil ist das Ziel, um welches sich alle Wünsche, alles Streben und Bemühen der meisten Menschen herumdrehen; dieselben denken wenig oder gar nicht daran, daß sie nicht der zeitlichen Güter, sondern der Tugend wegen auf der Erde seyen.

Der

Der Heiland kannte diesen Weltsinn der Menschen gar wohl, und da er sie durch seine Lehre wahrhaft glücklich machen wollte; so konnte er gegen denselben unmöglich gleichgültig seyn, er suchte ihn daher auch zu verdrängen, und dafür den Tugendsinn allgemein einzuführen: dieß thut er wirklich im heutigen Evangelium; er zeigt sehr schön, wie unanständig es für den Menschen sey, zu ängstlich um das Zeitliche bekümmert zu seyn, und lehrt ihm das höchste Gut kennen, wornach er zuerst streben müsse. Er verbietet nicht, nach zeitlichen Gütern zu trachten; sondern schränket nur das Streben darnach ein, und wie? das ist die wichtige Frage:

Wie soll die Sorge des Christen für zeitliche Güther beschaffen seyn?

Der Mensch kann gegen die Güther der Erde unmöglich gleichgültig seyn; er will essen, trinken, sich kleiden und auch Freuden genießen. Allein die Erde giebt ihm ihre Gaben, womit er seine Bedürfnisse befriedigen kann, nicht umsonst; er muß sich um dieselben bewerben, und deswegen seine Körper- und Geisteskräfte gehörig anwenden. Wie dieß nicht nur ohne Nachtheil, sondern sogar zur Beförderung seiner geistigen Vervollkommung geschehen müsse, darüber belehrt uns Jesus im heutigen Evangelium. Unsere Sorge für die irdischen Güther darf nämlich 1) nicht zu ängstlich seyn; sie muß 2) dem Streben nach Tugend untergeordnet seyn; sie darf folglich 3) dieses nicht hindern: sondern muß es vielmehr 4) befördern. —

a) Wir

a) Wer sorget zu ängstlich für das Zeitliche? Der glaubt, es könne ihm an den Mitteln fehlen, die nothwendigen Bedürfnisse seiner Natur zu befriedigen, und deswegen unaufhörlich läuft und rennt, sinnt und forscht, wie er sich gegen künftigen Mangel und Noth schützen wolle.

Verträgt sich aber eine solche Denk- und Handlungsweise mit dem Glauben an einen Gott, der der gütige Ernährer und Erhalter aller seiner Geschöpfe ist? Oder müssen wir uns vielleicht Gott nicht in dieser schönen Eigenschaft vorstellen? Hat er sich in derselben nicht schon Millionenmal geoffenbaret? Wann ist ein Mensch, der wahrhaft auf ihn vertraute, und seine Schuldigkeit that, vor Hunger verschmachtet? Hat er nicht auch für jene Unglückliche, die aus Schwachheit, Krankheit oder Alter sich nicht selbst helfen können, sehr weislich und väterlich dadurch gesorget, daß er in jedes Menschenherz den Befehl geschrieben hat, jenen nach Kräften beizustehen? Verräth es also nicht das größte Mißtrauen gegen die Güte Gottes, wenn man zu ängstlich um zeitliche Güther besorget ist? Schäme dich, Mensch! und noch mehr du Christ, wenn du dieß thust! Der Sohn Gottes sagt im heutigen Evangelium: „Fraget nicht ängstlich: was werden wir essen, was werden wir trinken, und womit werden wir uns bedecken? Auf alles dieses sinnen die Heiden. Euer himmlischer Vater weiß doch wohl, daß ihr alles dieses vonnöthen habet; und da er die Vögel in der Luft ernähret, und die

die Blumen auf dem Felde so schön kleidet, wie vielmehr wird er das euch thun, ihr Kleinglaubigen!"

b) Der Mensch ist nicht, wie das Thier, auf der Erde, um nur zu genießen; er hat eine edlere Bestimmung. Er hat nicht blos eine sinnliche Natur, wie das Thier; sondern er hat auch eine geistige, eine vernünftige. Jene fordert, daß der Mensch nach allem möglichen Wohlseyn und Vergnügen trachte; diese befiehlt, daß er nach Vollkommenheit, nach Tugend, nach Wahrheit und Gerechtigkeit strebe. Die Frage ist nun: Welchem Befehle soll der Mensch zuerst gehorchen? Soll er **zuerst** glückselig oder tugendhaft zu werden suchen? Der Heiland sagt: Niemand kann zweien Herren zugleich dienen, denn entweder wird er den einen lieben, und den andern hassen; oder sich an den einen halten, und den andern vernachlässigen. Ihr könnt folglich nicht zugleich Gott und der Begierde nach Reichthum dienen, d. h. der Mensch kann nicht mit ganzer Seele, mit allen Kräften und zu gleicher Zeit nach Tugend und Glückseeligkeit streben. Welchen Dienst soll er also zuerst thun? Jesus giebt auch hierüber den nöthigen Aufschluß, wenn er sagt: Trachtet nur **zuerst** nach dem Reiche Gottes, und nach der Gott gefälligen Rechtschaffenheit; dann wird euch alles übrige, was zu eurem leiblichen Wohle gehört, darein gegeben werden. Und welche Schande wäre es für den Menschen, wenn er diesen Befehl nicht befolgen wollte! Er würde sich zum unvernünftigen Thiere herabwürdigen; er würde seine Natur, nach welcher er an die Engel grenzet,

zet, verachten, schänden und gleichsam wegwerfen. Willst du also, Mensch! das Bild Gottes, das du an dir trägst, in Ehren halten; so sey tugendhaft, ohne erst zu fragen, ob du dadurch auch einen zeitlichen Vortheil erhaschen könnest; erfülle deine Pflichten, und bräche auch der ganze Erdball unter deinen Füßen zusammen. Kannst du deinen Durst nach Glückseeligkeit, ohne Nachtheil der Tugend, hier auf der Erde nicht löschen; o so tröste dich mit einer bessern Welt!

c) Wenn die Tugend das höchste Guth des Menschen ist, wornach er zuerst streben soll; so darf er sich auch bei diesem Streben durch Nichts in der Welt hindern und stören lassen: weder durch Glück, noch durch Unglück; weder durch Ehre und Ansehen, noch durch Schande und Spott; weder durch die Gunst, noch durch die Ungunst anderer Menschen. Winket uns also eine Freude, und die Tugend spricht: genieße sie nicht; so müssen wir sie fahren lassen. Merket dieß vorzüglich wohl, ihr Väter und Mütter! Opfert nur nicht euren Vergnügungen und Lustbarkeiten das Wohl eurer Familien auf! Und auch ihr Diener des Staates, vergesset es nicht! beherziget die Zeit, die ihr zum Wohle eurer Mitbürger anzuwenden habt! — Können wir uns nur durch Niederträchtigkeit auf einen hohen Ehrenposten hinaufschwingen; so bleiben wir lieber in unserem niedern Stande. Bieten uns Betrug, Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit Reichthümer an; so schlagen wir sie mit Verachtung aus. Können wir uns durch Hintansetzung unserer Recht-

schaf-

schaffenheit die Gnade hoher, vielvermögender Personen erkaufen; thun wir es nicht. Drohet man uns Verderben, oder gar den Tod, wenn wir unsere Unschuld nicht Preis geben; fürchten wir uns nicht. Der Ausspruch des Heilandes Math. XVI. 26: „Was hilft es dem Menschen, wenn er alle Reichthümer der Welt erwirbt, aber mit Verlust des ewigen Lebens!" muß uns gegen alle Angriffe der zeitlichen Güther, unser Streben nach Tugend zu hindern und zu stören, schützen. —

d) Die zeitlichen Güther haben auf unser Streben nach Tugend nicht blos den Einfluß, daß sie dasselbe hindern können; sondern sie können und sollen auch Mittel seyn, die Tugend selbst zu erleichtern und zu befördern. Trachten wir also nach denselben, so sey unsere Absicht dabei nicht blos, um zu genießen; sondern um mehr Gutes zu thun. Suchen wir demnach Freuden auf, so geschehe es, uns zu stärken, auf der oft harten Tugendbahn mit neuem Muthe fortzuwandeln; dieß ist ja die Hauptabsicht des gütigen Schöpfers, warum er uns so viele Freuden in der Natur darbietet. Wäre jeder Freudengenuß so eingerichtet, wie wohlthätig würde er für das ganze Menschengeschlecht seyn! Trachten wir nach Reichthümern; so sey dabei unser erstes Augenmerk dahin gerichtet, um damit Menschenelend zu mindern, und Menschenwohl zu vermehren. Würde dieß allgemein herrschender Grundsatz, wie glücklich würde die Welt seyn! Streben wir nach Ehre und Ansehen; so sey unsere Absicht nicht, um nur Glanz um uns her zu werfen,

und andere zu blenden; sondern um mehr Einfluß zur Mitwirkung für das Wohl der Menschheit zu gewinnen, und niemand würde uns wegen unsers Ansehens beneiden und anfeinden. Kurz, betrachten und gebrauchen wir die zeitlichen Güther immer nur als Mittel, uns die Tugend zu erleichtern und zu befördern, und wir erfüllen den Befehl des Heilandes: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes, und nach der Gott gefälligen Gerechtigkeit!" —

Am funfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Als sich Jesus den Thoren der Stadt näherte, siehe, da trug man einen Toden heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter. Sie war eine Wittwe, und ein großer Haufen Menschen begleitete sie. Luc. VII. 12.

Alle nur etwas gebildeten Völker halten die Körper der Verstorbenen in Ehren; nur die ganz wilden werfen sie auf die Strasen, den Thieren zum Raub. Verbrannte der Römer die tode Hülle seines Mitbürgers, so that ers allezeit mit einer gewissen Feierlichkeit; er bewahrte die Asche davon in Urnen zum ewigen Andenken, als einen kostbaren Schatz auf, und wehe demjenigen, der ihn auf irgend eine Weise entehret hätte! Legte der Jude seinen verstorbenen Glaubensgenos-

genossen in die Erde, oder in Höhlen aus Felsen gehauen; so geschah es in Begleitung von Freunden und Anverwandten. Das bestätiget auch das heutige Evangelium, welches uns den Heiland wieder kennen lehrt, als den erhabenen Menschenfreund, der gerne fremde Thränen trocknet. Jesus war gerade vor die Stadt Naim gekommen, als man unter Begleitung einer Menge Volkes einen Toden heraustrug, welcher der einzige Sohn einer Wittwe war. Diese weinte und jammerte. Jesus sah es, wurde von Mitleid durchdrungen, und gab ihr durch seine Wunderkraft ihren Sohn wieder lebendig zurück.

Auch unter uns herrscht der Gebrauch, die Verstorbenen feierlich zum Grabe zu begleiten, und welcher Vernünftige wird ihn tadeln? Er kann wirklich recht nützlich seyn, wenn man ihn nur nicht als eine leere Zeremonie mitmacht.

Wie kann der Christ mit Nutzen Leichenbegängnissen beiwohnen?

Es ist wahr, manche Gebräuche unserer Kirche verfehlen bei ihrer gegenwärtigen Einrichtung den Zweck, gewisse Glaubens- und Sittenlehren zu versinnlichen, Gefühle der Andacht zu erwecken, und das Band der christlichen Bruderliebe immer enger zu knüpfen. Soll man sie aber deswegen ganz abschaffen? Der nach seiner Einbildung Aufgeklärte ist dieser Meinung; er lärmt und schreit: weg mit diesen Dummheiten! Ganz anders denkt der Vernünftige; dieser wünschet blos eine zweckmäßige Verbesserung; er weiß, daß sie gute Mittel seyn können, den Geist

der Religion zu versinnlichen. So wünschet er z. B. bei den Leichenbegängnissen, daß da alles entfernt seyn soll, was ein Schauspiel der Eitelkeit, eine Auflage für Wittwen und Waisen, und eine Zerstreuung für die Begleitenden seyn kann und wird. Er wünschet, daß nicht die Zahl der Begleiter, nicht die Pracht des Sarges, nicht der stärkere oder schwächere Ton der Glocken, nicht die Menge der Leichenlichter der Gegenstand seyn soll, mit dem sich der Christ beschäftiget; er wünschet, daß hier alles der Handlung gemäß sey, die wir zur Absicht haben, einen Toden zur Ruhe, und uns zum lebhaften Gefühle unserer Vergänglichkeit zu bringen.

Allein überlassen wir die bestmöglichste und zweckmäßigste Anordnung den Vorstehern der Kirche, und nehmen wir nur die Frage vor: Mit welchen Gesinnungen und Gedanken soll der Christ Leichenbegängnissen beiwohnen? Ich antworte: 1) **Mit dem lebendigen Glauben, daß der Tode nun ewig lebe;** 2) **mit dem Gedanken, daß auch wir über kurz oder lang sterben und alles verlassen müssen;** 3) **mit dem festen Entschlusse, die Trauer der Anverwandten des Toden durch Trost und Hülfe zu lindern.**

a) Paulus sagt 2. Cor. V. 1.: „Wir wissen, daß wenn unser gebrechlicher Körper aufgelöset wird, uns Gott eine andere Wohnung anweiset; daß wir ein nicht von Menschenhänden gebautes, sondern ein ewiges Haus im Himmel erhalten werden.“ Wie viel Beruhigendes und Tröstliches hat also nicht der

Gedan

Gedanke des guten Christen, der hinter dem Sarge seines verstorbenen Mitmenschen einhergeht: Ich helfe zwar den toden Körper meines Bruders zur Erde bestatten, damit er wieder zu Staub wird, aus dem er hervorgegangen ist; aber er selbst, sein Geist lebt ewig fort! —

Tugendhafter! beherzige diesen Gedanken wohl; er wird dir Kraft und Stärke geben, den Tugendpfad unermüdet fortzuwandeln. Du arbeitest nicht umsonst, du hast nicht gleiches Loos mit dem Thiere, das in sein voriges Nichts zurückfällt! Wird deine Tugend auch hier verkannt; wirst du vielleicht wegen derselben sogar gehaßt und verfolgt, weine nicht, du thust deine Schuldigkeit; du machst dich geeigenschaftet zum ewigen Leben, in das dein Bruder schon eingegangen ist. Paulus sagt ja: „Lasset uns Gutes thun ohne Unterlaß, zu seiner Zeit werden wir reichlich dafür belohnet werden.“

Auch du, Sünder! der du dem Leichenbegängnisse beiwohnest, überlege es wohl: dein Mitmensch, dessen todem Körper du die letzte Ehre erzeigest, lebt nun ewig fort; er ist schon vor dem Richterstuhle Gottes erschienen, um Rechenschaft von seinem Erdenleben abzulegen. Wünschest du vielleicht, mit dem Tode deines Körpers auf ewig ganz vernichtet zu seyn; es ist umsonst, du lebst auch ewig fort; nur mit dem wichtigen Unterschiede, daß dir dein künftiges Leben nicht zur Freude, sondern zur Qual seyn wird. Beherzige diese Wahrheit wohl bei der Beerdigung deines Mitbruders, sie wird gewiß die heilsame Wür-

kung bei dir hervorbringen, daß du von deinem bisherigen bösen Leben abstehen und anfangen wirst, der Tugend zu dienen. —

Wir beten gemeinschaftlich beim Leichenzuge: „Herr, gieb ihm die ewige Ruhe!" Dieser Wunsch macht unserm Herzen Ehre; wir flehen da zu Gott, dem Herrn des ewigen Lebens, daß er Mitleid, Barmherzigkeit und Schonung mit den begangenen Schwachheiten unsers verstorbenen Mitbruders haben möge. Vergessen wir aber nicht, daß Gott nicht ungerecht seyn könne; daß er das Gute belohnen, das Böse aber bestrafen müsse, und fassen wir den Entschluß, durch ein tugendhaftes Leben dafür zu sorgen, daß wir einstens nicht nöthig haben, unser ewiges Schicksal erst durch das Gebet unserer noch lebenden Mitbrüder bestimmen zu lassen. —

b) Ist unser Mitmensch, den wir zum Grabe begleiten, unvermuthet und vielleicht gar in der Blüthe seiner Jugend vom Tode weggeraffet worden; feuriger Jüngling! was denkest du dabei? Wer ist dir Bürge, daß dich nicht ein gleiches Schicksal treffen werde? Hat das Alter deine Lebenskraft aufgezehrt, kraftvoller Mann! mit welchem Grunde kannst du hoffen, daß dich der Tod so lange verschonen werde? Was ist also in beiden Fällen natürlicher, als die Worte des Heilandes zu beherzigen: „Wachet und seyd bereit! denn ihr wisset weder die Stunde noch den Tag, wann der Herr kommen wird" Was ist natürlicher, als der Entschluß, der trüglichen Zeit

sein

sein Seelenheil nicht anzuvertrauen, und nach Kräften zu arbeiten, so lange es Tag ist? —

War unser abgelebter Mitbruder im Besitze grosser Reichthümer, hatte er wichtige Ehrenstellen bekleidet, stunden ihm alle Arten von Freuden zu Gebote, hatte er eine Menge guter Freunde; betrachten wir ihn nun im Grabe liegend, er ist entblößt und verlassen von allem; er ruft uns gleichsam zu: Ihr Brüder! nackt und blos bin ich in die Welt eingegangen; nackt und blos muß ich auch wieder aus derselben hinausgehen! Welche Warnung für uns, nicht so gierig nach zeitlichen Gütern zu haschen! Reicher! präge dir doch diese Wahrheit recht tief ins Herz, und du wirst in Zukunft nicht mehr so habsüchtig, so geitzig und unbarmherzig gegen nothleidende Menschen seyn. Hochmüthiger, der du gern mit Ehrentiteln prangest! bedenke doch, daß du auch zu Staub und Asche werden mußt, und du wirst nicht mehr mit verachtendem Blicke auf andere herabsehen. Du Armer aber, und du Bescheidener und Demüthiger! verlachet die Thoren, die ihre ganze Glückseligkeit in Reichthum, in Ehre und Ansehen setzen. Bedenket: der Tod macht uns alle gleich; diese Betrachtung wird euch stärken, eure drückende und niedrige Lage mit Großmuth zu ertragen. —

c) Haben wir uns auf diese Weise das Begleiten der Leichenbegängnisse nützlich gemacht; so suchen wir es auch den noch lebenden Angehörigen unsers verstorbenen Mitbruders nützlich zu machen. Sehen wir also auf ihre Thränen, hören wir ihr Jammern,

und haben wir Mitleid mit ihnen. Suchen wir ihre Traurigkeit durch Trost und thätige Hülfe zu lindern. Weint eine Wittwe um ihren Gatten, hat sie an demselben die ganze Stütze ihres Lebens verloren; o so fassen wir doch gleich den festen Entschluß, uns ihrer nach Kräften anzunehmen, ihr mit Rath und That zu helfen. Hören wir Waisen um ihren Ernährer jammern, verstopfen wir doch die Ohren nicht gegen ihr erbärmliches Geschrei; suchen wir nach unsern Umständen und Vermögen für ihren Unterhalt, für ihre Erziehung und für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen; das Gesetz der Liebe fodert uns dazu auf. Der Apostel Jacobus sagt I. 17.: „Wahre und reine Religion, die Gott dem Vater gefällt, ist: für Bedrängte, Wittwen und Waisen sorgen, sein Herz von den Lastern böser Menschen befreit halten.“ Merket dieß wohl, ihr Obrigkeiten, Sachwalter und Vormünder! Die Wittwen und Waisen sind Gottes Heiligthum, welches euch besonders anvertraut ist, und das ihr nicht entehren dürfet. Ihr sollt Gottes Werkzeuge seyn, durch die er ihnen die Thränen trocknen will! —

Am sechzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Jesus gieng an einem Sabbath in das Haus eines der vornehmsten Pharisäer, um daselbst zu speisen, und man gab da genau auf seine Worte und Handlungen Acht. Luc. XIV. 1.

Der Mensch beobachtet gern die Denk- und Handlungsweise seines Mitmenschen, und zwar aus einer dreifachen Absicht: es ist ihm entweder um seine eigene oder um die Belehrung eines andern zu thun; oder er will diesen in übeln Ruf bringen, und dadurch seinen Haß gegen ihn abkühlen. — Die letzte Absicht hatte der Pharisäer, welcher den Heiland zu einem Gastmahle geladen hatte. Es war an einem Sabbathe; die Pharisäer hielten es für unerlaubt, an diesem Tage einen Kranken gesund zu machen, und doch führten sie an demselben Jesu einen Wassersüchtigen vor, der ihn um Hülfe anflehen mußte. Sie kannten das mitleidige Herz Jesu, und erwarteten also, daß er ihn heilen würde; um ihn alsdann als einen Sabbathschänder anzuklagen. Sie lauerten daher auf alle seine Reden und Handlungen, um ihn beim Volke in übeln Ruf zu bringen. Sie wußten, daß er sich durch seine Lehren und Thaten das Ansehen eines großen Propheten erworben hatte, und dieses suchten sie ihm zu nehmen. War das nicht recht schändlich

gehandelt? — So schändlich handeln auch heutiges Tages noch viele Christen. Hochmuth, Eigennutz, Haß und Feindschaft treiben sie an, die Reden und Handlungen ihrer Mitbrüder herabzusetzen und übel auszuschreien. Sie fehlen um so mehr, da der gute Ruf ein so kostbares Guth ist, an dem jedem Menschen sehr viel gelegen seyn muß.

Welchen Einfluß hat der gute Ruf auf ein glückliches und zufriedenes Leben?

Der gute Ruf besteht in der mehr oder weniger ausgebreiteten Meinung, welche andere von unsern guten Gesinnungen, Absichten und Handlungen haben. Das ist ein vernünftiger, weiser, guter und rechtschaffener Mensch; wenn dieß die Sprache eines großen Theils der Bewohner einer Stadt, eines Dorfes, oder gar einer Gegend ist; so steht jener im guten Rufe, drr vom Ruhme wohl zu unterscheiden ist. Auf den guten Ruf hat der ehrliche, auf den Ruhm der große Mann Ansprüche; jener kann von allen erlangt werden; dieser aber immer nur von sehr wenigen, die das Glück auf eine außerordentliche Weise begünstigt. Der Weg zum guten Rufe ist sehr einfach und leicht; der Weg zum Ruhme aber ist steil und gefahrvoll. Der Mensch kann ohne Ruhm froh und zufrieden leben; aber nicht ohne guten Ruf. Salomo sagt Spr. XXII. 1.: „Ein guter Name ist mehr, als alle Reichthümer; der gute Ruf geht über Gold und Silber.“ Wer kann diese Wahrheit bezweifeln? Der Mensch muß sich selbst schätzen, und auch verlangen, daß ihm andere schätzen; so wie ers verdient;

es

es kann ihm nicht gleichgültig seyn, was andere von ihm denken und sprechen. Auch der Bösewicht, der sich selbst für schlecht erkennen muß, giebt sich alle Mühe, von der Welt nicht dafür erkannt zu werden. Denn Tugend und Rechtschaffenheit, durch Vernunft erzeugt, sind und müssen die allgemein anerkannten Vorzüge seyn, welche den Menschen adeln, und seine erhabene Natur vor jener der übrigen Geschöpfe beweisen. Je edler demnach jemand denkt und handelt, desto wichtiger wird ihm das Urtheil anderer Menschen. Derselbe erträgt gelassen jeden andern noch so wichtigen Verlust, nur den seines guten Rufes nicht. Alles andre kann er leicht wieder zu erhalten hoffen; sey es, daß ers von seinem Fleiße oder vom Glücke erwartet; aber wie kann er dieß in Rücksicht seines guten Namens hoffen? Die schlimmen Urtheile verbreiten sich leicht, und wurzeln so tief ein, daß es oft unmöglich ist, sie wieder aufzuheben. — Was ist aber ein Leben ohne guten Namen? Frage man den Reichen, ob er unbekümmert um die Urtheile anderer Menschen sey, und antwortet er mit ja; so nennen wir ihn einen Auswurf der Menschheit. Was helfen uns alle Reichthümer der Welt, wenn wir wegen unsers schlechten Rufes von andern verachtet werden, und alle gesellige Vergnügungen, die doch einen so wichtigen Bestandtheil der irdischen Glückseligkeit ausmachen, entbehren müssen? Und wer wird wohl gerne Umgang mit uns pflegen? Jedermann wird unsere Gesellschaft scheuen, aus Furcht, sich auch einen übeln Ruf zuzuziehen, und so müssen

wir

wir unser Leben in Verachtung und Trennung von allen Rechtschaffenen dahinbringen.

Allein auch unser ganzes Wohl hängt sogar oft von dem Urtheile ab, welches andere Menschen von uns haben. Können wir bei einem übeln Rufe hoffen, daß diese uns Hülfe, Unterstützung und Wohlwollen erzeigen werden? Sie müssen uns ja für unwürdig erklären? Werden sie ihre Güter, ihre Rechte, ihre Ehrenstellen unserer Verwaltung anvertrauen, wenn sie an unserer Redlichkeit, Treue und Rechtschaffenheit zweifeln müssen? Werden sie unsern Worten glauben, unsern Rath hören, zu unserer Vertheidigung herbeieilen, wenn sie gegen uns ein gerechtes Mißtrauen haben? Werden Höhere uns in ihre Dienste aufnehmen; werden Niedere uns gern und mit Achtung gehorchen? Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß Menschen von allen andern Hülfsmitteln entblößet, durch ihren guten Namen in der Welt ihr Glück viel leichter und gewisser machen, als andere mit so manchen andern Vorzügen? Was ist der Arzt ohne den Ruf der Rechtschaffenheit? Man hat kein Zutrauen zu ihm, und man sucht seine Hülfe nicht. Was ist der Beamte ohne den Ruf der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten? Die Untergebenen verachten ihn im Herzen; sie befolgen seine Befehle nur aus Furcht vor Strafen. Was ist der Handelsmann ohne den Ruf der Ehrlichkeit? Niemand mag ihm was abkaufen; man fürchtet sich, betrogen zu werden. Was ist der Handwerker ohne den Ruf der Ehrlichkeit? Man wird nichts bei ihm arbelten lassen; was

der

der Dienstbote, der Tagelöhner ohne den Ruf der Treue und des Fleißes? Man wird sie nicht zur Arbeit dingen. Was ist der junge Mann, der sich verheurathen will, ohne den Ruf der Unschuld, des Fleißes und der guten Wirthschaftlichkeit? Er wird sein Glück nicht machen. — Wie wohlgemeint und weise ist daher nicht der Rath, den Sirach XLI. 15. 16. giebt: „Um deinen Namen sey besorgt, er dauert länger, als tausend große Kammern Goldes. Ein gutes Leben währt nur wenige Tage; ein guter Name bleibt ewig."

Beherziget dieß wohl, ihr, die ihr glücklich, froh und zufrieden leben wollt! Sorget für einen guten Ruf! Befolget demnach, was Paulus Phil. IV. 8. sagt: „Zeiget durch eure Gesinnungen, Reden und Handlungen, daß ihr ein gutes Herz habet, welches Liebe, Achtung und Verehrung verdient. Verfallt aber dabei nicht in den Fehler, daß ihr nur nach eitler Ehre trachtet; hütet euch vor Großthun und Pralen; lasset nach dem Befehle Jesu eure guten Gesinnungen und Handlungen vor den Menschen nur aus der Absicht leuchten, damit sie den himmlischen Vater preisen, und euch nachahmen. Hütet euch aber auch eben so sehr, andern Menschen den guten Ruf zu entreißen; beherziget immer die wichtige Regel: „Was du nicht willst, daß dir andere thun sollen, das thue auch ihnen nicht." Schränket deswegen eure Zungen ein, damit sie nicht durch Verläumdungen den guten Namen anderer Menschen verletze. Gebet auch denen kein Gehör, die lieblos von ihrem Nächsten

spre-

sprechen. Jedermann wird euch dann achten und lieben, und gerne in eurer Gesellschaft seyn; brauchet ihr fremde Unterstützung, sie wird euch nicht fehlen; ihr werdet immer Freunde haben, die sich eurer annehmen werden.

Am siebzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!
Math. XXII. 39.

Wie leicht der Mensch in der Religion die Nebensache mit der Hauptsache verwechsele, beweisen die jüdischen Schriftgelehrten. Ihr Gesetzgeber Moses hatte ihnen ausdrücklich gesagt: „Liebet Gott über alles, und den Nächsten wie euch selbst!“ und doch waren sie uneinig, welches Gebot in ihrem Gesetze das größte sey. Einige hielten dafür, die Lehre von den Opfern; andere, die vom Sabbathe; andere, die von der Beschneidung. Daher die Frage welche heute ein Gesetzlehrer an Jesus that: „Meister! welches ist das vornehmste Gebot im Gesetze?“ Die Antwort Jesu ist bekannt; er erklärte darin die Liebe Gottes und des Nächsten für den Geist der Mosaischen Religion.

Athmet dieser Geist der Liebe nicht auch in unserer ganzen Religion? Ja, Jesus veredelte ihn nur noch mehr, und hauchte ihn gleichsam auch seiner Religion ein

ein. Wohl dem Christen, der ihn in allen seinen Gesinnungen, Reden und Handlungen ausdrückt! Er ist ein wahrer Freund Gottes und der Menschen. Kann er einen schönern Namen haben? Kann er aber auch seine irdische Glückseligkeit durch etwas anders besser gründen und sichern, als durch diesen Geist der Liebe? Es ist der Mühe werth, den wichtigen Einfluß darzustellen, den die Menschenliebe, welche unzertrennlich von der Liebe Gottes ist, auf unsere Glückseligkeit habe, um einen neuen Beweis zu geben, daß die Tugend den Menschen selbst belohne.

Groß ist die Glückseligkeit des Menschen, der das Gebot der Nächstenliebe pünktlich befolget!

Wer seinen Nächsten liebet, wie sich selbst, befolget diese zwei Regeln: 1) was du vernünftig wünschen kannst, daß dir andere nicht thun sollen; das thu auch ihnen nicht; 2) was du vernünftig wollen kannst, daß dir von andern geschehe, das thu auch ihnen; er denkt, spricht und handelt also in Betreff seines Mitmenschen; so wie er vernünftiger Weise wünschen kann, daß dieser in Rücksicht seiner denken, sprechen und handeln möchte. Es ist ihm z. B. unangenehm, wenn andere seine Schwachheiten bekannt machen, wenn sie ihn belügen, im Handel und Wandel betrügen, er thut es sohin auch ihnen nicht. Er hat es gerne, wenn ihn andere vor drohenden Gefahren warnen, wenn sie ihn im Unglücke mit Rath und That zu helfen suchen; er thut es auch ihnen. Kurz, der wahre Menschenfreund handelt stets ge-

recht, billig und gütig gegen andere; und wie rein und edel sind die Freuden, welche er sich dadurch bereitet! Wie groß die Glückseligkeit, die ihm deswegen zu Theil wird! Nichts geht 1) über die Zufriedenheit mit sich selbst; 2) über die Achtung und Liebe, die man von andern genießet, und 3) über den Beyfall Gottes; und diese drei Stücke besitzet der wahre Menschenfreund im höchsten Grade.

a) Sobald die Vernunft beim Menschen erwacht, so unterscheidet er auch schon Recht von Unrecht, und erkennt zugleich die Verbindlichkeit, jenes zu thun, und dieses zu unterlassen. Eine Stimme in seinem Innern ruft ihm auch unaufhörlich zu, dieser Verbindlichkeit gemäß zu leben. Gehorcht er, so erhält er Beifall und Belobung, und ist froh und zufrieden mit sich selbst; gehorcht er nicht, so ist Tadel und Verachtung sein Lohn, und er muß mit sich selbst unzufrieden seyn. Wer sich beobachtet hat, wie ihm zu Muthe war, nachdem er gut oder böse gehandelt hatte, wird diese Behauptung wahr finden. Sucht auch der Bösewicht sein Gewissen durch allen möglichen Freudengenuß zu betäuben, er bringt es doch nicht ganz zum Stillschweigen, es wirft ihm die Herabwürdigung seiner vernünftigen Natur, und seine Unwürdigkeit vor, Freuden zu genießen, und er muß sich schämen und verachten; seine innere Ruhe ist dahin. Lasse man den König auf dem glänzendsten Throne sitzen, wohnt aber in seinem Herzen nicht die Zufriedenheit mit sich selbst, hat er den Beifall seines

Gewis-

Gewissens nicht; was helfen ihm alle Reichthümer, alle Macht und Herrlichkeit? Sitze aber der Arme gleichwohl in einer morschen Hütte, muß er gleichwohl seinen Hunger mit schwarzem Brode, und seinen Durst mit Wasser stillen; sagt ihm nur sein Inneres: du bist ein guter Mensch! wie glücklich ist er nicht bei seiner Dürftigkeit! Munter und froh geht er beim Anbruch des Tages an seine Arbeit; munter und froh kehrt er am Abend nach Hause, und zeigt der ganzen Welt, daß man bei einem guten Gewissen auch mit Wenigem vergnügt und zufrieden seyn könne.

Betrachten wir nun den wahren Menschenfreund, wie wohl muß es ihm nicht seyn? Sein Herz schlägt von lauter Liebe, er liebet Gott über alles, und seinen Nächsten wie sich selbst! Welches Wonnegefühl muß er nicht haben, da er in Wahrheit sagen kann: du erfüllst alles, was im Gesetze und in den Propheten befohlen ist? Ja, dieses frohe Bewußtseyn versüßet ihm jede Freude, tröstet ihn in jedem unverschuldeten Unglücke, und entschädiget ihn hinlänglich in allem, weswegen sich andere glücklich träumen. In seinem Herzen wohnet stets Ruhe und Zufriedenheit, und Neid, Haß und Feindschaft, Rachsucht und alle feindselige Leidenschaften, die das menschliche Herz so sehr beunruhigen und plagen, finden in dem seinigen nicht Platz. Wie glücklich ist er nicht! —

b) Das gesellschaftliche Leben gewährt viele Freuden, aber auch viele Leiden. Es schützet oft gegen drohende Gefahren, es ertheilt Trost und Hülfe im Unglücke, und erhöhet und vervielfältiget den Genuß

der irdischen Güter auf mancherlei Weise. Allein es verursachet auch oft Zank und Streit, Haß und Feindschaft und allerlei Kränkungen. Glücklich ist daher derjenige zu preisen, der die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens genießet, und von seinen Nachtheilen möglichst befreit bleibt. — Wer ist aber dieser Glückliche anders, als der Menschenfreund? Er sieht keine Thränen, und hört keine Klagen, die er verursachet hat; man spricht nur von seinem guten Herzen, und rühmt allgemein seine strenge Gerechtigkeit und grenzenlose Liebe. Er befolgt den Rath Sirach VII. 38. 39.: „dem Traurenden entzieh dich nicht, und weine mit den Weinenden. Ermüde nicht den Kranken zu besuchen, denn darum wird dir Liebe;" und schaarenweise kommen seine Mitbrüder, und danken ihm mit Thränen im Auge für den väterlichen Trost, den er ihnen gegeben, und für die Hülfe, die er ihnen geleistet hat. Und wer sollte sich wohl unterstehen, einen solchen allgemein bekannten Menschenfreund nur mit Mienen zu betrüben? Er würde jeden Gutgesinnten gegen sich aufbringen. Wer wird sich nicht beeifern, sich seiner Liebe würdig zu machen? Wer wird nicht gerne in seiner Gesellschaft seyn? Kaum tritt er aus dem Hause, so heißt es schon allgemein: seht, da kommt der edle Menschenfreund! und man hört einen freundlichen Gruß auf den andern. Wird er krank, oder trifft ihn ein Unglück; o! da ist allgemeines Trauern und Weinen; da läuft und rennt alles zur schleunigen Hülfe; da ist kein Opfer zu groß, das man nicht mit Freude darbringt, um dem Liebenswür-

würdigen nur eine Gefälligkeit zu erweisen. — Wer kann die große Glückseligkeit genug beschreiben, die der Menschenfreund bei der allgemeinen Achtung und Liebe seiner Mitbürger genießet! Sie läßt sich nurempfinden.

c) Der Heiland schärfte noch kurz vor seinem Tode den Jüngern das Gebot der Liebe ein, und sagte dann zu ihnen Joh. XVI. 14.: „Ihr seyd meine Freunde, wenn ihr das thut, was ich euch befehle — wenn ihr Liebe ausübet." Der Menschenfreund ist also auch ein Freund Jesu, ein Freund Gottes; er sucht ja die unendliche Liebe Gottes; er sucht ja die unendliche Liebe Gottes im Kleinen nachzuahmen. Läßt Gott seine Sonne über Gute und Böse aufgehen, und die Felder der Gerechten und Ungerechten beregnen; so läßt der liebevolle Menschenfreund Trost, Rath und Hülfe allen seinen Mitmenschen angedeihen. Wie beseligend muß nicht demnach für diesen der Gedanke seyn: ich bestrebe mich nach Kräften, in der Liebe so vollkommen zu werden, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist! Ich darf also auch gewiß auf seinen Beifall rechnen! Dieser Gedanke erhöhet und vervielfältiget die Freude unendlichemal, die Achtung und Liebe seiner Mitmenschen zu besitzen, und erleichtert jedes Hinderniß, das er bei Ausübung seiner Liebe findet. Sollte sich auch der Fall ereignen, daß undankbare Menschen sein gutes Herz verkenneten, sollten sie gar so weit gehen, daß sie ihn anfeindeten und kränkten; sein von lauter Liebe schlagendes Herz wird rüber freilich bluten; allein er findet in dem Bewußtseyn, den Beifall Gottes

tes zu haben, hinlänglichen Trost, und hört niemals auf, Menschenliebe auszuüben, wenn er auch noch so übel dafür belohnt wird, denn er thut es nicht aus Eigennutz, sondern aus Pflicht. —

Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Man brachte einen Gichtbrüchigen zu ihm auf einem Bette. Math. IX. 2.

Jesus war kaum aus der Gegend der Stadt Gergesa, wo er zwei Besessene geheilet hatte, in Kaphernaum zurückgekommen, als sich schon wieder so viele um das Haus, in welchem er sich aufhielt, versammelten, daß sie im Vorhofe vor der Thüre nicht einmal Raum genug hatten. Da er der großen Versammlung predigte; trugen etliche Männer einen Gichtbrüchigen hrrbei, und ließen ihn vom Dache herab zu den Füßen Jesu. Dieser Kranke hatte sich wahrscheinlich sein Elend durch Ausschweifungen zugezogen; das erhellet aus dem, weil Jesus zu ihm sagte: Sey getrost, mein Sohn! dir sind deine Sünden vergeben! Allein Jesus machte ihn doch gesund. — Wie groß muß die Freude dieses unglücklichen Menschen gewesen seyn, da er wieder auf den Füßen stehen, sein Bette auf die Schultern nehmen und nach

Hause

Hause gehen konnte. Nun wird er gewiß erst recht gefühlt haben, welch ein kostbares Gut die Gesundheit sey. Wohl ihm, wenn er durch Schaden klug gemacht, in Zukunft sorgfältig über sie gewacht hat! Dreimal wohl aber jenen, die den hohen Werth der Gesundheit kennen, ohne sie durch ihren Verlust erst schätzen gelernt zu haben! Allein die meisten Menschen wissen gewöhnlich den Werth einer Sache nicht eher zu achten, als bis sie dieselbe nicht mehr haben. Möchten sie doch in diesem Stücke vernünftiger werden, vorzüglich aber in Hinsicht der Schätzung des hohen Werthes der Gesundheit! Wohlan also, man höre zu diesem Behufe:

Welch' ein kostbares Guth die Gesundheit sey.

Unter allen Gütern der Erde ist keines von so großem Werthe, als die Gesundheit. Jede Freude wird durch sie erhöhet, und jedes Leiden hilft sie uns ertragen. Fehlt uns aber dieses Geschenk Gottes; so haben wir wenig Gefühl für das Gute, womit uns die Vorsehung segnet, und empfinden jedes Uebel doppelt schwer. Was hilft ein Leben in steter Traurigkeit und im beständigen Schmerzengefühl dahin gebracht! Und was ist das Leben ohne Gesundheit anders? Sirach sagt XXX. 14.: „Viel besser ein gesunder Bettler starken Körperbaues, als reich seyn und am Leibe die Geißel fühlen.“ Um den hohen Werth der Gesundheit recht deutlich einzusehen, betrachten wir folgende zwei Punkte: Der Mensch hat ohne Gesundheit 1) keine frohe, sondern

nur traurige und schmerzhafte Tage; und kann 2) seine Berufspflichten nicht erfüllen.

a) Was sind Freuden, was Macht, Reichthum, Ehre und Ansehen ohne Gesundheit? Sie machen uns den großen Verlust jenes edlen Guthes nur um so empfindsamer und schmerzhafter. Da wohnt ein Mächtiger im königlichen Pallaste; er ist unumschränkter Beherrscher vieler Millionen Menschen; alles ist bereitet und beeifert sich jeden seiner Winke zu befolgen; er darf nur befehlen, und jede Art von Freude steht ihm zu Gebote. Allein er ist krank — und alles ekelt ihn an; seine Tafel ist mit den köstlichsten Speisen besetzet, er mag und kann nichts genießen; man sucht seinen darniedergeschlagenen Geist durch den Zauber der Musik aufzuheitern, es ist umsonst; für ihn ist alle Freude dahin; er würde gerne seine königliche Pracht und Macht dahin geben, wenn er nur dadurch sich die Gesundheit erkaufen könnte. Dort ist ein Reicher, seine Kisten sind alle mit Silber und Gold angefüllt; es fehlt ihm aber die Gesundheit — und er würde alle seine Schätze für dieß kostbare Kleinod hingeben. Er sieht den armen Taglöhner so munter zur harten Arbeit gehen, er hört ihn dabei so fröhliche Lieder singen; sieht, wie gut ihm sein Mittagsmahl, das aus Brod und Wasser besteht, schmekket, und preist ihn glücklich; sich aber nennt er unglücklich. Hier ist ein Kriegsheld; die halbe Welt spricht von seinen großen Thaten; aber nun wird er krank, und all' sein Ruhm kann ihm seine Schmerzen nicht

nicht lindern. Was helfen uns also Freuden, was Macht, Reichthum, Ehre und Ansehen ohne Gesundheit? —

Allein nicht genug, daß man ohne Gesundheit nicht froh und vergnügt leben kann; der Verlust derselben verursachet auch gar oft die grausamsten Schmerzen. Wie ächzet, jammert und weint nicht oft mancher Kranke! Wie ringt er nicht die matten Hände zum Himmel, und flehet unter Thränengüssen zum Herrn über Leben und Tod, daß er doch sein großes Leiden endigen möge! Wer die Gesundheit nicht genug zu schätzen weiß; o! der gehe nur in Krankenstuben, und er wird es gewiß lernen; da wird er sehen, wie die menschliche Natur sich wehrt und sträubt, und alle Kräfte aufbietet, dem Schmerzengefühle nicht zu unterliegen, und er wird zurückschaudern, und mit Sirach XXX. 15. ausrufen: „Gesundheit, Wohlbehagen ist viel mehr, als alles Gold; ein starker Körper mehr, als unermeßlich Gut.“—

b) Wir sind nicht auf der Erde, um nur zu genießen, um nur froh und vergnügt zu leben, wir sollen auch die Bestimmung erfüllen, die uns Vernunft und Religion auflegen; ein jeder soll in seinem Stande mit den Talenten wuchern, die ihm Gott anvertraut hat. Welcher Stand, welches Geschäfte und Gewerbe verlangt aber nicht Gesundheit und Kräfte, wenn es glücklich ausgeführt werden soll? Der Landmann will seine Felder bestellen; es ist Zeit zu säen, oder zu erndten; aber nun wird er krank, und seine Arbeit liegt darnieder; er muß sie mit vielem Nach-

theile Fremden anvertrauen. Die Hausmutter sieht mit Freude, wie sich der Wohlstand ihres Hauses durch ihre Sorgfalt und Emsigkeit von Tag zu Tag mehr erhebet; aber jezt wird sie auf das Krankenlager hingeworfen, und muß Dienstboten schalten und walten lassen; das Hauswesen geräth täglich mehr in Verfall. Der Vater ernähret durch seine Handarbeit Weib und Kinder, und es wird ihm gar nicht sauer dabei; er erfüllt seine Pflicht; aber jezt lähmt ihm eine Krankheit die rüstigen Arme — und die ganze Familie muß darben. Eine Krankheit überfällt den Handelsmann, den Handwerker, und ihr Gewerbe liegt darnieder; sie müssen den sauren Verdienst von mehreren Jahren in die Apotheke tragen. Der Beamte hat den besten Willen und auch die Geschicklichkeit, die Unterthanen seines Fürsten durch sorgfältige Handhabung der Gerechtigkeit, durch Beobachtung einer guten Polizei, und durch allerlei gute Anstalten glücklich zu machen; er wird aber krank und alle seine guten Entschlüsse gerathen ins Stocken. Und muß es nicht auch das ganze Land fühlen, wenn der Fürst schwach und kränklich ist? Er kann nun die verschiedenen Zweige der Verwaltung seines Landes nicht mehr überschauen, er kann die Mängel nicht mehr mit eignen Augen sehen; er muß Fremden glauben, und kann deswegen so manches Gute, das ihm noch auf seinem menschenfreundlichen Herzen liegt, nicht ausführen. —

Wer mag nach dieser Darstellung noch läugnen, daß die Gesundheit unter allen Gütern der Welt das

größte sey? Möchten sich doch von dieser Wahrheit alle Menschen recht wohl überzeugen, sie würden dann gewiß für die Erhaltung ihrer Gesundheit nach Kräften sorgen. —

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Der König sandte wiederum andere Diener aus, mit dem Befehle: saget den Geladenen, sehet, mein Gastmahl ist bereitet, meine Ochsen und Mastkälber sind geschlachtet, und alles ist in Bereitschaft, kommt also zum Hochzeitmahle. Math. XXII. 4.

Das heutige Gleichniß enthält folgende Wahrheiten: „Der himmlische Vater hat seinen Sohn in die Welt gesandt, um die menschliche Natur zu unserm Heile anzunehmen. Christus, da er unter den Menschen wandelte, lehrte denselben die wahre Religion und stiftete eine Kirche, zu welcher Gott die Juden schon vormals durch seine Propheten, und hernach durch die Apostel berufen ließ. Die Juden kamen aber dem göttlichen Rufe nicht nach, sondern verachteten Jesum sowol, als auch seine Lehre. Einige giengen überdieß in ihrer Bosheit so weit, daß sie sowol die zu ihnen gesandten Propheten, als auch manche aus den Aposteln auf die feindseligste Weise tödteten. Allein die Juden wurden auch deswegen gestraft; ihre

Stadt wurde nicht nur durch das römische Kriegsheer zerstört; sondern sie selbst wurden auch unter allen Nationen zerstreut. An die Stelle der undankbaren Juden aber wurden die Heiden zur christlichen Religion geladen. Unter diesen gab es freilich auch Leute, welche zwar den Glauben hatten, aber demselben nicht nachlebten. Allein sie waren deswegen auch strafwürdig. —

Bleiben wir bei dem letzten Punkte stehen, und wenden wir denselben auf die heutigen Christen an. Also nicht jeder, der sich Christ nennt, ist auch ein wahrer Christ, und wer als Christ seine Schuldigkeit nicht thut, hat vor Gott keine Entschuldigung; warum?

1) Kann er sich in seiner Religion hinlänglich unterrichten, und 2) ist diese auch nicht zu schwer.

a) Der Herr hat mit einem Diener Nachsicht, der aus schuldloser Unwissenheit einen Fehler macht. Auch Gott kann den Menschen nur nach dessen möglichem Wissen und Willen richten, das fordert seine unendliche Gerechtigkeit; sonst wären ja viele Völker, denen das Licht der christlichen Religion nicht geleuchtet hat, höchst unglücklich. Sie werden in der Religion ihrer Väter geboren, saugen sie mit der Muttermilch ein, wachsen darin auf, und hören wenig oder gar nichts von unserer Religion, und wenn auch, so haben sie die Fähigkeit nicht, zwischen dieser und der ihrigen die gehörige Prüfung anzustellen. Wohl ihnen, wenn sie nur nach dem Gesetze leben, das

Gott

Gott in aller Menschen Herzen geschrieben hat; sie thun, was in ihren Kräften steht.

Nicht so verhält sich die Sache mit dem Christen; von diesem kann Gott billiger Weise mehr fordern, und derselbe hat gar keine Entschuldigung, wenn er nicht alle Pflichten des Christenthums erfüllt, denn er hat alle mögliche Mittel, sich von derselben zu belehren und zu überzeugen. Er wird in der christlichen Religion geboren und erzogen. Christliche Aeltern machen es sich zur ersten und wichtigsten Angelegenheit, ihren Kindern frühzeitig Hochachtung und Liebe gegen die Religion einzuflößen, sowol durch Lehre als Beispiel; und Kirche und Staat sorgen gemeinschaftlich für das fernere Wachsthum im Christenthume. Wie gut und schön sind nicht die vielen Lehr- und Erziehungsanstalten, welche der Staat zu diesem Zwecke getroffen hat! Da wird das christliche Kind stufenweise, so wie es seine Fähigkeiten erlauben, gebildet; es erhält zuerst nur leichte Speisen; sein sittliches Gefühl wird geweckt und geschärft; es lernt das Böse vom Guten unterscheiden, und wird durch die Betrachtung der Natur auf seinen allmächtigen, gütigen und weisen Schöpfer aufmerksam gemacht. — Bei größerer Entwicklung seiner Verstandeskräfte wird es dann weiter geführt; es lernt nun seine verschiedenen Pflichten als Mensch, als Christ und als Bürger; man sucht die Vorurtheile, welche es vielleicht von Ammen, oder von schwachen Aeltern eingesogen hat, auf eine sanfte und kluge Weise zu verdrängen. Die Diener der Kirche vereinigen ihre

Kräfte

Kräfte mit jenen der Schullehrer, und scheinen weder Zeit noch Mühe, das Kind in der Kenntniß der christlichen Religion immer weiter zu bringen. Sie leiten zu diesem Behufe den ganzen Schulunterricht, beleben ihn durch ihre öftere Gegenwart, füllen die etwaigen Lücken desselben aus, und verbessern die noch obwaltenden Fehler. In der Kirche setzen sie den christlichen Unterricht durch zweckmäßige Reden und durch faßliche Erklärung des Katechismus fort; da übergehen sie keine Wahrheit, keine Pflicht, die sie nicht überzeugend für den Verstand, und annehmlich für das Herz darstellen. Nebstdem sind sie stets bereit, jedem Christen, der Zweifel hat, den gehörigen Aufschluß zu geben; kurz, sie sind die beständigen Lehrer, Tröster und Rathgeber ihrer Untergebenen. Kann der Christ in Wahrheit sagen, daß er nicht genug Mittel in Händen habe, sich gehörig in seiner Religion zu unterrichten? Kann er sich in dieser Hinsicht entschuldigen, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt? —

b) Wenn ein Diener Arbeiten, die über seine Kräfte steigen, nicht verrichtet; so kann er deswegen von seinem Herrn nicht getadelt, noch weniger aber gestraft werden; dieser wäre sonst hart und grausam. Das wäre auch der Fall bei Ausübung der christlichen Religion, wenn diese zu schwer wäre. Allein das ist sie nicht. Jesus sagt Math. XVII. 30.: Meine Lehre ist liebenswürdig und leicht; betrachten wir dieselbe in ihrer Wesenheit; so werden wir diese Aussage bestätiget finden. Durchgehen wir nur das Stück der berühmten Bergrede, welche der Heiland gleich im

Anfan-

Anfange seines Lehramtes hielt, und die den ganzen Geist seiner Lehre in sich faßt. Es heißt da: **selig sind die Demüthigen.** Ist denn aber die Demuth eine schwere Tugend? Der Mensch, welcher Selbstkenntniß hat, und sich von der Eigenliebe nicht blenden läßt, wird bei allen seinen Vorzügen doch auch noch manche Schwachheiten und Fehler an sich finden, er wird einsehen, daß er alles, was er ist und was er hat, großen Theils Gott und guten Menschen zu verdanken und sohin gar keine Ursache habe, hochmüthig zu seyn. — **Selig sind die Sanftmüthigen und Friedfertigen!** Wie magst du aufbrausender, wilder und zorniger Christ behaupten, daß es schwer sey, sich Sanftmuth und Friedfertigkeit eigen zu machen? Mußt du denn jede Scheinbeleidigung gleich für eine wahre halten? Kannst du dein aufgebrachtes Gemüth nicht durch Entfernung, durch Zerstreuung so viel besänftigen, um kaltblütig überlegen zu können, ob es dein Bruder bei seinen Reden und Handlungen auch wirklich so böse meinte, wie du dir vorstellst? Ist dir denn deine Ruhe und Zufriedenheit nicht so viel werth, daß du auch wirkliche Beleidigungen verzeihen kannst? — **Selig sind, die einen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit haben.** Was heist gerecht seyn? Niemanden an Ehre und Eigenthum kränken; und dieß sollte schwer seyn? Ist es denn schwer, in seinen Worten, Gesprächen und Handlungen die so natürliche Regel zu beobachten: „Was du nicht willst, daß dir andere thun sollen, das thu auch ihnen nicht?

Erwer-

Erwerben wir uns durch Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Treue nicht die Hochachtung und Liebe aller gutdenkenden Menschen, und machen uns die entgegensetzten Laster nicht überall verachtet und verhasset? — Selig sind die Barmherzigen. Ihr Reichen! könnt ihr im Ernste behaupten, daß es schwer sey, Nothleidenden von eurem Ueberflusse mitzutheilen? Könnt ihr taub und unempfindlich gegen das Jammern und Weinen der Unglücklichen seyn? Ist euer Herz nicht schon zum Mitleid geschaffen? Hänget nur euer Herz nicht zu sehr an das Zeitliche, und vergesset nicht, daß die Armen und Nothleidenden eure Brüder sind, und es wird euch gewiß nicht schwer werden, Barmherzigkeit auszuüben. — Selig sind, deren Herz rein ist. Was ist ein reines Herz? In dem nicht böse Begierden und Leidenschaften herrschen. Sage nicht, mein lieber Christ! die Gebote des Christenthumes sind oft meinen Lieblingsneigungen entgegen; sie verbieten mir oft Vergnügungen, an die ich gewöhnet bin; ich soll meine Leidenschaften einschränken, und sie sind doch zu mächtig. Die Religion Jesu ist keine Störerin unschuldiger Freuden, und deren giebt es die Menge; sie befiehlt mit den Weinenden zu weinen, und mit den Fröhlichen sich zu freuen. Kommt es dir hart an, deine Leidenschaften zu beherrschen; so bist du selbst Schuld; du hast ihnen zu viel Macht eingeräumet; allein es ist doch nicht unmöglich Herr über sie zu werden; versuche nur deine Kräfte! —

Wer mag es noch läugnen, daß es Wahrheit sey, wenn Jesus sagt: „Meine Lehre ist liebenswürdig und leicht!“

Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Der Hofmann bat noch einmal: Herr! komm doch, ehe mein Sohn stirbt. Joh. IV. 49.

Der königliche Beamte im heutigen Evangelium verdient unsere ganze Aufmerksamkeit. Sein Sohn war todkrank. Traurigkeit und Jammer herrschten ohne Zweifel im ganzen Hause. Man wird gewiß auch alles angewendet haben, dem geliebten Kranken zu helfen; allein es war umsonst. Endlich hörte der betrübte Vater, daß Jesus, der ihm schon vermuthlich als ein großer Wundermann bekannt gewesen war, in der Nähe sey. Voll vom Vertrauen machte er sich auf, gieng hin zu Jesus und bat ihn inständigst, seinen Sohn gesund zu machen. Wie mag er aber erschrocken seyn, da er den bittern Vorwurf hören mußte: „Wenn ihr nicht Wunder und Zeichen sehet, so glaubet ihr nicht!“ Allein er faßte doch wieder Muth, und wiederholte seine Bitte. Nun hörte er die trostreichen Worte: „Geh hin, dein Sohn ist gesund.“ Ein schwerer Stein war jezt von seinem Herzen weggewälzet; freudig kehrte er nach Hause, und erfuhr

schon

schon unterwegs von seinen Bedienten, daß sein Sohn wirklich ausser aller Gefahr sey.

Saget, ihr Aeltern! wie gefällt euch das väterliche Herz des königlichen Beamten? Müsset ihr es nicht rühmen? Wohl, so schämet euch, wenn ihr kein solches Herz habet. Der Jude war so ängstlich besorget um die Gesundheit seines Sohnes, und christliche Aeltern vernachlässigen oft die Gesundheit ihrer Kinder so sehr; welche Schande! Zu ihrer Belehrung diene folgende Betrachtung:

Was für Pflichten haben Aeltern in Rücksicht der Gesudheit ihrer Kinder?

Die Kinder sollen gute Menschen, brauchbare Glieder des Staates, rechtschaffene Christen, und einstens ewig glückliche Bürger des Himmels werden. Die Erziehung, sowol die körperliche als die geistige, ist das Mittel dazu; eine ist so nothwendig wie die andere. Was helfen dem Kinde alle noch so sorgfältige Entwicklungen seiner geistigen Kräfte ohne Gesundheit des Körpers? Ist eine Uhr in allen Theilen auch noch so gut gearbeitet; hat sie aber eine schlechte Feder, so wird sie niemals richtig gehen. Was die Feder der Uhr ist, das ist die Gesundheit dem Menschen; sie giebt seinen Kräften erst die gehörige Schnellkraft; ohne sie sind alle Thätigkeiten der Seele gehemmt; ohne sie sind alle Freuden des Erdenlebens ungenießbar, und der Mensch ist sich und andern zur Last. Es ist also gewiß die erste Pflicht der Aeltern, bestmöglichst für die Gesundheit ihrer Kinder zu sorgen. Wie soll es aber geschehen? 1) Aeltern sollen

len ihren Kindern nur gesunde Speisen und Getränke geben; 2) sollen sie dieselben zur Mäßigkeit und Reinlichkeit gewöhnen; 3) dürfen sie ihnen keine zu schwere Arbeiten auflegen, und 4) wenn sie krank sind, müssen sie schleunige Hülfe suchen.

a) Speise und Trank sind die unumgänglich nothwendigen Mittel, das Leben zu erhalten, und dem Körper Kraft und Stärke zu geben; aber, wohl gemerkt, wenn man dabei die nöthige Auswahl trifft, gehöriges Maaß beobachtet, und auf Alter und Beschaffenheit des Körpers sieht; denn manche Speisen schwächen und zerstören, statt daß sie stärken und erhalten sollten; sie kitzeln nur den Gaumen, schaden aber dem Magen durch die übeln Säfte, die aus denselben entstehen. — Was sind aber das für Speisen, welche der Gesundheit der Kinder so nachtheilig sind? Es sind die sogenannten Leckerbissen.

Um sich davon recht zu überzeugen, betrachte man nur die Kinder der gemeinen Landleute, und der vornehmen Städtebewohner. Wenn es jene hungert, so erhalten sie ein Stück kraftvolles, wohlgebackenes Roggenbrod, eine Birn oder Apfel; haben sie Durst, so giebt man ihnen Milch oder frisches Brunnenwasser, und wie wohl befinden sie sich bei dieser einfachen Kost! sie sind stets munter und fröhlich; sie wachsen täglich an Kräften, und die Gesundheit lacht aus ihrem Gesichte. Wie sieht es aber mit den Kindern der vornehmen Städtebewohner aus? Sie sind schwach

und kraftlos, Blässe bedeckt ihr ganzes Gesicht; sie wachsen nicht heran; viele welken frühzeitig dahin; andere werden durch die Kunst des Arztes etwas länger erhalten, bleiben aber stets elende Menschen. — Da klagt und jammert nun manche vornehme Mutter: ach! ich kann es gar nicht begreifen, warum mein Kind immer so kränklich ist; ich gebe ihm doch lauter gute Sachen; es erhält alles, was es nur wünschet und ihm gut schmeckt. Liebe Mutter! wundere dich nicht, wenn dein Kind nicht gesund ist; du giebst ihm ja keine gesunde Speisen, sondern nur Leckerbissen! So oft es weint, oder nur eine trübe Miene macht; so stopfest du ihm den Mund mit Zucker, es muß mit dir Kaffe, oft auch Wein trinken; kurz, du kannst es nicht über dein mütterliches Herz bringen, wenn es nicht von allem erhält, was du genießest. Aber dadurch zerstöhrest du selbst seine Gesundheit. Gewöhne es also an eine einfache, natürliche Kost, und du wirst sehen, wie es von Tag zu Tag gesünder und stärker wird. —

b) Es ist ein wahres Sprüchwort: zu wenig und zu viel, verdirbt alles Spiel. Hat die Pflanze zu wenig Feuchtigkeit, so dorrt sie aus; hat sie zu viel, so verfault sie. Ist der Mensch mäßig im Genusse der Speisen und Getränke, so wird er gestärket; ist er unmäßig, so wird er geschwächt. Fragen wir die Aerzte, in welchem Theile des menschlichen Körpers die meisten und gefährlichsten Krankheiten entstehen, und sie antworten uns: in demjenigen, wo die Speisen verdauet und zur Nahrung und Erhaltung

haltung des Körpers zubereitet werden. — Liegt also den Aeltern die Gesundheit ihrer Kinder nahe am Herzen; so müssen sie dieselben frühzeitig zur Mäßigkeit, und zu einer bestimmten Ordnung im Essen und Trinken gewöhnen; denn der Unmäßige wird nicht geboren, sondern gezogen. In diesem Stücke fehlen aber manche Aeltern vielfach. Begehrt das Kind den Tag hindurch auch noch so oft zu essen und zu trinken, man schlägt es ihm niemals ab; man darf die Kinder nicht hungern lassen, heißt es da immer; ja man hat sogar eine Freude, wenn sie recht viel und oft essen, man sieht es für ein Zeichen der Gesundheit an. Was Wunder, wenn solche Kinder Vielfraße werden, wenn sie im Essen und Trinken kein Maaß und Ziel beobachten können, und sich dadurch allerlei Krankheiten zuziehen?

So wichtig für Aeltern die Pflicht ist, Kinder frühzeitig zur Mäßigkeit zu gewöhnen; so wichtig ist auch jene, dieselben zur Reinlichkeit, sowol am Körper als in Kleidern anzuhalten. Reinlichkeit ist schon eine äußerliche Zierde des Menschen, sie befördert aber auch auf verschiedene Weise die Gesundheit. Es ist bekannt, wie vielerlei Krankheiten vorzüglich bei den Kindern durch Unreinlichkeit entstehen; es ist daher jenen Aeltern gar nicht zu verzeihen, welche weder bei sich selbst, noch bei ihren Kindern auf Reinlichkeit sehen.

c) Wie man den Menschen in der Jugend gewöhnt, so bleibt er auch im Alter; überläßt man ihn seinen kindischen Spielen zu lange; hält man ihn nicht

stufenweis zur ernsthaften Thätigkeit an; so wird er als Jüngling, als Mann und als Greis seine Berufsgeschäfte immer mit Widerwillen betreiben; der Hang zum beschäftigten Müßiggange wird ihn niemals verlassen. Es ist also für Aeltern eine wichtige Pflicht, ihre Kinder bei Zeiten zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Allein sie müssen bei den Arbeiten, die sie ihnen auflegen, auch stets auf Alter und Kräfte sehen; sie dürfen nicht vergessen, daß der Bogen zerspringt, wenn man ihn zu sehr anspannt. — Wie sehr fehlen also nicht jene Aeltern, die aus übertriebener Gewinnsucht ihre Kinder oft mit der Peitsche zu den schwersten Arbeiten antreiben, und sie so frühzeitig zu Krüppeln und elenden Menschen machen. —

d) Das Kindesalter ist verschiedenen Krankheiten unterworfen; die meisten Menschen sterben in demselben dahin. Aeltern können daher nicht Sorge genug tragen, wenn ihre Kinder krank werden; da giebt es aber manche, die nicht eher Hülfe suchen, als bis keine mehr möglich ist, oder zu Quaksalbern rc. ihre Zuflucht nehmen — sey es aus Kostenersparniß, oder aus Dummheit und Aberglauben — und an den von der Obrigkeit aufgestellten Arzt, der sein ganzes Leben mit Untersuchung der Krankheiten und ihrer Heilmittel zubringt, gar nicht denken. Ist es aber dann ein Wunder, daß so viele Kinder sterben, oder wenigstens ihr ganzes Leben kränkliche Menschen bleiben? Beobachte man nur das Benehmen mancher Aeltern, wenn ihre Kinder die Blattern haben; sie sind taub gegen alle Verordnungen und Anstalten, die von

geschick-

geschickten Aerzten gemacht werden, dieses verheerende Gift so viel möglich unschädlich zu machen; sie lassen sich von den alten Kurmitteln nicht abbringen; der Rath einer alten Frau gilt ihnen mehr, als das Gutachten aller Aerzte.

Am ein und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Da er aber ganz ausser Stand war, zu bezahlen, befahl der Herr, ihn samt Weib und Kindern, und allem, was er hatte, zu verkaufen, um sich damit bezahlt zu machen. Math. XVIII. 25.

Petrus fragte Jesum: Herr, wie oft muß ich meinem Nebenmenschen, der mich beleidigt hat, vergeben? Ist siebenmal genug? Die jüdischen Gesetzerklärer sagten: es sey genug, den Feinden drei bis viermal zu verzeihen. Petrus glaubte also, recht viel zu thun, wenn er sich erböte, siebenmal zu vergeben. Jesus gab ihm aber zur Antwort: „Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzig siebenmal. Damit wollte der Heiland sagen: ohne Ermüden, ohne Aufhören müsse man seinem Feinde verzeihen. Um dieß recht begreiflich zu machen, führte er die Gleichnißrede im Evangelium an; in der vorzüglich zwei Per-

sonen unsere ganze Aufmerksamkeit erregen. Wir bewundern das edle und großmüthige Benehmen des Königs gegen seinen Diener, der ihm so viel schuldig war; dem er aber auf seine Bitte alles nachließ; die Unbarmherzigkeit aber des begnadigten Dieners gegen seinen Kammeraden erweckt unsern ganzen Unwillen. Wir wählen uns das Betragen des Königs als ein Beispiel zur Nachahmung; jenes seines Dieners aber dient uns zur Warnung, und zwar nicht nur wegen der Grausamkeit, die er an seinem Mitdiener ausgeübt hatte; sondern auch wegen seines Schuldenmachens, das ihm die Kerkerstrafe zuzog. Möchten doch alle leichtsinnige Schuldenmacher dieses Beispiel wohl beherzigen! Zum Besten jener, die von diesem verderblichen Laster noch nicht angesteckt sind, diene die Beantwortung folgender Frage:

Woher entsteht gewöhnlich das verderbliche Schuldenmachen?

Wenn mancher Hausvater bei harten Zeiten, wo der Verdienst geringe ausfällt, und die Lebensmittel doch theuer sind, Schulden macht; welcher Vernünftige wird ihm deswegen Vorwürfe machen? Die Noth treibt ihn ja dazu. Wenn ein angehender Handwerker oder Handelsmannn Geld aufnimmt, um sein Gewerbe mit Vortheil anfangen zu können, wer wird ihm das verdenken? Ist er ein ehrlicher Mann, so wird ihm jeder Vermögende einen Vorschuß leisten. Entstünde also das Schuldenmachen blos aus einer schuldlosen Nothwendigkeit; so hätte man gar nicht Ursache, dasselbe zu tadeln, und dagegen zu warnen.

Allein

Allein dieß ist der Fall nicht; die Quellen, woher das Schuldenmachen oft entspringt, sind schlechterdings nicht zu billigen, und welche sind es? 1) Verschwendung und Großthun; 2) übertriebene Gewinnsucht; 3) Spiel; 4) Müßiggang; 5) sündhafter Umgang mit dem andern Geschlechte.

a) Manchen Menschen ist das Wohlleben so zur Natur geworden, daß ihnen kein Vergnügen zu theuer ist, um es nicht zu genießen. Ihr Tisch muß immer mit köstlichen Speisen und Getränken besetzet seyn; sie lassen sich von Niemanden in der Kleidertracht übertreffen, und finden sich bei allen kostspieligen Gesellschaften und Lustbarkeiten ein. Die innere Einrichtung ihres Hauses muß von Tag zu Tag an Glanz und Pracht zunehmen; erzeigt ihnen jemand einen kleinen Dienst, so belohnen sie ihn des Ruhmes wegen mit ansehnlichen Geschenken. Was ist aber die Folge ihres verschwenderischen und praleriſchen Lebens? Ihr Vermögen nimmt ab, sie wollen sich nicht einschränken, und häufen Schulden auf Schulden; so lange ihnen geborgt wird.

b) Es giebt Menschen, die schnell reich werden wollen, was thun sie? Sie übertreiben den Grundsatz: „wer nichts wagt, gewinnt nichts;“ und sind abentheuerlich in ihren auf Reichthum abzweckenden Unternehmungen. Ihr eigenes Vermögen reicht nicht zu, ihre tollkühnen Bereicherungsplane auszuführen, sie machen also Schulden, und glauben, daß sie sich gewiß gut verzinsen würden. Allein am Ende sehen

sie sich oft in ihrer Rechnung abscheulich betrogen. Sie legen z. B. mit geborgtem Gelde große Getraidemagazine an, zum Nachtheile der minder Begütherten, und rechnen auf Mißjahre, oder auf vortheilhaften Handel ins Ausland; allein ihre Hoffnung wird getäuscht, und sie müssen mit großem Verluste verkaufen. Sie pachten oder kaufen ansehnliche Güther; es treten mehrere unglückliche Jahre nach einander ein, und sie müssen sich in tiefe Schulden stecken.

c) Die Neigung zum Spiele ist bei den Menschen sehr gemein und stark. Der Wilde, so träge und unempfindlich er sonst ist, wird lebhaft und laut, sobald es an ein Spiel gehen soll; Weib und Kind, die Freiheit selbst opfert er dieser Neigung auf. Auch die Gesellschaften der feinsten Welt scheinen jetzt ohne Spiel nicht bestehen zu können. Leider sind aber die Folgen dieses starken Hanges zum Spiele sehr verderblich. Wer dasselbe Anfangs aus Zeitvertreib mitmachte, dem wird es nach und nach zum Bedürfniß: die Gewinnsucht gesellt sich dazu, und man vertraut oft sein ganzes Vermögen der Karte oder dem Würfel an. Die Erfahrung lehrt aber, daß es gar selten einen reichen Spieler giebt. Da sitzt Mancher in einer Spielgesellschaft, das Glück ist ihm nicht günstig, er verliert, er hat kein Geld mehr, er hofft aber doch wieder zu gewinnen, er borgt also; er ist wieder unglücklich, er lehnt wieder, und so steckt er sich nach und nach in Schulden, die ihm endlich Haus und Hof nehmen, und ihn in die äußerste Dürftigkeit versetzen. —

d) Müs-

d) Müßiggang heißt nicht blos das Nichtsthun; sondern auch das Arbeiten ohne Plan, Ordnung und Beruf. Der Mensch kann niemals ganz müßig seyn; er hat sonst lange Weile, welche eine große Quälerin ist; allein er thut gar oft das nicht, was er nach seinem Stande thun sollte, und ist sohin doch ein Müßiggänger. Wenn der Hausvater den ganzen Tag Zeitungen liest, wenn er nur immer über die gegenwärtigen Weltereignisse nachdenkt; so ist er zwar thätig, aber nicht so, wie er es seyn sollte. Wenn die Hausmutter die Zeit mit Romanenlesen, oder mit Visitengeben und Nehmen zubringt; so ist sie zwar beschäftiget; aber nicht in ihrem Wirkungskreise. — Solche beschäftigte Müßiggänger giebt es leider viele, und ist es ein Wunder, wenn dieselben oft Schulden machen? Sie verdienen wenig oder gar nichts, und verzehren doch immer, und man schöpft doch auch den tiefsten Brunnen mit der Zeit aus, wenn die Nebenquellen den Verlust am Wasser nicht ersetzen.

e) Der Umgang mit dem andern Geschlechte ist unvermeidlich und in mancher Hinsicht auch gut, wenn er aus einer edlen Absicht, und mit Weisheit und Klugheit geschieht; im entgegengesetzten Falle ist er aber höchst verderblich. Die Rede ist hier nicht von dem Verderben, das aus dem sündhaften Umgange mit dem weiblichen Geschlechte für Körper und Seele erwächst; sondern von dem kostspieligen Aufwande, den jener oft verursachet. Der junge Handwerksgeselle hängt oft den ganzen sauer verdienten Wochenlohn seiner Dirne an; ist dieser nicht hinreichend, so

verkauft er seine besten Habseligkeiten und macht Schulden. Der Sohn bestiehlt seinen Vater, und nimmt auf dessen Credit, oder auf sein ihm in der Zukunft zufallendes Vermögen, Geld auf, um die Forderungen seines Mädchens zu befriedigen. Und was thut erst nicht oft der Ehemann, welcher die eheliche Treue bricht? Wie viel muß er nicht bezahlen, um nicht öffentlich gebrandmarket und gestraft zu werden!

Möchten doch die Menschen stets weise und tugendhaft leben! sie würden dann gewiß das schändliche und verderbliche Schuldenmachen meiden. —

Am zwei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Ists recht, daß man dem Kaiser Steuern giebt, oder nicht? Math. XXII. 17.

Die Pharisäer scheinen alle Hoffnung verloren zu haben, auch nur eine der Thaten Jesu mit einem Anscheine tadeln zu können; alles, was ihnen übrig blieb, war das Bemühen, wenigstens ein Wörtchen aufzuhaschen, das sich zu seinem Nachtheile auslegen ließ. Sie berathschlagten sich demnach über die Weise, dem Heilande eine Antwort abzulocken, die sich zu einem Verbrechen machen ließ, und wurden endlich einig, ihm eine Frage vorzulegen, worauf er weder

der Ja noch Nein antworten könnte, ohne in die Fallstricke zu fallen, die sie ihm legen wollten. Diese Frage war: ob man dem Kaiser Abgaben geben dürfe, oder nicht? Antwortete Jesus Ja; so hatte er den größten Theil der Juden wider sich, die, eifersüchtig auf ihre Freiheit, keinem heidnischen Herrn untergeben seyn wollten; sagte er aber Nein; so konnte man ihn dem römischen Landpfleger Pilatus als einen Aufrührer zur Strafe überliefern. Die Frage war also allerdings listig und fein ausgesonnen. Allein Jesus erkannte gleich die Falle, die ihm die Pharisäer dadurch legen wollten, und wußte ihre boshafte Absicht auf eine geschickte Weise zu vereiteln. Er ließ sich eine Steuermünze von ihnen weisen, und da sie auf die Frage: „Wessen das Bild und die Umschrift sey?“ antworteten: „des Kaisers;“ so sprach er zu ihnen: „So gebet dem Kaiser, was dem Kaiser, und Gott, was Gott gebührt.“ — Möchten diese Worte des Heilandes heutiges Tags auch jene Menschen wohl beherzigen, die von nichts als Freiheit und Gleichheit zu schreien wissen, und so ungerne, wie die Juden, die gesetzlichen Abgaben entrichten! Zu ihrer Belehrung und Besserung mag die Beantwortung folgender Frage dienen:

Warum muß der Unterthan Abgaben entrichten?

Kein Volk kann ohne regierende Macht bestehen. Denke man sich eine Familie, wo völlige Gleichheit der Rechte, der Freiheit und Gewalt wäre; wo Aeltern, Kinder und Gesinde gleiche Vollmacht hätten; welche

welche Zerrüttung würde nicht da herrschen? Und ist ein Volk nicht eben das, was eine Familie im Kleinen ist? Wie groß und vielfach sind aber nicht die Vortheile, welche die Bürger eines Staates von den Regierungen genießen! Sie sind: Schutz des Eigenthums, Freiheit, Handel, Religion, Landfrieden und öffentliche Sicherheit, Ordnung und Einheit im Ganzen, und Verhütung jener Laster, welche das Glück der Gesellschaft stören. Wer kann es läugnen, daß der Regent der Beschützer, der Wohlthäter und Vater seines Volkes sey? Hängt nicht die Erhaltung der wahren Religion, die sittliche Bildung der Unterthanen; die Ausbreitung der Künste und Wissenschaften; das Leben und die Gesundheit der Bürger; die Versorgung der Armen, die Belohnung der Tugend, die Bestrafung des Lasters — hängt nicht alles dieses größtentheils von der Fürsorge und den Anstalten des Regenten ab? Allein, wie kann er alles dieses leisten, wenn er nicht von den Unterthanen unterstützet wird! Wovon soll er die Ausgaben bestreiten, welche öffentliche wohlthätige Anstalten, Kirchen, Schulen, Soldaten, Bedienungen, Belohnungen des Verdienstes erheischen? Die Unterthanen, welche von allen diesen Anstalten großen Nutzen ziehen, müssen die dazu nöthigen Gelder gemeinschaftlich zusammenschießen; denn der Regent hat und kann als Regent kein Eigenthum haben, und seine Privatgüther dem Wohle der Bürger aufzuopfern, kann ihm nicht zugemuthet werden; sie reichen auch lange nicht hin, die Staatsbedürfnisse damit zu befriedigen.

Nur-

Murre also nur nicht, lieber Bürger, daß du Abgaben entrichten mußt; sie sind zu deinem und des ganzen Landes Wohl nothwendig; willst du die Vortheile einer Staatsgesellschaft genießen; so mußt du auch die nothwendigen Lasten derselben willig tragen. Du hast z. B. auf Verordnung und Anstalten deines Fürsten einen Pfarrer oder Kaplan, der dir deine Bestimmung als Mensch und Christ, und die besten Mittel, dieselbe zu erreichen, kennen lehrt, und dadurch den festen Grund zu deiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit legt. Wer soll und kann ihm aber den gehörigen Unterhalt geben, wenn du es nicht thun willst? Die öffentlichen Schul- und Erziehungsanstalten nehmen dir einen großen Theil deiner älterlichen Pflichten ab; du kannst deswegen deinen zeitlichen Geschäften mehr Zeit widmen; wer soll die Lehrer und Vorsteher dieser wohlthätigen Anstalten ernähren? Du wirst von deinen Mitbürgern hie und da an deinen Rechten gekränket; du suchst bei den vom Staate mit Ansehen und Macht versehenen Gerechtigkeitsbeamten Hülfe, du kannst also ihre unumgängliche Nothwendigkeit nicht verkennen; allein, wer soll sie erhalten? Du leidest an deiner Gesundheit, dein Fürst schickt dir einen Arzt; wer ist schuldig für seinen Unterhalt zu sorgen? Du hast alte gebrechliche Mitbürger, sie können sich durch Arbeit nicht ernähren, die Nächstenliebe verpflichtet dich, für sie zu sorgen; dein Fürst sucht dir aber diese Last zu erleichtern, er baut für sie besondere Häuser, und läßt ihnen die gehörige Pflege geben; wovon soll er aber die dazu

nöthi-

nöthigen Ausgaben bestreiten? Du willst gegen die Raub- und Mordsucht fremder Völker gesichert seyn, du magst aber dein Gewerbe und deine Familie nicht verlassen; du scheuest das Kriegsleben; dein Fürst hält also Soldaten, wer soll und muß sie erhalten? Sie thun deine Dienste, du mußt sie folglich auch besolden. Es gefällt dir wohl, wenn durch Anlegung und Unterhaltung guter Strasen für deine und deines Viehes Bequemlichkeit gesorget wird; aber warum wirst du denn unwillig, wenn man dir die zum Unterhalte und zur Ausbesserung nöthigen Gelder abfordert? Du klagst über das heutiges Tags von allen Ständen übertriebene Wohlleben, und wenn dein Fürst nur auf gewisse ausländische Weine eine Auflage macht, um der Verschwendung Einhalt zu thun; so murrest und schreiest du doch über Ungerechtigkeit. Ich übergehe die übrigen schönen Anstalten, die zu deinem Besten getroffen werden, weil ich glaube, dich hinlänglich von der Nothwendigkeit und Güte der Abgaben überzeuget zu haben: ich will dir nur noch auf einen Einwurf antworten, den ich dich machen höre. Du sagst: ich wollte gerne Abgaben entrichten, wenn sie aber auch nur allezeit gut verwendet würden; aber da hält der Fürst so kostspielige Gastmahle, die nicht seyn müßten; auch sein großer Hofstaat, der dem Lande viel von dem mit saurem Schweiße verdientem Gelde wegnimmt, ist unnöthig. Wie magst du denn so ungerecht seyn, etwas zu tadeln, was du selbst thust? Giebst du nicht auch hie und da, z. B. an deinem Geburts- oder Namenstage deinen Freunden ein

Freu-

Freudenmahl? Gönnst du denn deinem Fürsten für die viele Mühe und Sorgen, die er deinetwegen hat, keine Freude? Und fällt der Glanz seines Hofes nicht auch auf dich zurücke? Kommt dir das Ansehen und die Ehre, in welcher er bei andern Völkern steht, nicht auch zu gut? Willst du denn, daß er, gleich einem Eremitten, in einem finstern und Menschen nicht zugänglichem Walde leben soll? —

Am drei und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Gehet nur fort, das Mädchen ist nicht tod, es schläft nur. Math. IX. 24.

Bewundern wir heute wieder den stets und schnell zur Hülfe bereitwilligen Heiland! Er ließ sich nicht lange von dem Synagogenvorsteher bitten, mit ihm nach Hause zu gehen, um seine in den lezten Zügen liegende Tochter vom Tode zu retten. Er kehrte auch auf die Nachricht der Diener des Jairus, daß das Mädchen schon wirklich gestorben sey, nicht zurücke; sondern setzte seinen Weg fort, befahl, beim Eintritte in das Leichenhaus, allem Trauervolke zu schweigen und sich zu entfernen, weil das Mädchen nicht tod sey; son-

dern nur schlafe, und weckte es auch dann wirklich wieder zum Leben auf.

Das Mädchen war doch gewiß tod. Warum nennte denn aber Jesus ihren Tod einen Schlaf? Weil der Tod in vieler Hinsicht nichts als ein Schlaf ist; denn die Seele stirbt ganz und gar nicht, und der Körper stirbt auch nicht auf ewig, er erwacht wieder einmal. Dank dem Heilande, daß er uns den Tod unter dem Bilde eines erquickenden und neubelebenden Schlafes kennen lehrte. Derselbe verliert bei dieser Ansicht viel von seiner Furchtbarkeit, ja er erscheint uns sogar tröstlich und erfreulich.

Kann denn aber auch jeder Mensch mit gleichem Rechte den Tod unter diesem schönen Bilde deneken? Nur der Gute, nicht aber der Böse. Um dieß deutlicher einzusehen, betrachten wir beide auf dem Sterbebette, was sehen wir da?

1) Traurigkeit und Furcht bemächtigen sich der ganzen Seele des Bösen; 2) Freude und Hoffnung erfüllen aber das Herz des Guten.

1) Der Bösewicht wälzt sich auch in gesunden Tagen auf seinem Nachtlager unruhig hin und her; seine verübten Schandthaten schweben ihm stets vor den Augen, und verscheuchen den Schlaf. Nahet sich ihm endlich gar der Tod, wie kann er hoffen, ruhig und sanft einzuschlafen, und neubelebt und gestärkt wieder aufzustehen? Er soll nun die Erde, die sein Himmel war, verlassen; welcher schreckliche Gedanke! mit nassen Augen sieht er nochmals auf dem Sterbebette

bette sein Gold an, das ihm sowol diente alle seine Begierden und Leidenschaften zu befriedigen; die vielen tausend genossenen Freuden stellen sich ihm reihenweise vor die Augen, und führen eben so viele neue bei sich, die ihn zum Genusse einladen, und mit tiefem Schmerzengefühle ruft er da aus: „Ach mich Unglücklichen! wie viel wäre mir noch zu genießen übrig! Aber da liege ich matt und entkräftet, meine Lebensgeister werden immer schwächer, niemand kann mir helfen, ich werde bald nicht mehr seyn!“ Wie groß muß die Traurigkeit dieses Menschen seyn! sie läßt sich nicht beschreiben, sondern nur fühlen. Er wird von derselben endlich so weit geführt, daß er das Schicksal einer Grausamkeit beschuldiget, weil es dem Menschen eine so kurze Lebensfrist gestatte, um die Freuden der Erde nach Herzenslust genießen zu können.

Aber nun wendet er den Blick von der glücklichen Vergangenheit weg; denn er erkennt durch das allmähliche Brechen seiner Augen und Erstarren seiner Glieder die Unmöglichkeit des fernern Weltgenusses; er schaut jezt in die Zukunft und erwägt bei sich, was ihm da für ein Schicksal bevorstehen werde. Allein ein kalter Schauer durchläuft seine morschen Glieder, er zittert und bebt. Es dringt sich ihm ganz unwillkührlich der Gedanke auf: dein Körper, durch den du so viele Vergnügungen genossen hast, wird nun bald eine Speise der Würmer werden! Aber du hast ja auch eine Seele, wie wird es mit dieser aussehen? Sie wird ewig fortleben, aber wie? In jener Welt kann es nur eine geistige Glückseeligkeit geben; du hast aber die Vervollkommung deines Geistes vernachlässiget, du hast blos für deinen Körper gesorget, du bist also der künftigen Glückseeligkeit gar nicht fähig! Wie werde ich aber vor Gott, als dem strengen Richter bestehen? Ich habe seinen heiligen Willen so oft verletzet; ich kann also nichts, als verdiente Strafe erwarten. Wird er bei diesem Gedanken nicht ausrufen: o ihr Berge, stürzet über mich zusammen,

und ihr Hügel bedecket mich! Er hört schon die vielen Klagen, die manche seiner Mitmenschen in jener Welt gegen ihn führen werden; er hört, wie sie ihn einen Verführer der Unschuld, einen Betrüger rc. nennen werden, und er sieht sich bei allen diesen Klagen verstummt vor dem Richterstuhle Gottes stehen, und hört von diesem die fürchterlichen Worte: Entferne dich von mir, du Bösewicht! geh hin und leide die Strafen, die dem Satan und allen seinen Dienern von Ewigkeit zubereitet sind!

Wer mag noch behaupten, daß sich der Böse den Tod unter dem Bilde eines sanften, erquickenden und neubelebenden Schlafes vorstellen könne?

2) Der Böse und Gute, beide lieben das Leben; aber mit dem wichtigen Unterschiede: jener, um blos zu genießen; dieser, um sich für die Ewigkeit auszubilden. Dem Guten kann also auch der Tod nicht furchtbar seyn, er ist ihm ein sanfter, süß erquickender, neubelebender und stärkender Schlaf. Sirach sagt freilich XLI. 1. 2.: „O Tod, wie bitter ist doch dein Gedanke dem Sterblichen, der seines Reichthums froh ist, dem sorgenfreien Mann, dem es gelingt in allem, und dem es bei Tische noch gut schmeckt." Allein der Tugendhafte tröstet sich mit einem andern Spruche Sir. I. 13.: „Dem Gottesfürchtigen gehts am Ende gut, er wird an seinem Sterbetage gesegnet seyn." Und warum sollte er beim Anblicke des Todes traurig seyn, warum sich fürchten? Daß er die schöne Welt verlassen muß? Er betrachtete sie niemals als seinen beständigen Wohnplatz; sie war ihm blos eine Vorbereitungsschule zur Ewigkeit, und er freuet sich, aus derselben hinaus zu gehen, wie der junge Mann, der seine Schuljahre vollendet hat, und vom Staate den Posten erwartet, zu dem er sich fähig gemacht hat. Sollte es dem Guten schmerzen, daß er die Güther der Erde zurücklassen muß? Er kann sie ja nicht mehr brauchen, mit Freuden überläßt er sie also andern, und wünschet nur, daß sie dieselben eben so zweckmäßig verwenden möchten, wie

er.

er. Allein er muß sich doch von so manchen guten Freunden trennen; er hat vielleicht Vater und Mutter, Weib und Kinder, deren einziger Trost und Stütze er war. Mit zur Erde gesenktem Blicke stehen diese um sein Sterbebette herum, jammern und weinen, und flehen gemeinschaftlich zu Gott, daß er ihnen ihre Stütze nur noch eine kurze Zeit lassen möchte. Muß bei einem solchen Anblicke nicht das Herz des Härtesten gerührt werden? Ja, der Gute kann sich unmöglich erwehren, seine Thränen mit denen seiner Freunde zu vermischen; aber hören wir, wie schön er sich und diese trösten kann: ich erkenne — spricht er mit langsamer und oft unterbrochener Stimme — ich erkenne an eurem Jammern und Weinen, daß ihr mich lieb habet; aber höret nur auf zu weinen, macht mir mein Herz nicht noch schwerer, es hilft nichts, ich muß euch verlassen; aber seyd nur getrost, Gott wird euch nicht verlassen, — seyd nur stets seine treuen Diener, und über kurz sehen wir uns wieder in der andern Welt, und freuen uns ohne Ende; — lebet nun wohl und seyd stets eingedenk meiner lezten Worte!

Die Welt mit allem, was sie hat, ist also nicht im Stande, dem Guten den Tod zu erschweren. Aber vielleicht fürchtet er sich wegen der Zukunft. Wie wäre das möglich? Er geht ja in ein Land, wo kein Wechsel zwischen Leid und Freude Statt hat; wo die Tugend belohnt und das Laster bestraft wird; wo nur vollkommene Geister wohnen, die sich noch immer freuen, daß sie bei dem schweren Kampfe in ihrem Erdenleben den Sieg davon getragen haben, und diesen seligen Geistern wird er beigesellet werden; denn er kann ja mit allem Grunde, wie Paulus, sagen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe meinen Lauf vollendet, nun erwarte ich auch die Krone der ewigen Gerechtigkeit. Er freuet sich demnach schon zum voraus, vor dem allgemeinen Richter zu erscheinen, und die tröstlichen Worte zu hören bei Math. XXV. 23. Freude- und Hoffnungsvoll stirbt

also der Gute in jeder Hinsicht; er schläft ein, um neubelebt zu erwachen. —

Möchte doch die gemachte treue Schilderung des zweifachen Todes den Sünder schrecken, den Tugendhaften aber in seinem Eifer stärken!

Am lezten Sonntage nach Pfingsten.

Text:

Wahrhaftig! sage ich euch: ehe noch dieses Geschlecht von Menschen aussterben wird, soll dieß alles geschehen. Math. XXIV. 34.

Der Heiland weissaget heute dem jüdischen Volke ein großes Unglück. Es wird ein Elend seyn, spricht er, dergleichen die Welt noch nie gesehen hat, und nimmermehr sehen wird! Der säugenden Mutter, der schwangern Frau wird nicht verschont werden. Im Volke selbst werden Irrlehrer, gegen einander wüthende Partheien aufstehen, und ihre eigne Zerstörung vollenden helfen. Wie der Blitz vom Sonnenaufgange bis zum Niedergange hinfährt; so wird sie die Ankunft des göttlichen Strafgerichtes überraschen. Dann wird für Judenland keine Sonne des Tags, und kein Mond des Nachts mehr scheinen. Dieses unglückliche Volk wird so zerstört werden, als ob der Himmel einfallen, und alle Gestirne herabstürzen sollten. Wie sich die Adler über ein Aas setzen, und mit ihren grimmigen Klauen die zerfetzten Stücke nach allen Gegenden der Erde fortschleppen; so werden die Trümmer dieses Volkes, die wenigen dem Schwerdte und der Flamme entronnenen Familien in alle Theile der Welt zerstreuet werden.

Welch eine fürchterliche Schilderung! sie gieng bis auf den geringsten Zug in Erfüllung. — Wodurch

hatte

hatte sich aber das jüdische Volk dieses große Unglück zugezogen? Es hatte die Religion seiner Väter verlassen, und die Religion Jesu verachtet und verworfen. Welch ein warnendes Beispiel für alle Völker, der Religion nicht untreu zu werden! Denn

Religion ist die beste Stütze des Staates.

Es ist wahr, Reichthum, Macht, Ehre und Ansehen bei fremden Völkern, tragen viel zum Wohle, zur Sicherheit und Festigkeit eines Staates bei. Was hilft ihm aber Reichthum ohne Religion? Er macht seine Bürger nur träg, oder ausgelassen, ausschweifend und verschwenderisch. Was hilft ihm Ehre und Ansehen bei andern Staaten, was Macht ohne Religion? Jenes flößt ihm nur einen diesem und ihm selbst schädlichen Stolz und Hochmuth ein; diese reitzet ihn stets, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen; andern Völkern Gesetze vorzuschreiben; über sie her zu fallen, sie zu plündern und zu morden, und sich dadurch am Ende selbst aufzureiben.

Religion ist also die Hauptstütze des Staates; denn diese bildet seine Glieder 1) zu guten Menschen, und 2) zu guten Bürgern.

a) Ein guter Mensch achtet und liebet auf eine vernünftige Weise 1) sich selbst, und 2) auch seine Mitmenschen. Er erkennt also seine erhabene Würde und Bestimmung, und lebt derselben auch gemäß; er sucht vorzüglich seinen Geist zu vervollkommnen; er genießt zwar auch die Güther der Welt, aber immer mit Weisheit und Mäßigkeit; seine sinnlichen Triebe und Neigungen hält er deswegen stets in den gehörigen Schranken, und so lebt er dann immer froh und zufrieden, und wächst täglich an Weisheit und Tugend. Seine Mitmenschen aber ehrt, schäzt und liebt er als seine Brüder, und ist für ihre Glückseeligkeit und Vollkommenheit, wie für die seinige, besorget; weit entfernt, ihnen was zu Leide zu thun, erzeigt er ihnen vielmehr alle mögliche Liebeswerke, und lebt mit ihnen in steter Ruhe, Einigkeit und Liebe.

Wie glücklich ist ein Staat, dessen Glieder lauter solche gute Menschen sind! In demselben herrscht allgemeine Zufriedenheit und Bruderliebe, standesmäsige Thätigkeit und Sicherheit des Eigenthums. Da giebt es keine Bettler und Müssiggänger, keine Verschwender und Verführer der Unschuld, keine Mörder und Räuber. Da hört man nichts von Zank und Streit, von Haß und Feindschaft, von Neid und Habsucht; kurz, da leben die Menschen wie Engel.

Wo sind aber solche gute Menschen ohne Religion anzutreffen? Nirgends Die Menschen ohne Religion, sind meistens nur Politiker — nur Heuchler. Verbanne man aus der Welt den Glauben an einen Gott, als den Schöpfer, den sittlichen Gesetzgeber und den Richter der Menschen, und diese werden gröstentheils aufhören, gut zu seyn, sie werden blos nach ihren sinnlichen Lüsten auf eine kluge Weise leben. Haben aber die Menschen wahre Religion, erkennen sie die Verbindlichkeit, recht und gut zu handeln, als den Willen Gottes, sind sie von der Wahrheit der Pflicht überzeuget, so vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel, welchen mächtigen Antrieb haben sie dann, stets recht und gut zu handeln, und zwar nicht blos auf Anrathen der Klugheit, aus Furcht und Hoffnung; sondern aus göttlicher Pflicht. —

b) Treten die Menschen in eine bürgerliche Gesellschaft zusammen, was haben sie für einen Zweck? Sicherheit des Lebens, des Eigenthums und aller Rechte der Menschheit; gemeinschaftliche Vertheidigung gegen auswärtige Feinde; freien und ungestörten Handel und Wandel; Kultur der Sitten, Künste und Wissenschaften. Ein jedes Glied der bürgerlichen Gesellschaft ist daher verbunden, nach Kräften das Seinige dazu beizutragen, um diesen vielumfassenden Zweck zu erreichen. Allein wie — ist die wichtige Frage — kann und soll dieß geschehen? Kein Staat kann ohne besondere Gesetze, Verordnungen, Anstalten und Abgaben bestehen; in demselben muß auch ein gewisser Unterschied der Stände herrschen, weil nicht

nicht alle Bürger gleiche Körper- und Geisteskräfte haben. Dieß vorausgeschickt, ist es leicht zu bestimmen, wer ein guter Bürger sey; derjenige ist es, welcher 1) alle Gesetze und Verordnungen des Staates genau beobachtet; 2) die nöthigen Beiträge zu den Bedürfnissen des Landes willig und ordentlich leistet; 3) seine Berufsgeschäfte fleißig und gewissenhaft verrichtet; 4) alles das meidet, was dem Wohle der bürgerlichen Gesellschaft und einzelner Glieder derselben nachtheilig ist: z. B. Aufwieglung der Bürger, Betrug im Handel und Wandel, Feindschaft, Streit; 5) alles thut, auch ohne besondere Aufforderung, was das Wohl des Landes befördern kann, und endlich 6) im Fall der Noth ein eifriger und großmüthiger Vertheidiger des Vaterlands ist.

Wer kann läugnen, daß ein Staat, der lauter solche gute Bürger hat, im höchsten Grade glücklich sey, und auf unerschütterlichen Felsen stehe? Die halbe Welt mag sich gegen ihn verschwören, und er wird nicht unterliegen.

Wo sind aber solche gute Bürger ohne Religion zu finden? Der Bürger ohne Religion gehorchet den Gesetzen des Staates nur aus Furcht vor der Strafe, und tritt dieselben heimlich mit Füßen. Er entrichtet die Abgaben mit Widerwillen und Betrug. Er setzet seine Standespflichten auf die Seite, ist lieber gemächlich und geht Freuden nach. Er belügt und betrügt seine Mitbürger und den ganzen Staat, wo er nur kann. Der Fürst selbst, ohne Religion, ist ein Tirann seiner Unterthanen. Die Religion ist es also, welche gute Bürger bildet, sie ruft ihnen zu: „Seyd unterthänig den Befehlshabern, denn sie sind von Gott; gehorchet ihnen nicht nur aus Furcht, sondern aus Pflicht; entrichtet ihnen, als von Gott bestellten Dienern, um für euer Wohl zu sorgen, die gehörigen Abgaben.“ Röm. XIII. 1—7. den Herren aber, sagt sie, Coloss. IV. 1.: „Behandelt eure Diener nach der Gerechtigkeit und Billigkeit, und vergesset nicht, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet.“

Doch,

Doch, was brauche ich noch länger zu beweisen, daß Religion die beste Stütze des Staates sey; die Staatengeschichte beweiset es ja selbst augenscheinlich genug. Nicht nur der Jüdische, auch der Römische, und in der neuesten Zeit der Französische Staat sind mit dem Verfalle der Religion zusammengestürzt.

Möchten doch diese Wahrheit nicht nur die Bürger, sondern auch die Regierer der Staaten wohl beherzigen! —

Verbesserungen.

S. 19 Z. 22 statt einen lies: eine
S. ebd. Z. 25 fällt nach Kleinigkeiten das Comma weg.
S. 45 Z. 28 statt den lies: der
S. 52 Z. 10 st. umthig l. muthig.
S. 58 Z. 26 st. Vernunft l. Vernunftmäßigkeit
S. 69 Z. 16 st. der l. des
S. 89 Z. 10 st. sein leztes l. sein erstes und leztes
S. 114 Z. 12 st. andere l. andern.
S. 117 Z. 25 st. des l. das
S. 123 Z. 12 st. Landleute l. Landesleute
S. 131 Z. 27 st. nur l, nicht
S. 132 Z. 27 fällt entweder weg
S. 233 Z. 5 von oben st. ihn l. ihm
S. 153 Z. 4 von oben st. aber l. also.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wirsing, Johann

Anweisungen, die gewöhlichen Sonntags-Evangelien eines katholischen Kirchenjahrs praktisch zu Predigten zu bearbeiten für angehende Prediger

Bd.: 2

Erfurt (1803)

Hom. 1756-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10462871-1